This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.

+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.

+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.

+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at `http://books.google.com/`

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

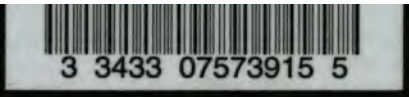
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.


3 3433 07573915 5

THE NEW YORK PUBLIC LIBRARY
REFERENCE DEPARTMENT

This book is under no circumstances to be taken from the Building

MAY 21 1915

JUL 27 19[illegible]

Form 410

NEW YORK
PUBLIC
LIBRARY

(Hahn)
NGL

Kleine Romane

aus der

Völkerwanderung.

X

Ebroin.

Leipzig

Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel

1897.

Ebroin.

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

von

Felix Dahn.

Erste Abtheilung.

Vierte Auflage.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1897.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
76239
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.
1898.

Vorbemerkung.

Die hier, insbesondere auch die I S. 221, geschilderten wirthschaftlichen Nothstände sind den Quellen entnommen.

Meinem lieben Freunde

Ludwig Mayer-Doß

auf Villa Christina

in

Partenkirchen

zu eigen.

Alle Rechte, insbesondere das der Übersetzung, vorbehalten.

Begonnen Königsberg 1884, beendet Gastein 1896.

Erstes Buch.

I.

In einer Sommernacht des Jahres sechshundertachtunddreißig nach Christus wurden vor den Thoren von Poitiers zwei Kinder geboren.

Nahe beisammen standen die beiden Häuser, aber weit von einander ab lagen die Lebensgeschicke der beiden Älternpare.

In Colonnata, der alten Römervilla, der marmorsäulengetragenen, ward Frau Sigrada, der Gemahlin des reichen, vornehmem Geschlecht entstammten Herzogs Leodegast, wie sie in weichen Polstern lag, der Beistand des griechischen Hofarztes, den der Enkel Fredigundens, König Dagobert, ihr schon vor Wochen gesandt hatte.

Und ihr Bruder, der machtreiche, prachtreiche, hoch gebildete und kunstverständige Bischof Dedo von Poi-

tiers, aus dem Vorgemach hereingerufen, ſobald das Kind zu Lichte war, ſegnete den Neffen, berührte ihm Stirn und Herz mit den in goldenem Schrein mitgebrachten Gebeinen des heiligen Hilarius von Poitiers und legte ihn dann, in Purpurwindel gewickelt, in den Schrein ſelbſt auf dieſe geweihten Überbleibſel. Dann ſprach er: „Wie ich des Knaben Schirmer auf Erden, ſoll Sanct Hilarius ſein Schutzpatron im Himmel ſein. »Non sine Dîs animosus infans«, ‚nicht ohne Götterſchutz ein muthig Kind‘, würde mein Lebens-Lehrer, der weiſe, heitre Schalk von Venuſia, ſagen. Und der Herr König hat verſprochen, ihn aus der Taufe zu heben. So wird es dem Buben nicht fehlen, weder im Himmel noch auf Erden. — Schau nur, Herr Schwager, die koſtbare Arbeit an dem Schrein: ’s iſt eine Truhe aus der alten Römerzeit, an Kunſtwerth noch reicher als an Goldeswerth.“

Die ſtattliche Edelfrau, wohlgepflegt, von jeder Arbeitslaſt frei, von jeder Kunſt des Arztes, von allen

Mitteln des Reichthums umhegt, war wenig angegriffen: ja, schöner als zuvor sah sie nun aus, wie die kostbare Ampel von irisirendem Glase ihr sanftes Licht auf das schwellende Pfühl herab goß, um das ämsige Mägde lautlos beschäftigt waren.

In der gleichen Stunde lag in der binsenbedachten Knecht-Hütte des Nachbargrundstückes das Weib eines Unfreien dem Tode sehr nah.

Der Sturm peitschte den Regen durch die klaffenden Löcher des Daches in das niedre, enge Gelaß: der alte Holzschild, den der Mann da oben angenagelt hatte, konnte nicht einmal das Brettergestell des Bettes völlig schützen, auf dem die abgemagerte und abgearbeitete junge Mutter sich in Qualen wand, ein Ziegenfell ihre Unterlage, des Mannes alter Mantel ihre Decke; ein Kiehnspahn, über dem feuerlosen Herd in die Wand angeschraubt, warf ein flackerndes, rothes Licht in den doch dunkel bleibenden Raum, — mehr Rauchqualm als Licht verbreitend.

„Es ist ein Knabe," sprach der Vater, tonlos.

„Weiß nicht, ob das Elend kleiner oder größer, als wenn's ein Mädchen wäre.“

„O ſprich nicht ſo, Ebromuth. Es lebt! Und es iſt geſund, nicht? O gieb, gieb mir das Kind, daß ich es küſſe, mein Glück!“

Er reichte ihr das zappelnde Weſen: innig drückte die Mutter es an den jungen Buſen.

Der Mann trat vor die Thür und ſah in den dunkeln Nachthimmel. „Ja, es lebt! Wär's nicht viel barmherziger, du ſchwarzer Himmel, es wäre todt geboren? Leben: — alſo elend ſein, wie ich es — ward! Nicht war! Ward! Ohne Schuld! Heranwachſen — des Knechtes Sohn — ohne Glück noch Stern! Denn ſein Stern iſt wohl ein Unſtern. Da ſieh — plötzlich ein Strahl aus dem Gewölk — rothflammend zuckt es! — Das war kein Blitz: — eine Kugel: ein Himmelszeichen? — Über unſerm Dach flog's empor — auf das Dach der Marmorvilla ſchlägt's. Was mag's bedeuten?“

II.

Vierzehn Jahre ſpäter an einem ſchönen Herbſtabend ſprang ein ſtarker, freudiger Knabe über die Schwelle des ehemaligen Knecht-Hauſes herein: aber er trug das ungeſchorne Har der Freien: luſtig flatterten die blonden Locken im Herbſtwind und auch der Vater, der an einem Speerſchaft ſchnitzte, trug jetzt langes Har. „Vater, Mutter!“ rief der Sohn mit leuchtenden Augen, „kommt raſch hinaus! Der gute Herr iſt wieder da.“

Eilfertig legte der Mann die Waffe zur Seite, und die Frau die flachsumwundene Kunkel: beide ließen ſich von dem Sohn an den Händen aus der Thüre zerren. Da hielt vor der Hofwere — ſtattlich war ſie aufgezimmert worden in den letzten

Jahren — auf einem schönen und reich gezäumten Maulthier ein freundlicher Herr in geistlicher Tracht: in einigem Abstand harrten ein par Diener.

Beide Ältern bemühten sich, dem Fremden bei dem Absteigen behilflich zu sein: er wies sie gütig ab. „Eia," sprach er, die Leute, dann das Haus hinter ihnen musternd mit seinen guten, seelenvollen Augen, „das sieht ja freilich Alles anders, besser aus! Ein Ziegeldach statt der durchlöcherten Binsen. Und ein Nebenbau — ein Stall: da blöken Schafe, da brüllt ein Rind. Und reiche Garben hat euch der Herbst beschert: — säuberlich sind sie geschichtet. Und wie der Bub herangewachsen ist — stark und frisch! Man sieht den Segen Gottes hier am Ort!"

„Und wer hat ihn gebracht?" rief Ebromuth. „Mein Glaube an solchen Segen war sehr schwach geworden . . ."

„Welche Sünde!"

„Ja, wenn's einem geht wie mir . . . !" —

„Aber du, o Herr," sprach die Frau — lieblich war

ihre ſanfte Stimme —, „haſt ihm das Gottvertrauen, den Glauben wieder gegeben. Und uns Allen das Glück;“ ſie küßte die feine, weiche Hand, die am vierten Finger einen koſtbaren Ring trug.

Er ſchritt nun in Beider Mitte auf das Haus zu: der Knabe ſprang voran und riß die Zaunthüre weit auf.

„Eia, und wie ſauber das Alles gehalten iſt, Frau Leutrud,“ lobte der Gaſt. „Man erkennt das helle Auge der Hausfrau.“

„Leider wird es oft plötzlich trüb,“ meinte der Gatte — „wohl vom früheren vielen Weinen.“

„Aber jetzt,“ lächelte ſie, „weine ich nicht mehr — höchſtens vor Freude, dich, Herr, zu ſehen. Bitte, ſetze dich hier auf die Hausbank — darf ich etwas . . .?“

„Ja wohl! Bitte, gebt mir einen Becher Milch! Und von dem trefflichen Roggenbrod, das da von dem Tiſch her duftet. Ah, beſſer als all die Leckerbiſſen daheim zu . . .“ Er ſtockte.

„O viel guter Herr," rief da der Junge, und die grauen Augen blitzten, „jetzt hätteſt du dich beinahe verſchnappt und verrathen, was ich ſchon ſo lang gern wüßte."

„Ebroin! Frecher Bub!" drohte der Vater. Und die Mutter winkte ihm verſtohlen, zu ſchweigen.

„Laßt ihn nur, kann's ihm nicht verdenken," lächelte der Gaſt und trank mit Behagen die Milch, welche die Frau eilig gebracht hatte.

„Nun ja," fuhr der, ſo ermuthigt, fort, „die Ältern haben's oft und oft erzählt und ich ſelbſt hab's ja in den letzten Jahren geſehen, erlebt: — dir danken wir Alles. Der Vater, ein freigeborner Mann, war durch den Grafen von Poitiers, den Neiding, den elenden Hund . . . "

Zornfeuer ſprühten die Blicke des Knaben.

„Nicht, nicht doch!" mahnte die Mutter.

„Liebet eure Feinde, ſpricht der Herr!" ſchloß der Fremde.

„Das kann ich nicht! Nie und nie und nimmer-

mehr! Was ſoll ich dann den Freunden thun, lieb' ich ſchon die Feinde?"

„Wirſt es doch lernen müſſen," meinte der Fremde, ihn auf den Lockenkopf patſchend, „ſollen wir gute Freunde bleiben. Hab's auch gelernt: — war nicht immer leicht."

„Ah," fuhr der Knabe grimmig fort und ballte die Fauſt, „wenn ich's gedenke! Frei war der Vater, wie die Vorfahren von je, und hatte ein eignes Gütlein: — klein, doch Allod. Da hat ihn der Graf von Poitiers, Leodebert, des Herzogs, unſres Nachbars Bruder, ſo oft — ohne Grund! — zum Ding und zum Heere gebannt, bis die ganze Bauwirthſchaft zu Grunde ging."

„Ja," grollte der Vater, „und als ich einmal ausblieb im muthwillig angeſagten Ding, weil die volle Ärndte zu erſaufen drohte auf dem Feld, lenkt' ich den Bach nicht heute noch ab, da hatte ich das Banngeld verwirkt. Sechzig Solidi! Wie ſollt' ich die aufbringen! Da mußt' ich denn endlich, knirſchend,

fluchend Gott und dem König und dem Grafen, n
deſſen Willen thun. — Jahre lang hatte er in m
gedrungen und mir dafür jede Schonung verheißen –
des Vaters Erbe, die liebe Scholle, hab' ich ihm üb
geben und mich ſelber — und ach! die da, m
junges Weib — als unfreien Knecht und unfr
Magd!"

„Ja, ſie treiben's arg, die Seniores," ſeufzte d
Fremde.

„Und ſie haben dem Vater das Har verſchoren
rief der Knabe mit vor Zorn zitternder Stimm
„und haben ihn aus dem Frei-Haus der Väter
dieſe — damals gar elende! — Knecht-Hütte geſte
und haben ihn oft und oft — ich hab's ſelbſt
geſehen! — neben der kranken Mutter an der Rind
ſtatt vor den Pflug geſpannt."

„Und mit der Geißel — wie das Zugvieh -
peitſchte mich, peitſchte die zarte Frau der Oberknec
wenn wir im Ziehen ermatteten. Oh, ich gede
es!" ſchloß der Mann und hob die Fauſt.

„Nicht, nicht, Lieber!“ mahnte die Frau. „Vergiß es!“

„Vergeſſen?“ rief der Knabe. „Hei, ich hab's mit angeſehn, wie die Mutter unter der Geißel zuſammenbrach. Ich ſprang herzu und warf dem Hund mit einem Stein ein par Zähne ein. Da haben ſie mich — und den Vater, den unſchuldigen! — gegeißelt, daß wir in unſerm Blute lagen. Vergeſſ' ich's je, will ich verdammt zur Hölle ſein!“

Da gab ihm der Fremde einen leichten Backenſtreich. „Schweig' mit ſolch ſündhafter Rede. Hat euch der Herr nicht geholfen?“

„Der Herr! Welcher Herr?“ fragte der Knabe. „Du, — ‚der gute Herr‘, wie wir dich nennen. Du kamſt des Wegs und hörteſt der Mutter ſtilles Weinen aus der Hütte, die in Noth und Jammer auf der Erde lag. Und da . . .“

„Tratſt du herein,“ fuhr die Frau fort, „wie ein Bote Gottes und ließeſt dir von mir all unſer Elend erzählen. Und gingſt ſofort zu dem Herrn

Grafen und kaufteſt uns frei: Mann, Weib und Kind, . . ."

„Und das Allod zurück," rief der Mann, „und dies bisherige Knecht-Häuslein dazu! Und gabſt mir Geld, daß ich zunächſt ein par Ziegen und Ackergeräth kaufen konnte und . . ."

„Dein Fleiß und Frau Leutrudens Wirthlichkeit mehrten bald — unter Gottes Segen! — deine Habe, daß es mir eine Freude war, rief mich mein Amt in die Nähe, euch aufzuſuchen. Und an dieſem ſchlimmen Krauskopf — ‚krauſes Har, krauſer Sinn!' — hab' ich auch meine Freude. Iſt ein geſcheuter Bub. Haſt auch das Leſen und Schreiben nicht vergeſſen, das ich dir vorig Jahr beigebracht?"

„O nein, Herr. Und das Büchlein, das du mir dagelaſſen mit den Glaubensbekenntniſſen und dem Gebet — ich hab's ſo oft abgeſchrieben — freilich nur mit Kohle auf weiße Schindeln: denn Pergament und Atrament waren bald verbraucht — daß ich's auswendig kann."

„Er hat ein gar gut Gedächtniß," lobte die Mutter und ſtreichelte ihm die Wange. „Iſt da ein alter Schäfer des Herzogs, der weiß viele Geſchichten der Vorzeit, von König Chlodovech und von dem Meerwicht, ſeinem Ahn . . ."

„Und von Herrn Wotan mit dem Speer," fiel der Knabe eifrig ein, „und Frau Berahta mit der Spindel und von den Schwanjungfrauen! — die hab' ich alle auch aufgeſchrieben — hör' ſie gar ſo gern, lieber als das aus deinem Buch, Herr! Hab' ſie auch mit Kohle auf weiße Schindeln geſchrieben. Und hab' ſie neulich dem Herrn-Sohn da drüben, dem Leodegar — weißt du, dem Herzogſohn — vorgeleſen. Da ſchalt der mich einen argen Heiden und wollte mir das Geſchriebene entreißen und ſeinem Ohm geben, dem Biſchof Dedo, daß er ſie verbrenne. Aber," — und nun blitzten die Augen des Knaben in loderndem Zorn — „ich ließ ihn nicht. Wir ſind gleich ſtark, ſo ganz gleich, daß bisher im Ringen keiner den andern nieder zwang. Jedoch da — vor

drei Tagen war's — da kam der Zorn über mich und mit ihm die Zorneskraft wie über den rothbärtigen Donner und ich warf ihn in's Gras, daß ihm die Knochen krachten und . . ."

„Du biſt ein ganz Schlimmer," ſchalt der Gaſt kopfſchüttelnd. „Das taugt nicht, gar nicht!"

„O wie recht haſt du, frommer Herr," klagte die Mutter, „viel mehr Recht als du wiſſen kannſt. Ja, der Zorn, der Jähzorn, der Heißgrimm, — das iſt das Arge an dem Buben. Ich muß ihn loben ſonſt: er iſt gar geweckt und eifrig und Gemeines kommt ihm nicht zu Sinn. Und an uns beiden hängt er mit heißer Liebe. Aber der Jähzorn! Wird der gereizt, — zu meiſt, wann er meint, uns beiden geſchieht Unrecht . . . "

„Oder auch einem geringen Mann durch die Seniores," warf der Vater ein, mit einem Kopfnicken, das eher Billigung als Tadel bedeutete.

„Ach, dann kennt er ſich nicht mehr! Blindwüthend ſchlägt er dann um ſich; den ‚Eber', den

‚ſchäumenden Eber‘ nennen ihn dann, ſeines Namens gedenkend, die Buben der Nachbarn.“

„Ja,“ ſprach der Knabe ſtarr vor ſich hinſchauend, „Dann wird's mir ganz roth vor den Augen. Ich möchte ſchreien und kann nicht. Aber meine Fäuſte ſchlagen dann von ſelber zu.“

„Hätt' ich ihn nicht weggeriſſen, wie er auf dem geworfnen Herzogsbuben kniete, — er hätt' ihn erwürgt, glaub' ich,“ ſchloß der Vater.

„Ach, es iſt wie ein Dämon, von dem der Pfarrer neulich predigte, daß er in die Menſchen fährt. Der Dämon des Zornes, fürchte ich, hat Gewalt über ſeine Seele.“

Sehr ernſt, bekümmert ſprach da der Gaſt und hob verwarnend den Zeigefinger der Rechten: „Es ſchmerzt mich, Ebroin, das von dir zu hören. Jähzorn iſt eine ſchwere Sünde vor Gott und blutige Thaten ſind ſeine Früchte. Im Jähzorn ward der erſte Todtſchlag begangen auf Erden! — Und hört, ihr Ältern, laßt mir den

Heiden, den alten Schäfer, nicht mehr über die Schwelle . . .“

„Wird nicht viel helfen,“ lachte der Vater, „der Bub läuft ihm immer nach, dem Thiemo, auf der Heide oder jetzt über die Stoppelfelder bei seinen Schafen.“

„Und mit des Herzogs Sohn,“ mahnte der Fremde, „halt Frieden — das rath' ich dir. Kannst ihn nicht leiden, he?“

Ebroin machte ein nachdenklich Gesicht: „Doch! Ich mag ihn gut leiden, recht gut. Es ist ein eigen Ding. Er ist gescheut, der gescheuteste von all uns Buben. Und er hat viel gehört, gelernt — so viel! — von seinen Ältern und zumal von seinem Ohm, dem feinen Bischof. Deßhalb geh' ich gern mit ihm. Aber wenn“ — und hier ergrimmte er wieder — „wenn der Hochmuth, der Stolz, die Herrschgier, die in ihm stecken, das untragbare Befehlen aus ihm hervorbrechen, dann — dann hass' ich ihn so heiß . . . — ja, ja, erdrosseln könnt' ich ihn mit diesen Fäusten.“

Der Gaſt ſtand raſch auf: „Genug! Übergenug hab' ich gehört! Es hat zum Beſchluß gereift den Plan, den erwägend ich her kam.

Ihr Leute, euer Sohn iſt hoch und reich begabt: — vor vielen, vielen Andern, wie ich ſchon in den letzten Jahren herausfand: — aber begabt nicht zum Guten nur, auch zum Böſen, zu Zorn, Haß, zu heidniſchem Weſen. Hier thut er kein gut mehr! — So hört: ich nehme ihn mit mir."

„Fort von mir?" klagte die Frau ſchmerzlich.

„Ah, Mutter, ſei nur ruhig, ich geh' ja nicht von dir!" rief der Knabe und ergriff ihre Hand.

„Doch! Du mußt gehen, wenn dein Vater befiehlt. Und nun ſollt ihr auch wiſſen, wohin ich ihn führe. Nach Clermont nehme ich ihn mit — in das Haus des Biſchofs — dort laſſe ich ihn erziehen."

„Aber," ſtaunte der Vater — „Biſchof Praejectus — ſchon viel hört' ich ihn rühmen, er ſoll ſo gut und weiſe ſein — aber wird er wollen?"

„Er muß," lächelte der Gaſt, „wenn ich will. Denn jetzt muß ich es wohl ſagen: ich liebe ſonſt nicht, daß man von ſolchen meiner Thaten ſpricht und weiß: ich bin ſelbſt Praejectus von Clermont."

III.

Der Königshof der Merovinger zu Paris war der alte Kaiſerpalaſt in dem weiland Julian der Abtrünnige zum Imperator war erhoben worden: noch heute ſind ſeine Spuren wahrzunehmen in dem Garten des Muſée de Cluny.

Der antike Bau war freilich im Lauf der Jahrhunderte — ſchon unter Chlodovech — vielfach den Bedürfniſſen des germaniſchen Lebens und eines fränkiſchen Königshofes angepaßt worden: eine ungleich geräumigere Halle als der römiſche Speiſeſal geweſen, war gewonnen worden, indem man die Mauern anſtoßender kleiner, enger Gemächer — römiſchen Geſchmackes — niedergeriſſen hatte. Auch das Atrium war zu einem weiten Waffen-Hof ausgedehnt auf

Koſten der — gekünſtelten — Gartenanlagen, die ſich an ſeine Oſtſeite gelehnt hatten.

Es war etwa vier Jahre ſpäter, am Abend eines Frühlingstages: — der Rothdorn blühte und die Lerche ſang damals noch über der Seine ſchwebend und deren mit Korn beſtandenen beiden Ufern. Da trieb ſich in dieſem Hof eine fröhliche Schar von Jünglingen um mit allerlei Spiel und Waffenübung. Es waren faſt lauter ſchöne Menſchen: ſchlanke, edle Geſtalten, dieſe ſechzehn bis zwanzigjährigen Wett-Ringer, Wett-Läufer, Wett-Springer, Wett-Kämpfer, Wett-Schützen.

Der alte Waffenmeiſter des Königs, Waltarich der Mariſkalk, ſah, auf der vorletzten Stufe der Marmortreppe ſitzend, den Rücken an die oberſte gelehnt, einen mächtigen römiſchen Silberhumpen Weines neben ſich, mit zufriedenem Schmunzeln dem lärmenden, freudigen Treiben zu: aber er lobte nie, während bei einem mißlungenen Wurf oder Schuß ein derbes Spottwort flugs von den bär-

tigen Lippen herunterflog und seinerseits des Ziels nie fehlte.

„Nun laßt einmal das Werfen mit der schweren Francisca! Ihr seid ja schon ganz müde in den Armen. Könnt ja nichts vertragen, ihr schwächeren Buben unsrer schon schwächeren Söhne. Ah, wenn ich dran denke, was wir für Kerle waren in euren Jahren! Freilich, so bunt geputzt wie die Stieglitze liefen wir nicht herum. Und so viele lateinische Brocken mischten wir nicht in die gute alte Rede der Salier! Aber was führten wir für Streiche!“

„Recht nichtsnutzige zuweilen,“ lachte einer der Gescholtenen mit auffallend gescheutem, für diese Jugend nur allzuscharf geschnittenem Gesicht. Er wandte sich dabei nach jenem um und rief das spöttisch hinauf. „Wenigstens sagen so die hochehrwürdigen Herrn Bischöfe, eure Altersgenossen von damals.“

„Leodegar, mein Söhnchen,“ lächelte der Graubart grimmig auf ihn herunter, „du bist doch der frechste Gelbschnabel von euch Allen. Aus dir würde

mal was, mein' ich, wenn du nicht lange vorher an deiner Unverſchämtheit erſticken müßteſt. Nun zeig' einmal, daß du noch andres als Bosheiten gelernt haſt am Hofe —"

„Und von dir!" höhnte der Schlanke und ergriff Bogen und Pfeil. „Platz da! Aus dem Weg! Auf welche Scheibe ſoll ich ſchießen?"

„Auf die drittletzte!" antwortete der Mariſkalk. „Die beiden äußerſten ſtehen zu weit für dich."

„Nein! Ich ziele auf die letzte. Seht ihr: einen Rieſen ſtellt ſie dar, der aber nur Ein Auge hat, mitten auf der Stirn."

„Iſt eine Dummheit. Solche Rieſen giebt's gar nicht," brummte der Alte.

„O doch, du haſt nur nie was gelernt, alter Hünc, als ſaufen und hauen: 's iſt Polyphem, der Cyklop. Ohm Dedo hat's oft erzählt daheim. Ei, von allen Helden hat mir der ſchlaue Odyſſeus von je am Beſten gefallen."

„Schieß' und ſchwätz' nicht."

„Ich wette, ich treffe mitten in's Auge.“

„Dann darfſt du dir was ausbitten. Einen Becher beſten Rhäter-Weins, eh?“

„Nicht immer trinken. Nein, dann küſſe ich Waltrun, deine ſchöne Tochter.“

„So? Aber raſch! Denn dann dreh' ich dir gleich den Hals um wie einem Krametsvogel. Schieß!“

Die Sehne ſchwirrte: — der Pfeil flog: — krachend ſchlug er in das Holz der Scheibe.

Ein par der Geſpielen liefen hin: „Ah! Eia!“ riefen ſie ſtaunend. „Wirklich! Mitten in das kleine Rund des Auges!“

„Ich ſagt' es ja,“ ſprach der Schütze ſtolz, den Bogen ablegend.

„Nach dieſem Schuß, Bruder,“ rief einer der Genoſſen, ihm auf die Schulter klopfend, „biſt du nun auch Bogen-König . . . “

„Wie Speer-König,“ beſtätigte ein Andrer, den die ganz dunkle Farbe von Augen und Har als Voll-

blut-Römer erwies und deſſen Ältern erſt kürzlich aus Italien übergeſiedelt waren.

„Und Schwert-König,“ rief ein Dritter.

„Ja,“ ſeufzte Leodegar, „Vetter Hektor, aber wer weiß, auf wie lange? Bruder Gairin — nicht wahr? — wir kennen Einen: — der war mir ſchon vor Jahren überlegen oder doch ganz gleich in allen dieſen Stücken.“

„Ja,“ grollte der Befragte, „freilich! Der Sklavenſohn, der freche! Und es verlautet ja, er wird demnächſt in unſere Schar hier aufgenommen. Der Biſchof von Clermont ſoll ihn ſelbſt zu Hof bringen.“

„Was?“ rief Hektor unwillig, „der Sohn eines Knechts?“

„Neben uns? Unter die Hofknaben?“ zürnte Valerius der Römer, „das leiden wir nicht. Sprich, Mariſkalk, ſag' nein! Das iſt ja doch unmöglich!“

„Du junger Fant! Nichts iſt unmöglich was ein König will und was ein frommer Biſchof wünſcht.“

„Ah ja,“ zürnte Leodegar mit dem Fuße ſtampfend,

„der Tugendſchwätzer von Clermont. Mein Oheim Dedo ſagt, er ſei gut, aber dumm.“

„Ja, ſo ſchlau und ſo bösartig,“ meinte der Alte kopfnickend, „wie Herr Dedo von Poitiers und ſein — älterer! — Neffe ſind nicht Viele. — Gott ſei Dank. Es wäre zu gefährlich für ehrliche Leute.“

„Aber wie kann der Herr König . . .?“ ſchalt Gairin, der, dem Bruder ähnlich, doch des geiſtigen Ausdrucks entbehrte, der an dieſem gleich auf den erſten Blick auffiel. „Warum . . .?“

„Will's euch wohl ſagen. Um euren Hochmuth zu dämpfen, will ich's ſagen, ihr aufgeblaſenen jungen Gockelhähne. Wißt ihr wohl, warum der Herr König euch hier um ſich verſammelt hält?“

„Ei freilich,“ meinte Hektor, „weil wir die Söhne der vornehmſten Geſchlechter ſind.“

„Weil er gern was Schönes und Feines um ſich ſieht,“ prahlte Gairin, wohlgefällig an ſeiner reichen Gewandung herab ſchauend.

„Gefehlt, du Pfau!“

„Nein," ſprach Leodegar nachdenkſam, „wohl weil er will, daß wir mit ihm und ſeinen Hofleuten bekannt, vertraut werden, damit wir ſpäter die für jeden taugenden Ämter und Würden erhalten. Und unſere Väter wollen uns hier feine Hoffitte lernen laſſen, einflußreiche Gönner für uns gewinnen . . ."

„Eitle Laffen ſeid ihr zwei. Und du, viel kluger Leodegar, haſt doch auch den Hauptgrund nicht erklügelt. Wißt ihr, was ihr hier ſeid, alle dreißig? Gefangene ſeid ihr!"

„Hoho!" ſo ergrimmte Hektor, der Sohn des Patricius von Marſeille — „gefangen?"

„Ah bah," lachte Valerius, „da ſteht das Hofthor weit offen. Ein Sprung und ich bin im Freien."

„Wirſt nicht weit kommen nach dem Sprung! Verſuch's! Entlauf! Der Lanzenreiter dort vor dem Thor hat dich am Schopf, ehe du die Gaſſe zu Ende kömmſt."

Die Andern widerſprachen laut: — aber Leodegar ſchwieg betroffen.

„Geiſeln ſeid ihr für euerer Väter — wenig ſichre! — Treue!“

Leodegar furchte die Stirn: die ſo jugendliche zeigte doch ſchon tiefe Falten: „So ſah ich's nie,“ murmelte er vor ſich hin. „Hm, allzu ſtark iſt dieſes Königthum der Franken: den Adel bindet es zu feſt. Man müßte . . .“

Aber laut lachend rief ſein Bruder Gairin: „Ah, thörige Weisheit! Geiſeln für die Adelsgeſchlechter? So? Warum dann nimmt der Herr König dieſen elenden Ebroin unter ſeine Hofknaben auf? Iſt vielleicht auch deſſen Vater ein gefährlicher Empörer? Hei, ich hab ihn oft, neben ſeiner Kuh — der einzigen! — angeſpannt, am Pflug ziehen ſehen durch die magren Schollen ſeines wenigen Landes.“

„Seines? Nein! Des Landes unſres Ohms, des Grafen Leodebert, bis der biedre Praejectus ſie alle drei losgekauft. Und manchmal zog als Kuh . . . Frau Leutrud.“ —

Die Genoſſen lachten laut.

„Das war ein häßlich Wort,“ ſchalt der Mariſkalk. „Du haſt einen ſcharfen Verſtand, Leodegar, aber eine ſchärfre Zunge. Und ein böſes Herz.“

„Jedoch ein gutes Gewiſſen,“ lachte der. „Ein rührend gutes! Ich mag thun was ich will, — es beißt mich nie. Irgend ein Heiliger — wohl mein Schutzherr, Sanct Hilarius von Poitiers — hat ihm einen Beißkorb wie einem gefangnen Wolf angelegt.“ Er zog Hektor am Ärmel bei Seite und flüſterte: „Geſtern — gerade, bevor wir befohlen wurden, dem Capellanus des Palatiums zu beichten, — überraſchte ich im engen Schlafgemach die junge Frau des alten Kämmerers Wido: — du, die iſt heißblütig! — noch brannte ihr Kuß auf meinen Lippen, noch pochte mir heftig das Herz in der Baſilika, aber mit größter Ruhe nahm mein Gewiſſen die Freiſprechung von allen Sünden hin.“

„Doch nur von den gebeichteten! Und du haſt...?“

„Ah, man kann doch nicht auch Andrer — zumal ſo ſchöner Weiber! — Sünden beichten.“

„Nun,“ wiederholte Gairin, „iſt auch Ebroin Geiſel für ſeinen — gefährlichen! — Vater Ebromuth?“

„Nein,“ erwiderte der Mariſkalk trocken, „dich nahm man als Geiſel: — dafür biſt du gut genug auch bei deiner Dummheit. Den Sohn des geringen Mannes aber nimmt man als hoffnungsreichſten Schüler. Denn Biſchof Praejectus ſchreibt, — ich ließ mir's genau vorleſen! — ſolche Begabung für Alles und Jedes — von der Dialektik, Logik und Rhetorik (— weiß übrigens Sanct Martinus, was das für Kunſtſtücke ſein mögen! —) bis zum Speerwerfen und Pfeilſchießen ſei ihm noch nicht vorgekommen.“

„Nun, das letzte,“ meinte Gairin höhniſch, „können wir dann gleich verſuchen. Denn, täuſcht mich mein Auge nicht, — er iſt freilich groß und ſtark geworden in dieſen Jahren! — da kommt der Sklavenſohn gerade aus dem Palatium.“

„Ja wohl, er iſt's,“ ſprach Leodegar nach einem ſcharfen Blick. „Jetzt iſt er noch viel höher und breit-

brüſtiger geworden als ich! Er iſt's: und der da hinter ihm ſchreitet, iſt Praejectus der Einfältige."

„Hei," meinte Hektor, „den Ackerknechtbuben wollen wir doch ſo behandeln, — gleich ſo aufnehmen! — daß dem Spatzen die Luſt vergehen ſoll ſich unter die Edelfalken zu miſchen." Mit ſpöttiſcher Miene und einer tiefen Verbeugung tänzelte er den beiden die Stufen des Palatiums langſam Herniederſchreitenden entgegen: „Ich grüße dich in Ehrfurcht, geiſtgewaltiger Herr Biſchof von Clermont. Und dich, Sprößling der ländlichen düngerduftenden Scholle, dich, den gerühmten Wunderknaben Ebroin: das heißt in eurer Sprache ‚Schweinefreund', nicht? Du haſt ſie wohl häufig gehütet, die herzigen Grunzer? — Dich heiß' ich hoch willkommen hier unter deines — Ungleichen. Man rühmt dich als unerreichbar in allen Dingen. Nun haben wir — deine Bewundrer — gerade im Bogenſchießen ein wenig geſtümpert: — ſieh einmal den Schuß da in das Rieſenauge! — den hat der arme Leodegar gethan — von hier aus. Wir

ziehen den Pfeil heraus, — dann ſchieß' du und zeig' uns allen den Meiſter."

Praejectus legte die Hand auf die Schulter ſeines hochragenden, kraftſtrotzenden Schützlings und flüſterte: „Der Augenblick iſt wichtig: — bete zu Sanct Sebaſtian, dem Patron der Pfeilſchützen."

„Es geht auch ſo," erwiderte Ebroin ruhig, hob einen vor ihm liegenden Bogen auf und wählte bedächtig aus einem Köcher einen Pfeil.

„Warte doch," rief Gairin, „bis ich Leodegars Pfeil herausgezogen."

„Unnöthig," ſprach Ebroin, ſpannte den Bogen, legte den Pfeil auf die Sehne und zielte.

„Was haſt du vor?" fragte der Mariſkalk, ſich vorbeugend.

Die Sehne ſchwirrte — der Pfeil flog.

„Ah, was iſt das?" rief der Alte aufſpringend und, die Hand vor den Augen, ſcharf ſpähend: „Er hat den Pfeil Leodegars mitten entzwei geſchoſſen.

Dergleichen hab' ich nie geſehen. Junge, wer hat dich das gelehrt?"

„Mein Vater, wann er nicht gerade ackern mußte für ſeinen Leib-Herrn."

IV.

Und abermals waren Jahre verſtrichen.

Von jenem erſten Auftreten an hatte ſich der junge Ebroin an dem ganzen Hof eine gar günſtige Stellung geſchaffen, auch in der Schar der Palaſt-Knaben, trotz des Hochmuths, des Neides, der Eiferſucht, die gar manche der vornehm Gebornen ihm trugen und zuweilen deutlich zeigten.

Zumal ſeit er einmal einen heimtückiſchen nächtlichen Überfall erfolgreich abgewehrt hatte, den Gairin, Hektor und deſſen Vetter Valerius bei der Heimkehr von der Jagd im Wald auf ihn unternommen: — ſie hatten ihn „verhauen“ wollen. Und daß er ſie nicht bei dem Mariſkalk anzeigte, trug ihm Beifall und Lob auch mancher bisheriger Gegner ein.

„Wozu?“ lachte er, „die tragen ihre Strafe ſchmerzlich an ihrem Leibe herum.“

Doch auch Freunde gewann er unter den vornehmen Jünglingen, ſo Vanning, den Sohn des Pfalzgrafen Vannbert.

Und auch Leodegar verhielt ſich nicht offen feindlich gegen ihn, obgleich von jenem Pfeilſchuß an die Beiden in allen Stücken, in allen Leiſtungen der Geiſtesbildung und der Leibesübungen ſo hart ringende Nebenbuhler waren, daß in faſt regelmäßiger Abwechslung bald der Eine, bald der Andre als „der Erſte der Schar“ ſich erwies: die dritte Stelle nahm Keiner von ihnen jemals ein. Der weit über ſeine Jahre hinaus kluge, weltgewandte und kühlvorſichtige Herzogsſohn — dieſe kalte Berechnung gab ihm zuweilen die Überlegenheit über den immer ſo viel heißblütigern und oft ſo jähzornigen Ebroin — erkannte, daß es wichtig, vortheilhaft ſei, dieſen hervorragendſten unter den künftigen Wettringern um Ehre, Glanz und raſches

Aufſteigen nicht zum Feind, eher zum Bundesgenoſſen wider Andere zu haben.

„Wenn wir beide zuſammen ſtehen ſind wir ſtärker als all' die Andern mit einander," ſprach er einmal eindringlich zu Ebroin.

„Ja, ja," meinte der, „und in vielen Dingen haben wir ja gleiche Neigungen. So lang ich's mit gutem Gewiſſen kann, ſteh' ich dir gern zur Seite."

Vanning, ein wackrer, aber ſchlichter Geſell, aus deſſen vollem rothwangigem Geſicht ein par runde, blaue Augen treuherzig blickten, hatte das Geſpräch angehört.

„Geh," rief er Ebroin zu nach des Andern Entfernung, „wie kannſt du dem falſchen Schleicher trauen? Du wirſt nicht lang mit ihm halten können. Der iſt ſo ſelbſtiſch und treulos wie der Teufel."

„Mag ſein. Aber auf meinen Wegen laß' ich mich auch vom Teufel fördern: — wenn's Einen giebt, was ich nicht recht glaube! Und das mußt du doch ſagen: — er iſt der beſte Kopf am ganzen Hof. Das

zieht mich an. An ſeinem Geiſt — wie an einem Wetzſtein — ſchärfe ich den Meinen."

„Ich mag's aber nicht leiden an dir. Ich bin ..."

„Eiferſüchtig biſt du, guter Bub, wie ein Mädchen," lachte Ebroin. „Laß gut ſein. Ich weiß, dein Herz allein iſt mehr werth als der Andre vom Scheitel bis zur Sohle."

„Ich hab' dich gern, Ebroin. Und wollte, ich könnte dir's mal zeigen."

„Die Freude, mein' ich, kann dir ſchon noch werden! Denn wirr geht's her in dieſem Reich der Franken. Schau um dich! Seit König Dagobert geſtorben, iſt das Reich in zwei Stücke auseinander gebrochen. Auſtraſien, das ganze Oſtland rechts vom Rhein und links davon Elſaß, dann das Moſelland bis an die Campania von Rheims, endlich alles Land der Uferfranken hat ſich von uns — von Neuſter und Burgund — gelöſt: mehr als der Merovinge Sigibert herrſcht da drüben in Metz der Hausmeier, der Arnulfinge kräftiges Geſchlecht. Bei uns aber in Neuſter

und Burgund — von Rheims gen Weſten bis an die Gotenmark und im Norden und Süden bis an beide Meere — waltet an ihres jungen Sohnes Chlodovech, des Zweiten dieſes Namens, ſtatt die Wittwe König Dagoberts, Frau Nantechild, als Regentin. Ein Weib: — ich will ſie nicht ſchelten, aber man ſagt, ſie bedürfe ſtets eines Mannes, der ihren ſchwankenden Sinn beherrſche. Und wenig Gehorſam wahrlich erweiſt ihr der Adel, der der Krone trotzt und die geringen Freien mißhandelt. Welche Aufgaben, welche Pflichten für jeden ehrlichen Kerl, der's gut meint mit dieſem Stat! Welch hohe Ziele winken hier! Aber auch welche Kämpfe, welche Gefahren ſperren die Wege zu dieſen Zielen! Wohlan, mich treibt die heiße Liebe zu dieſem gequälten, niedergetretenen Volke der geringen Leute, zu dieſem Reich: — aber auch die Luſt am Kampfe ſelbſt und die Luſt, zu herrſchen! — mich in die erſte Reihe zu werfen dieſer Kämpfer. Tief unten, armen Mannes Sohn, fang' ich an — recht hoch will ich hinauf: da wird's ohne manchen Hieb

gegen mich nicht abgehen. Und zwei Schilde fangen mehr ab als Einer.“

„Ich ſelbſt, meine Bruſt, ſoll dein Schild ſein, Ebroin!“

Kurze Zeit nach dieſem Geſpräch ſollten die ungefähr gleichaltrigen und hinreichend ausgebildeten Jünglinge der Palaſt-Schar entlaſſen werden, jüngeren, neu aufzunehmenden Platz zu machen. Groß war die Freude unter den Scheidenden: denn nach dem ihnen mitgetheilten günſtigen Ergebniß dieſer Erziehungs- und Probe-Zeit wurde ihnen eine glänzende Laufbahn eröffnet.

Sogar der niedrig geborne Ebroin erhielt das Amt eines Vicegrafen und zwar — was ihn am Meiſten freute — in dem Gau des neuſtriſch-burgundiſchen Reiches, der damals allein des Waffenſchutzes bedurfte: an der Gränze der räuberiſchen Vasconen, deren Bekämpfung in den Schlupfwinkeln ihrer Berge ſchon gar manchem fränkiſchen Feldherrn

übel bekommen war: er ſollte dem helm-müden Gränzgrafen von Agen den kriegeriſchen Theil ſeiner Amtspflichten abnehmen. Er war ſehr glücklich und ſtolz: ſein erſtes Wort an den guten, alten Mariſkalk, der ihm das verkündete, war: „Aber das darf ich ſelbſt den Ältern ſchreiben, nicht? Die Mutter hat ja Leſen und Schreiben von mir gelernt. Einſtweilen! Mein Weg führt ja ſpäter doch über Poitiers.“

„Ja, thu's nur! Du biſt ein guter Sohn.“

Das glänzendſte Los war Leodegar gefallen: nicht unverdient, denn er hatte ſich, wie geſagt, in all dieſen Jahren neben Ebroin als der Erſte der Palatiums-Jünglinge behauptet. Aber hinzu trat freilich der Glanz ſeiner vornehmen Geburt, die Empfehlung ſeines Oheims, des einflußreichen Biſchofs von Poitiers, und vor Allem eine Geſchmeidigkeit, eine wahrhaft geniale Kunſt ſich bei Allen am Hofe — Weiblein wahrlich nicht minder als Männlein! — einzuſchmeicheln: eine Kunſt, die er planmäßig betrieb —

auch bei minder mächtigen Männern oder wenige ſchönen Frauen: „Er thut's, um in der Übung z bleiben," grollte Banning. Dabei vermied er i ſeiner Schmeichelei jede Plumpheit: „Er kitzelt di Leute, ohne daß ſie's merken," ſchalt der alte Mar ſkalk. „Er muß — er kann gar nicht mehr anders — jedem Menſchen, mit dem er ſpricht, das ſage was der im Augenblick am Liebſten hört."

„Ja, ja," meinte er einmal ſelbſt lachend, al ein Bettler ihm den Schuh küßte — denn auch wohl thätig zu ſein konnte ſich der reiche Herzogsſohn ver ſtatten — „man kann nicht wiſſen. ‚Der Löwe war von einer ſchnöden Maus befreit aus dem Netz', la Oheim Dedo einmal vor."

So war er denn nach Begabung, Eifer, Ver dienſt, Empfehlung und äußerſter Liebedienerei de Bevorzugteſte am Hofe geworden. Die Königin Regentin, eine ſchöne, üppige Frau, ließ ſich an liebſten von dem ſchlanken, dunkeläugigen, dunkel lockigen und feurig blickenden Jüngling auf da

Pferd heben, — zu großem Ärgerniß des alten Marischalk! — und recht oft — häufiger als ihn die Reihe getroffen hätte — erhielt er die Nachtwache vor den Gemächern der rothlockigen Fürstin. Sie hatte ihn auch jetzt zu sich entboten, ihm selbst das ihm zugedachte Amt zu verkünden, während alle andern hiezu vor die Hofbeamten beschieden worden waren.

Ebroin saß in seinem Gemach und schrieb einen glückathmenden Brief an seine Mutter: — da stürmte Leodegar herein, erhitzt im dunkel-schönen Antlitz, sein Herz pochte so stark, daß er die Hand darauf preßte. Die Erregung des Augenblicks riß ihn ausnahmsweise ganz aus seiner sonstigen Kühle. „Ebroin," jubelte er, „alter Feind, nein, auch alter Freund, und künftig nur Freund! Vernimm, höre ... mein Glück. Die Königin, — ich komme gerade von ihr — sie hat mich zum Grafen von Paris ernannt und mir den Oberbefehl gegeben über das Heer, das sie demnächst gegen die Vasconen senden wird."

Ebroin erhob sich und reichte ihm die Hand.

„Meinen Glückwunſch, Herr Graf von Paris: Du fliegſt raſch nach oben. Ich gönn' es dir von Herzen Was aber den Vasconenkrieg angeht" — da furcht er die Stirn und preßte die Lippen zuſammen, und unheimlich drohend blitzten ſeine Augen, „da rath' ich dir, dich zu beeilen, ſonſt findeſt du nichts mehr zu bekriegen vor. Das iſt mein Krieg. Ich bin Vicegraf von Agen — hörſt du? — nicht du: ich habe jene Mark zu ſchützen. Morgen reiſ' ich. Und ich hoffe, lang' eh du eintrifft mit deinem großen Heer, bin ich mit kleiner Schar fertig mit den Feinden."

„Ich ſollte dir das verbieten," meinte Leodegar unwillig.

„Das verſuch' einmal," lachte Ebroin: aber das Lachen war ſo grimmig und die Zornader auf ſeiner Stirn trat plötzlich ſo hervor, daß der Andre erſchrak.

„Nein, nein," lenkte er geſchmeidig ein, „ich bin heute ſo glücklich, ſo ſtolz. Ich will heute keinen Streit. Ja ich trag' dir ungemiſchte Liebe . . ."

„Früher war ſie doch recht ſtark gemiſcht mit Haß, mit Verachtung des Sklavenſohns.“

„Das war nur Neid, uneingeſtandne Eiferſucht. Aber jetzt . . .“

„Da du mich ſo hoch überflogen haſt, findeſt du dazu keinen Grund mehr.“

„Vielleicht iſt's ſo. Oh ich muß in dieſer Stunde meine Gedanken, meine Hoffnungen ausſtrömen. Kein Ziel ſcheint mir zu hoch. Im Krieg und Frieden! Feldherrnſchaft, Heldenthum — — du weiſt, dieſe Rechte iſt ſtark . . .“

„Faſt wie die meine.“

„Und an Wagemuth nehm' ich's auf mit jedem im Palatium, im Rath nehm' ich es auf mit all den klugen Palatinen, den weiſen Biſchöfen. Ich will im Vorkampf, ſtets dem Keil voraus, ein Held werden wie noch Keiner war.“

„Werd's und ſag's dann. Aber dann ſagſt du's nicht mehr.“

„Und eine beredte Zunge führ' ich im Munde

und raſch faßt mein Geiſt. Und die Menſchen ge
winn' ich nach Belieben. Ich raſte nicht, bis ich de
erſte Mann geworden in dieſen Reichen Neuſter un
Burgund." Er athmete ſtark.

„Hm," meinte Ebroin, „alſo Majordomus. —
Und dann? Und damit willſt du abſchließen? Un
nur an dich, an deinen Glanz nur denkſt du!
Wahrlich, ich laſſe meine Gedanken höher fliegen
Und weiter!"

„Willſt du etwa die Merovingen ſtürzen," höhnt
Leodegar, „und dich ſelbſt zum König machen übe
Neuſter und Burgund?"

Unwillig ſchüttelte der Andre die dunkelblonde
Locken. „Ich habe — wie du — dem König ge
ſchworen. Nein! Aber nicht nur an mich denk
ich! An gar vielen Wunden krankt das Volk, da
niedere, im Frankenreich .... ihm muß und ſol
geholfen werden!"

„Aha, der Sohn des Knechts hat nicht ver
geſſen ..."

„Nein! Und wahrlich, ich will ... Doch das iſt's nicht allein. Majordomus willſt du werden, aber nur von Neuſter und Burgund? An Paris und Orléans denkſt du: an weiter nichts? Und Metz? Und ganz Auſtraſien? Und das Land rechts vom Rhein? An das ganze Frankenreich denkſt du nicht?“

Leodegar machte große Augen. „Was ſoll das? Schon ſeit vielen Jahren iſt Auſter von Neuſtro-Burgund getrennt!“

„Ja, leider! Und ſoll dies Elend, dieſe Ohnmacht dauern? Seitdem die Arnulfinge zwei Merovingen nacheinander es abgetrotzt haben, daß ein beſondrer König in Metz über den Nordoſten herrſche, — ſeitdem iſt unſre Macht tief herabgeſunken. Schon reißen ſich Thüringe, Alamannen, Bajuvaren los von dem Halb-König zu Metz. Und vor Allem: wer ſoll herrſchen im Frankenreich? Jene barbariſchen Überrheiner, die nichts können als drein ſchlagen, — nicht einmal leſen und ſchreiben? Oder wir Sal-

franken, die wir dies ganze ſtolze Reich weiland z
ſammen erobert, und die wir den Römern ihre Bildu
abgelernt haben, ohne unſre Heldenkraft zu ſchwächen
Schau auf uns beide! Sind wir nicht den plumpe
Oſtleuten, die zuweilen am Hof auftauchen, ſo übe
legen wie der feine Wein dem dummen, derbe
dicken Bier, das ſie ſaufen? Warum? Weil i
unſern Adern auch römiſches Blut rinnt. Nic
umſonſt waren deines Vaters Mutter und meine
Mutter Vater römiſchen Abſtamms. Wir Neuſtrie
wir müſſen herrſchen in dem ganzen wieder herge
ſtellten Frankreich von der Avarengränze im Oſte
bis zur Gotenmark im Weſten. Und als Haup
der Neuſtrier ein neuſtriſcher Majordomus, hier i
Paris!“

Er ging mit großen Schritten in dem Gemac
auf und nieder.

Überraſcht, ja erſchrocken ſah ihm dabei Leodega
nach: gewaltige Erregung durchſtrömte den Staunenden
heiß ſchoß ihm das Blut in das Herz: „Solche Träume

ſolche Gedanken hegt der Knecht? Solch große Pläne plant er? Und mir — gerade mir! — plaudert er ſie aus? Der Schwachkopf! Nie, nie hätte ich an ein ſolches Ziel gedacht! Und nie hätt' ich's gefunden, weil — verflucht, er hat Recht! — weil ich ſtets nur an meinen Vortheil gedacht. Aber jetzt — Dank dir, du blöder Thor! Du haſt's erdacht — doch ich will's vollenden: du haſt den Hort gefunden — ich will ihn gewinnen. Und das niedere Volk will er heben — auf Koſten natürlich des Adels? Nun warte! — Dem wollen wir doch einen Riegel vorſchieben. Nieder in ſeinen Anfängen ſchon mit dem tribunus plebis!"

„Verſtatte," ſprach Ebroin, ſich wieder ſetzend, „daß ich den Brief an meine liebe Mutter zu Ende ſchreibe!"

„Schreibe du nur! — Mich hat die Königin ſchon wieder in ihr Gemach befohlen, bevor wir die Übertragung der Gebeine des heiligen Amantius begleiten: ich ſoll dabei — zum letzten Mal! — die

Hofknaben anführen. Auf Wiederſehen bei dem h
ligen Amantius! Grüße deine liebe Mutter recht he
lich! — Warte, du Pöbelverhetzer!“ murmelte
leiſe.

Und er eilte hinaus.

V.

Eine Stunde darauf verſammelte ſich in der Baſilika des Apoſtels Johannes auf dem linken Seine-Ufer der ganze Hof, unter dem Voranſchritt der Königin Rantechild, die ihren — wie ſo oft auch heute — bettlägerigen Sohn vertrat: der nicht weite Raum der alten von mehr als zweihundertjährigem Weihrauch und Fackelqualm geſchwärzten Krypta, zu der man von dem Hauptaltar oben in der Niſche des Mittelſchiffes, der halbkreisförmigen Abſis oder Tribuna, auf vielen Steinſtufen wie in die düſtre Unterwelt hinabſtieg, war ſchon vorher zum großen Theil gefüllt von den Äbten und andern Prieſtern der Diöceſe von Paris: aber auch aus andern Sprengeln beider Reiche waren die Biſchöfe zu der heiligen Handlung

herbeigeeilt: da fehlte weder Herr Deſiderius von Cahors, noch Audoen von Rouen, noch Berachar von Le Mans, noch Sigibrand von Lyon, noch Deſideratus von Châlons, noch Bobo von Valence, noch Truchtigiſel von Embrun; beſonders gefeiert ward aber der alte, ehrwürdige Abt von Remiremont, ſpäter von Luxeuil, der ſilberharige Romarich, der lang als Einſiedler gelebt und weithin den Ruf eines Heiligen erlangt hatte: auch ſtolze und oft recht weltliche Biſchöfe beugten ſich in Ehrfurcht vor dem hohen ſittlichen Werth des ſchlichten Mönches.

Es war ein prachtvoller Maitag: unter dem milden Himmel der Seineſtadt ſtand bereits Alles in voller Blüthe: ſchon dufteten ſtark die Linden in den Gärten des Palaſtes, in deſſen Rainweide und Weißdorn-Büſchen die Mönchgrasmücke, ſchon damals wie heute noch gar häufig in jenen lieblichen Geländen, ihr wohllautreiches Lied ertönen ließ. Die Wogen des ſtolzen Fluſſes kamen in glitzerndem Sonnenſchein gezogen: ein warmer wohliger Frühlingshauch durchfluthete die

Lüfte: der Tag ſchien beſtimmt, zu zeigen, wie freudig, wie köſtlich, wie glückverheißend das Leben, die Zukunft entgegenlachte der geſunden kraftſtrotzenden Jugend jener Palaſtknaben, die vor dem Aufbruch zu dem Zuge in dichten Haufen, lachend, ſingend, lärmend, ſich fröhlich neckend in dem Waffenhof ſich tummelte: der Mariſkalk hatte ſeine liebe Noth, ‚die Buben‘ nicht allzuwild werden zu laſſen: aber er fand ſelbſt ſeine Freude an dem Treiben, das er gerne getheilt haben würde. „Nur keine Duckmäuſer, lieber Wildfänge,“ pflegte er zu ſagen. „Aus jenen werden immer Kröten, aus dieſen manchmal Adler.“

Nun aber ſetzte ſich der Zug in Bewegung: bald war die geringe Entfernung zwiſchen dem Palaſt und der alten Johanniskirche weiter im Süden des linken Seine-Ufers durchmeſſen.

Schon verkündeten Hornſtöße der auf der Freitreppe vor dem Portal der Baſilika aufgeſtellten Krieger das Herannahen der Königin und ihres Hofſtates: der größte Theil der Begleitung blieb draußen auf

jenen Stufen des Porticus und in dem Vorhof, — dem Paradiſus — andere folgten bis in das Mittel ſchiff und die Abſis, nur die vier oberſten Palaſtbeamte ſowie die erleſenſten der Hofknaben, geführt von Leode gar, folgten der ſtolzſchreitenden Regentin und ihre Frauen die vielfach ausgetretenen Stufen hinab in di katakombenhafte Krypta, deren ſchwer wuchtendes Ge wölbe von den zahlreichen Fackeln doch nur ſchwac erhellt war.

In der Mitte ihres Eſtrichs klaffte ein finſtrer viereckiger Schlund. Der gewaltige Stein, der di Wölbung über dem Sarkophag des Heiligen geſchloſſe hatte, war, nach angeſtrengteſter Arbeit, von viele Kirchen-Knechten endlich in die Höhe gebracht und i ſchräger Stellung auf einem Stemm-Balken ſo hoc aufgerichtet worden, daß darunter durch der ſchwer Sarkophag von ſchwarzem pyreneiſchem Marmor mittel vier darunter durch geſchobnen Seilen nun alsbal heraus gehoben werden konnte.

Der Königin, einer hochragenden Geſtalt, ſtan

der dunkelpurpurfarbene, von massiven goldnen Bienen übersäte Mantel gar vortrefflich: — sie durfte dies Abzeichen merovingischen Königthums tragen, da sie ja an ihres Sohnes Statt die Herrschaft führte. Die schöne Frau wußte das, auch wenn es die flammenden Blicke Leodegars, der zu ihrer Rechten an dem Kopfende der Öffnung stand, ihr nicht deutlich bezeugt hätten. Zu ihrer Linken stand Ebroin, eine Fackel haltend. Der Königin gegenüber — an dem Fußende des Sarkophags — prangte in vollem Ornat Bischof Dedo von Poitiers, dem der alte Bischof von Paris Audobert — er war sich bewußt, minder glänzend zu sprechen — die Feierrede übertragen hatte.

Der stattliche Kirchenfürst mit dem feinen, vornehmen Antlitz — das römische Blut verleugnete sich nicht und edles Geschlecht, hohe Begabung und sorgfältige Geistesbildung drückten sich in diesen gewinnenden Zügen aus — schlug die weiten Ärmel der von Goldstickerei strotzenden Dalmatica zurück,

breitete ſegnend die Arme gegen die Königin und ih
Umgebung aus und, nachdem der myſtiſch ergreifend
Geſang der oberhalb der Krypta auf dem „Chore
der Baſilika hinter vergoldeten Gittern verborgne
jungen Kleriker und Knaben verhallt war, ho
er an:

„In Chriſto Geliebte! Nachdem Sanct Amantius
der glorreich hier leibhaftig in dieſem Marmorſarg
vor uns liegt, wie anderen Prieſtern und fromme
Laien auch mir Unwürdigem wiederholt im Traun
erſchienen iſt und uns unzweifelhaft verkündet hat
daß er nunmehr genugſam lange Zeit die Segnunge
ſeines heiligen Leibes dieſer guten Stadt Paris, in de
er geſtorben, habe angedeihen laſſen, fortan aber d
ruhen wolle, wo er die meiſten Jahre ſeines Lebens —
unter zahlreichen Wunderzeichen! — in gottgeſegneten
Wirken verbracht hat, nämlich in meiner treuen Biſchof
ſtadt Poitiers, in der Kirche des heiligen Hilarius ruhe
und dort die Poſaunen des jüngſten Gerichts erwarte
wolle, hat der ehrwürdige Herr Bruder von Paris —

unter Verstattung unserer aller tugendreichsten Frau Königin, deren keuscher Lebenswandel ein Vorbild aller Weiber ist — bewilligt, daß heute die feierliche Erhebung seiner Gebeine behufs Überführung nach Poitiers stattfinde. So erhebt denn unter frommen Gesängen die unschätzbare theure Last."

Auf seinen Wink begann das Psalliren von Oben her auf's Neue — es wirkte wunderbar, geheimniß-süß, als ob man die unsichtbaren Engel vom Himmel herab singen höre! — und alsbald hatten zwanzig starke Ostiarii und Akoluthen den schweren Sarg aus der Tiefe gefördert und — unterhalb der klaffenden Lücke — auf den Estrich neben die Königin gestellt, während andere Diener der Kirche sich anschickten, durch gleichzeitig geführte Beilschläge den Stützbalken nieder zu schlagen, auf daß der schwere Marmordeckel wieder das Gewölbe schließe.

Die Regentin sank auf beide Kniee, küßte, von frommem Schauer durchrieselt, den Deckel des Sarkophags an dem Kopfende, verrichtete ein kurzes,

ſtummes Gebet und wollte ſich nun wieder erheben.

Ihr langer Mantel, vom Golde der Bienen ſchwer, war aber an ſeinem Einen Ende in die ſchwarz gähnende Tiefe geſunken und hatte ſich hier an dem Stützbalken, den umſchlingend, verfangen: ſie konnte ihn nicht ſofort löſen.

Dienſtbefliſſen warf ſich Leodegar auf ein Knie und zerrte ungeſtüm an dem Purpur.

„Zurück, Leodegar! Der Balken weicht! Der Stein fällt!“ ſchrie Ebroin, ließ die Fackel fallen, und riß den Knieenden, der die verlangenden Augen in langem Blick zu der erröthenden Frau aufgeſchlagen hatte, zur Seite.

Zu ſpät.

Zwar das ſchwer bedrohte Haupt und den übrigen Leib hatte Ebroin ihm ſo gerettet, aber die rechte Hand und der rechte Unter-Arm bis über den Ellenbogen hinauf lag mit einem abgeriſſenen Fetzen des

Purpurmantels zerſchmettert unter dem tauſendpfün-digen Stein.

Ein gräßlicher Weheſchrei: — dann ſchlug Leodegar ohnmächtig vor Schmerz mit dem Antlitz nieder auf den ſchwarzen Stein.

Die Königin ſank ihren Frauen in die Arme. —

VI.

Am Morgen des andern Tages ſaßen an dem Lager des ſchwer Leidenden ſein Oheim, der Biſchof, ſein Bruder Gairin, Hektor, Valerius und Zacharias, der Leibarzt der Königin. Schweigend, trauernd lauſchten ſie ſeinem Stöhnen, das mehr ein Fluchen als ein Jammern war.

Beſchwichtend, tröſtend hob endlich der Arzt an — das Vertrauen erweckende Geſicht des alten Juden machte den Eindruck der Wahrhaftigkeit: — „Faſſe dich, mein Sohn! Der Schmerz der Wunde wird bald abnehmen unter der milden Salbe. Und ſei gedenk, welch viel größerer Gefahr du — um eines Hares Breite! — entkommen. Als ich den Stein ſtürzen ſah, — dein ungeſtümer und blinder Eifer hatte den Balken

umgeriſſen — wo du die Augen hatteſt, weiß Gott der Herr! — glaubte ich, dich mit Haupt, Leib und Leben darunter zerſchmettert und begraben. Daß du lebſt, — du dankſt es Ebroin! Segne ihn!"

„Fluch ihm!" ſchrie der Wunde, ſich plötzlich, auf die linke Hand geſtützt, erhebend. Wimmernd vor Schmerz ſank er wieder auf die Kiſſen zurück. „Hätt' er mich doch zermalmen laſſen! Beſſer, tauſendmal lieber todt als ein elender Krüppel für's Leben! Verloren die Schwerthand: — damit verloren alles Heldenthum, aller Waffenruhm, aller Siegesglanz, alle Hoffnung auf Macht und Ehre. Ah, wär' ich bei Bewußtſein geweſen, Zacharias, als du mir die Hand — den halben Arm dazu! — abſchnittſt, — ich hätt' es nicht gelitten. Lieber in Schmerzen verendet! Aber nun erwachte ich aus der Ohnmacht, — ein Verſtümmelter, ein Krüppel! Sich durch's Leben ſchleppen, den Männern zur Geringwerthung, den Weibern höchſtens zum Mitleid. Aber Geduld! Sobald ich wieder ſchreiten kann, — mein erſter Gang

von dieſem Pfühl der Schmerzen führt in die Seine, wo ſie am tiefſten ſtrömt.“

Unwillig erhob ſich da vom Sitze der Biſchof: ‚Quae tanta insania, cives‘, ſagt der Mantuaner, ‚Welcher Wahnſinn, Mitbürger‘. Das wäre nicht nur eine große Sünde, — es wäre — was ſchlimmer! — eine große Dummheit. Geht, geht hinaus, ihr Andern, ich habe mit meinem Neffen zu reden. Ich habe Worte des Troſtes für ihn — geiſtliche und weltliche. Geht.“

Als ſie allein waren, hob Leodegar an mit bittrem Tone: „Die geiſtlichen, die ſpare dir, Oheim. Sie fruchten nicht bei mir. Ich weiß Alles auswendig, was du ſagen willſt: die unerforſchlichen Wege Gottes, die Pflicht demüthiger Ergebung, der Verzicht auf die ſündhafte Welt — bei'm Satan! Das iſt nichts für mich. Ich will, ich muß genießen, glänzen, herrſchen. Kann ich das nicht, mag ich nicht leben.“

„Und wer ſagt dir, mein armer Junge,“ entgegnete der Prälat, ihm die Linke ſtreichelnd, „daß

du nicht mehr genießen, glänzen, herrſchen kannſt? Den geiſtlichen Troſt hab' ich nur der Andern wegen geprieſen: weiß ich doch, daß er dich nicht tröſtet. Genießen, glänzen, herrſchen! Kann das nur der plumpe Tölpel, der mit dem Schwerte zuſchlägt? Sieh mich an! ‚Et mihi sunt vires et mea tela nocent', droht mein Liebling, die ſulmoniſche Nachtigall: auch ich freue mich der Kraft und auch meine Geſchoſſe verwunden. Mich hat — wie du weißt! — ein Gelübde der Ältern vor meiner Geburt dem Prieſterſtand beſtimmt. Wie ſchalt ich im Anfang, da man mich, von den Jugendgeſpielen, die zu Hofe geſandt wurden, getrennt, in die Kloſterſchule Sanct Martins zu Tours ſchickte! Wie ſchalt ich weinend und fluchend, — ganz wie du jetzt, — auf jenes einfältige, thörige Gelübde und auf die abergläubiſche Dummheit, es zu halten. Bald ſchalt ich es nicht mehr: — ich dankte ihm. Schau' mich an, ſag' ich. Nie hab' ich das Schwert geführt, — ganz wie wenn ich einarmig geboren wäre. Wohl-

an! Glaubſt du, es hat mir je gefehlt, vom Jüngling an bis heute, das Genießen und Glänzen, vom Mannesalter an das Herrſchen? Wahrlich, viel, viel mehr Genuß, Glanz und Herrſchgewalt ſind mir, dem Archidiakon, dem Biſchof geworden, als hätt' ich, ein Graf, ein Herzog, unter Helm und Schild geſchwitzt und geblutet. ‚Cedunt arma togae', meinte der beredte Tullius: wir können heute ſagen: ‚die Waffen ſtehen weit hinter dem Biſchofmantel zurück'. Und meine Reiſen nach Rom, Byzanz, Jeruſalem, wie bildeten ſie mir den Geiſt! Die Lehren, die Gebote der Kirche? Du befolgſt ſie, ſoweit ſie dir nützen, du vergißt ſie, wo ſie dich hemmen würden. Sünde? Bah, die Heiligen verzeihen Alles — für fromme Gaben und Stiftungen! Und haſt du vergeſſen, wie oft kluge Biſchöfe das Reich der Franken beherrſcht haben? Von Herrn Remigius und von Egidius, den großen Biſchöfen von Rheims, angefangen bis auf unſere Tage: wer hat die gewaltige Brunichildis vernichtet und Chlothachar, Fredigundens Sohn, zum

Herrſcher über alle drei Reiche gemacht? Der Arnulfinge Stammvater: ein Biſchof, Arnulf von Metz. Wer hat einen Sonder-König für Auſtraſien erzwungen, aber in deſſen Namen allein Auſtraſien beherrſcht? Derſelbe Biſchof! Wer herrſcht jetzt in Wahrheit in jenen Landen? Nicht König Sigibert, nein: Biſchof Kunibert von Köln. Und wer beherrſcht die Frau Königin Nantechild — ſie ſchickt dir das!“ — er küßte ihn zärtlich auf den Mund. „Ein Herzog oder Patricius? Nein! Ich, der Biſchof. Wer war es, der dich der ſchönen Frau zugeführt hat? Ich, der Biſchof! Alſo, verzage nicht, mein Sohn! Was ich in der Stunde deiner Geburt gelobt, — eine Weisſagung war's zugleich. Du wirſt es weit bringen auf Erden — trotz deines Unfalls. Das Schwert kannſt du nicht mehr ſchwingen: — aber den Biſchofsſtab mag auch die Linke führen. Und wie oft ſchon war dieſer Stab zugleich — das Königsſcepter. Daß dir ein Glied am Leibe gebricht, von dieſem Mangel kann die Kirche entbinden! Muth gefaßt, mein Junge!

Bei Gott! Laß doch ſehen, ob du unter Sanct Hilarius' und meinem Schutz — an deines früh verſtorbnen Vaters Statt! — es als Prieſter nicht weiter bringſt im Reiche der Franken als zum Beiſpiel dieſer plumpe Ebroin mit ſeinen ſtarken Arm-Muskeln. Genießen, glänzen, herrſchen? Ich ſchwör's dir zu: du ſollſt's nach deines Herzens Gelüſten! Darum Muth, Leodegar! Zu Großem biſt du berufen!"

Da ſtürzten Thränen aus den Augen des Wunden: — aber es waren Thränen des Dankes, der Freude, der Hoffnung.

Zweites Buch.

I.

Und abermals waren viele, viele Jahre vergangen.

Da schritt an einem düstern Herbstabend ein stattlicher wettergebräunter Mann in voller Waffnung den schilfreichen Bach entlang, der ein kleines Allod vor den Thoren von Poitiers gen Westen hin begränzte; sorgsam bemüht stützte und führte er bei jedem Schritt eine Frau, die, vorgebeugt, ängstlich tastend, die Füße setzte.

„Lehne dich fester auf meinen Arm, Mutter. Du strauchelst leicht. Ich meine, die lieben, schönen Augen sind noch schwächer geworden in diesen Jahren.“

„Es mag wohl sein,“ sprach die Frau, einen Seufzer erstickend.

„Du ſollſt und mußt doch jetzt dich nicht mehr mühen mit Weben, Spinnen und Nähen.“

„Das geht gar nicht mehr recht. — Es kommt wohl von Andrem.“

„Vom vielen Weinen?“

„Vielleicht! Wie ſie mir eines Tages — auf vier Jagdſpeeren — deinen Vater todt brachten, der mich geſund und ſtark verlaſſen — ach, es war gar ſo hart!“

„Und ich war fern in den Bergen der Vasconen!“

„Ich weinte viel, bis ich mich in Gottes Willen ergeben hatte.“

„O Mutter, wie biſt du gut! Und wie beneidenswerth fromm! Wer glauben könnte wie du!“

„Still, ſtill, Lieber! Man muß glauben.“

„So? Muß man? Wenn man aber nicht kann?“

„Man kann ſchon, wenn man ernſthaft will. Und daß du wolleſt und könneſt, — darum bete ich ohn' Unterlaß, lieber Sohn.“

„Mutter, du biſt eine Heilige. Du gehörſt gar

nicht in dieſe Welt!“ rief er, blieb ſtehen und küßte ſie zärtlich auf die Stirn.

„Ich meine auch zuweilen: — ich gehöre eher in ein Kloſter: da könnt' ich noch viel Gutes thun. Ich verſtehe gut, Kranke zu pflegen. In der Welt draußen bin ich zu nichts mehr nütz! Dir großem, ſtarkem Mann kann ich nicht mehr wie weiland dem Knaben, war er krank, die fiebernden Schläfe kühlen.“

„O hätt' ich vor Wochen deine liebe Hand auf der Bruſtwunde gefühlt, die mir der Vaskonenpfeil gebracht! Die Hand — dieſe Hand allein!“ — er küßte ſie — „hätte — ohne Salbe! — den Schmerz geſtillt.“

„Mein Kind, mein großes, tapfres Kind, — das ſie den Schrecken der Vaskonen nennen! Schon ſollen ſie in den Heerlagern der Krieger Lieder zu deinem Lobe ſingen: o wie bin ich ſtolz auf dich.“

„Gutes Mutterherz, es wird dir wohl thun, zu hören, daß mir nicht die Siegeskränze das Liebſte ſind, was ich da unten an Garonne und Adour ge-

wonnen habe: es gelang mir, Ruhe und Sicherheit herzuſtellen in den lang und ſchwer von Räubern heimgeſuchten Gränzdörfern: das danken mir freudig die armen Leute dort, ich gewann ihre Liebe, ihr Vertrauen. Ja, auch der Kinder Herzen: ſie ſahen es mir an, daß ich ſie lieb habe, die kleinen Krausköpfe, und zuletzt liefen ſie meinem Rappen entgegen, wann ich durch die Gaſſen ritt, und reichten mir die weichen Patſchhändchen hinauf auf den Sattel."

„Du biſt mein goldener Bub mit dem guten und ſtarken, ob auch recht zornheißen Herzen. Ich will ſchon beten für dich Tag und Nacht, daß du gut bleibſt."

„Und eine ſolche Mutter ſoll ich — fort von mir! — in's Kloſter gehen laſſen. O nein! Ich bin doch recht allein."

„Mein Ebroin, nicht eine Mutter brauchteſt du zur Geſellin: — eine Frau, eine gute Frau von tiefer Seele und milder Art. Haſt du noch nie . . .?"

Ebroin zuckte die Achſeln: „Hab' noch keine ge-

sehen, die mir gefallen hätte: — die ich mit meiner Mutter vergleichen könnte. Mir ist, ich habe das gar nicht, was zur Weibesliebe gehört! Mich ekelt's an, wie's die Andern treiben — am Hofe zu Paris und in den Provinzen, Geistliche ganz wie Laien. Pfui!"

„Das ist mein Bub: — rein ist er geblieben bis heute!" rief die Frau glücklich strahlenden Auges und drückte die Rechte, die an seinem Arme lag, auf sein Herz. „Aber wir sind zur Stelle. Das ist die Hütte Thiemo's, des alten Schäfers, weiland deines schlimmen Lehrers in allerlei Heidenthum," drohte sie scherzhaft den Finger hebend. „Er hat mir immer wiederholt in diesen Monaten, wann ich ihn zu pflegen kam, du müssest, müssest noch einmal zu ihm kommen, bevor er sterbe: — denn er ist dem Tode nahe. Er müsse dir sagen, was nur Er wisse und was er auch mir nicht vertrauen könne — mich würde es nur quälen, die Sache zu ordnen seiest du allein berufen. Schreiben kann er ja nicht. — Komm, laß uns eintreten."

Tief mußte der hochgewachſene Ebroin das behelmte Haupt neigen, durch den niedrigen Eingang der Schilfhütte an das Strohbett des Siechen zu gelangen; der erkannte ihn nicht: es war dunkel und der Alte fieberte.

„Ah,“ ſprach der ſich halb aufrichtend, „welchen ſeiner Helden ſchickt mir Wotan, mich aufzumahnen zur letzten Fahrt? Ach, nicht zu ihm empor — nach dem Strohtod: hinab — nach Hel.“

„Mein Sohn iſt's, Thiemo,“ ſprach die Frau und führte den Krug Milch an ſeine Lippen, den jener ihr getragen.

„Ich bin's, Ebroin, dein Schüler. Aber ach, leider kann ich an Wotan ſo wenig glauben wie an“ — er unterdrückte den Schluß mit einem Blick auf die Mutter. „Weißt du noch, wie du mich den erſten Wundſegen gelehrt haſt und mir das Heil-Kraut gewieſen?“

„Ebroin! Ah, ja dich ſenden mir wahrlich die Götter. Deine Hand! Beide Hände! O daß ich dir's

noch ſagen darf! — Frau Leutrud — gute, vielgute, — bitte — laß mich mit ihm allein.“ —

Lange, recht lange ward der Mutter die Zeit, die ſie vor der Hütte, auf einem Binſenhaufen ſitzend, verbrachte.

Einmal hatte ſie einen lauten Aufſchrei ihres Sohnes zu hören vermeint.

Dann war es ganz ruhig geworden.

Schwermüthig klang das leiſe Rauſchen des Baches in dem Schilf des Ufers, die Fledermaus ſchwirrte dicht über ſie hin und von der Heide her klang zuweilen der klagende Ruf des Stoppelvogels.

Die Sonne war hinter dem dunkeln Tannenwald ſchon geſunken, als Ebroin aus der Hütte trat; er trug ein nacktes Schwert in der Hand.

Sein offnes, männlich ſchönes Antlitz war — ſie ſah's mit Schrecken, mit Grauen — wie verſteint, ſo verfinſtert wie der düſtre Tannen-Hag da drüben.

„Komm, Mutter!“ ſprach er mit tonloſer Stimme, ſie ſanft erhebend. „Es iſt aus. Morgen früh verbrennen wir ihn — ſammt ſeiner Schilfhütte.“

„Er iſt todt? Ach, ohne Reue und Buße!“

„Ja. Und ohne die Prieſter wollen wir ihn darum auch beſtatten: in Feuer: — nach der Ahnen Sitte.“

„Was . . . was haſt du da? Ein Schwert! Thiemo's Schwert?“

„Nein. Du kennſt es dies Schwert, ſo dunkel es ſchon iſt. Sieh den Hirſchhorngriff! Hier, ſchau dir's genau an.“

Und er hielt es ihr hart vor die Augen.

„Deines Vaters Schwert! Es galt als verloren. Leer hing die Scheide am Wehrgurt, da ſie ihn mir brachten, vom böſen Hirſch zu Tode geſtoßen.“

„Ja,“ ſprach Ebroin grimmig, „böſe war er, dieſer mörderiſche Hirſch. Aber ich habe Kraft, noch ſchlimmere Unthiere niederzubrechen. Komm, Mutter.“

„Was . . . was planeſt du?“

„Iſt es gethan, wirſt du's erfahren. O Vater, Vater! Hör's . . .!“

Und er hob die geballte Fauſt gegen den dunkelnden Himmel, an welchem die erſten Sterne aufſtiegen.

II.

Wenige Wochen darauf tagte zu Saint-Denis, dem reichen Kloſter, nicht ganz zwei Stunden nördlich von Paris, eine Anzahl von geiſtlichen und weltlichen Großen von Neuſtro-Burgund, um allerlei innere Angelegenheiten des Reiches zu berathen: aber auch Geſandte des auſtraſiſchen Hofes zu Metz wurden erwartet, Mißhelligkeiten über den Lauf der Gränze zwiſchen Soiſſons und Rheims zu begleichen, die unter beiden Theilreichen ausgebrochen waren.

Ebroin, jetzt ſchon lange Graf von Agen und Domeſticus des königlichen Palatiums, traf dort gar manchen der ehemaligen Hofgenoſſen: ſeinen treuen Vanning, der ein par Feldzüge unter ſeinem Heer-

bann mitgemacht hatte, Hektor, der dem Vater als Patricius von Marſeille gefolgt war, Gairin, nun Graf von Tours.

Leodegar wurde noch erwartet.

„Du," meinte Vanning, wie er mit dem Freunde traulich bei einem Kruge Garonne-Weins beiſammen ſaß, „du, der hat's weit gebracht: — weiter als wir Alle. Und raſcher! Sein Oheim Dedo hat ihn gar geſchwind zum Diakon, darauf bald zum Archidiakon geweiht, man weiß, daß er ihn zum Nachfolger, wenn nicht zu höherem, beſtimmt hat. Das reiche Kloſter Sanct Maxentius bei Poitiers beherrſcht er als Abt, nächſtens ſoll er das erledigte Bisthum Autun erhalten! Nun, du kennſt ja ſeine Künſte."

„Und ſeinen Geiſt und ſeinen Eifer!"

„Nun ja! Und ſein weites Gewiſſen! Man muß ſagen: ſeltſam hat ſich der Burſch verändert. Schöner iſt er nicht geworden, aber unheimlicher in dieſen Jahren. Als ich ihn neulich im Palaſte traf

— häufiger als die Kirchen beſucht er ihn! — erkannte ich ihn faſt nicht wieder. Hoch iſt er in die Höhe geſchoſſen, aber hager, mager, ſpindeldürr dabei geworden; ganz gelbfahl im Geſicht: in tiefen Höhlen eingeſunken liegen ihm die kohlſchwarzen Augen, die meiſt von den ſtreng niedergeſchlagenen langen dunkeln Wimpern verdeckt ſind: aber zuweilen laſſen ſie ſtechende Blicke hervorſchießen wie zuckende Schlangen. Von der hohen kahlen Stirn iſt das ſchwarze Haar ganz kurz nach rückwärts geſchoren, hell glänzt darin die kreisrunde weiße Tonſur. Die ſchmalen Lippen ſind ſtets feſt geſchloſſen: — erbarmungsloſe Härte liegt auf dieſem Mund; aber erhebt er die vor lauter Wohllaut flötende Stimme, — ſie iſt zum Sprechen wie zum Singen viel geſchult! — ſo ſchmeichelt ſie ſich in Ohr und Herz: an den wachsweißen Fingern der wohlgepflegten, feingliedrigen, linken Hand glitzern ihm koſtbare Ringe und über der reichen Prieſterkleidung — aus den koſtbarſten Stoffen! — trägt er, auf der

rechten Schulter von einer alten römiſchen Goldſpange gehalten, ein ſchwarzes Mäntelein von koſtbarſter Seide, den häßlichen Stummel des rechten Armes zu verhüllen."

„Nun, du haſt ihn dir ſo genau angeſehen, als wollteſt du ihn malen!"

„Mit den Augen des Haſſes: die ſehen heller als die der Liebe."

„Haſſen! Warum haſſeſt du ihn!"

„Weiß nicht," erwiderte Vanning achſelzuckend, nachdem er bedächtig einen langen Zug gethan. „Vom erſten Sehen an! Ich mein', aus angeborner Feindſchaft der Natur. So etwa wie der treue Hund die falſche Katz!"

„Ich habe ihn noch nicht geſehen, aber viel, viel des Rühmlichen von ihm gehört. Er hat, erzählte man im Palatium, auch das weltliche Recht, zumal die Lex Romana, ſo gründlich erforſcht, — gleich nach ſeinem Unfall — daß er ſogar von den rechtskundigſten Laien am Pfalzgericht als ein ‚ſchrecklicher Richter' ge-

fürchtet wird. Das arg verrottete Kloſter des heiligen Marentius hat er mit eiſerner Strenge zur Zucht zurückgeführt, als Archidiakon von Poitiers all' deſſen verlorene Güter in ſchwierigen Rechtshändeln zurückgewonnen. Ich bin . . ."

„Verliebt biſt du in ihn — immer noch! Wär' dir beſſer, du wärſt in ein ſchönes Mädel verliebt. Sie gucken dir eifrig nach, reiteſt du durch die Straßen von Paris auf deinem vaskoniſchen Rapphengſt . . ."

Ebroin ſchüttelte den Kopf: „Hab' Andres, ganz Andres zu denken, nichts von Liebe, ſondern von . . . — Sage, weißt auch du nicht, wohin der Römer Valerius gerathen, der lange Zeit Vicegraf von Poitiers war? Niemand kann mir von ihm berichten. Wo mag er ſtecken?"

„Weit von hier, glücklicher weiſe! Iſt auch ein ſchlimmer Geſell, wie der Prieſter. Raſch zur Hand mit dem Dolch. Der Boden ward ihm wohl zu heiß hier zu Lande. Da hat er ſich einer Geſandtſchaft

angeſchloſſen, die ſchickte Leodegar in Sachen ſeines Kloſters nach Rom: — ohnehin des Valerius Heimathſtadt: — lange Zeit ſollen die Boten dort noch zu thun haben.“

III.

Zur gleichen Stunde des Herbsttages — weiße Spinnwebfäden schwebten vor dem sanften Wind durch die Luft und die herrlichen Buchen auf den schönen Hängen der Seine-Ufer färbten sich schon stark mit Roth — ritten von Paris her auf Saint-Denis zu zwei Krieger, deren hellere Farbe an Har, Haut und Augen und höherer Wuchs sie auf den ersten Blick als Austrasier erkennen ließ.

Ganz langsam — im Schritt — ließen sie die gewaltigen Streithengste gehen, außer Hörweite der in weitem Abstand folgenden Begleiter; denn sie waren tief in wichtiges Gespräch versunken.

„Nein," sprach der Jüngere von ihnen, das Haupt schüttelnd, daß die Falkenflügel auf dem Helmdach

ſchwankten, „nicht lieb, wie dir, Vetter Pippin, — leid iſt mir dieſer Ritt durch das Land und in die Hofpfalz der Neuſtrier. Deutlich ſpürt man's den Hochmüthigen an: — Blick und Ton verrathen es! — ſie ſchauen auf uns herab als auf ‚Barbaren', etwa wie wir auf Wenden und Avaren. Weil ich nicht leſen und ſchreiben kann, — du haſt es ja gelernt in der Kloſterſchule zu Stavelot — beſpöttelte mich ein bunt gekleideter Patricius: — Hektor, glaub' ich, hieß er. Hätte ihm gerne den Höhnemund eingeſchlagen."

„Dadurch würdeſt du ihn ſchwerlich überzeugt haben, Vetter Martinus!" lächelte der Andere, die lichtblonden Locken zurückſtreichend, die ihm dicht aus dem Adlerhelme quollen.

„Was gehen ſie uns überhaupt an, dieſe halbverwälſchten Neuſtrier? Ich verſtehe ſie gar nicht, — ſo viele lateiniſche Brocken miſchen ſie in ihre Rede! Nicht ausſtehen kann ich die Hochmüthigen! Warum ſuchen wir ſie auf, in ihrem eingebildeten Dünkel,

in ihrem prahlenden Reichthum, in ihrem üppigen Paris? Hier ward weiland König Dagobert verdorben, der wacker war, so lange er zu Metz unter unsrer Ahnherrn Arnulf und Pippin Zucht und Aufsicht lebte. Ich meine, der Starke genügt sich selbst! Schau, wie drüben über'm Rhein die Herzoge der Thüringe, Alamannen, Bajuvaren sich auf eigne Kraft gestellt haben: — so sollten wir's auch machen!"

„So? Und das Reich der Franken fällt dann auseinander, das ruhmvolle Werk, das seit zwei Jahrhunderten unsere Väter mit so viel Kraft und Klugheit aufgebaut haben? Nein, wahrlich, das soll nicht geschehen, kann ich's verhüten! Was uns vereint mit den Neustriern und Burgunden? Nun, ich meine vor Allem die heilige Kirche, der Glaube an Christus den Herrn!" Und andächtig schlug er ein Kreuz. „Die drüben über'm Rhein, die du nanntest, an der Unstrut, an dem Neckar, an dem Inn, — meiner Treu, mehr Heidnisches steckt noch in ihnen als Christliches! Näher doch stehen uns Ufer-Franken die andern

Franken. Auch du, Vetter, thäteſt beſſer, öfter in die Kirche, ſeltner auf die Jagd zu gehn.“ —

„Mir bekommt die Waldluft beſſer als der Weihrauchſchmack,“ brummte der Hüne, ſtreckte die gewaltigen Glieder und blies in den breiten rothen Bart.

„Freilich,“ fuhr Pippin fort, „all' zu viel Wälſches, zu viel römiſche Üppigkeit, Verſchlagenheit, auch ſchon Verweichlichung, hat die Leute in Paris, Orléans, Marſeille ergriffen: mit dem vielen Wiſſen, mit der hohen Reife, darin ſie uns überlegen, auch ſchon die Fäulniß. Aber was folgt daraus? Nicht, daß das Frankenreich zerfallen ſoll: — es muß beiſammen bleiben, ſchon um der heiligen Kirche willen! — ſondern daß“ — hier ſah er ſich vorſichtig um nach den Begleitern und fuhr dann leiſer fort — „daß wir, wir Auſtraſier zu Metz fortab, nicht mehr, — wie lange Zeit geſchehen — die Neuſtrier von Paris aus, das Ganze beherrſchen.“

„Eia, Vetter, das gefiele mir wohl, die Hof-

fährtigen zum Gehorſam unter uns zu beugen. Aber es iſt kühn, Vetter, ſehr kühn."

„Doch nicht allzu kühn!" — und nun blitzten die hellblauen Augen in ſchönem Feuer — „Nichts iſt zu hoch für unſer, für der Arnulfingen gotterleſenes Geſchlecht, bis zu den Sternen dürfen den Flug wir wagen! So hat unſer großer Ahn, der heilige Biſchof Arnulf, in ſeiner Sterbeſtunde geweisſagt, — ſeinem verklärten Auge hat, bevor es brach, Sanct Petrus, unſres Hauſes beſondrer Schutzpatron, die Zukunft entſchleiert. Ja, nicht blos über Neuſter- und Burgund müſſen wir Arnulfingen, geſtützt auf die friſche Kraft der Oſtmänner, herrſchen: — hei, wär' ich nur erſt Majordomus beider Reiche! — die ſtörrigen Bajuvaren, Alamannen, Thüringe zwänge ich wieder zum Gehorſam heran, den heidniſchen Friſen und Sachſen ließ' ich das Wort des Heils verkünden, und ich würde nicht ruhen, bis ich auch das reiche, ſchöne Aquitanenland bis an die Gotenmark hin, das ſich ſeit lang dem Neuſtrier zu Paris entzogen

hat, wieder mit dem Reich verbunden hätte. Hohes, Höchſtes ſchwebt mir vor: — zum Heil der Kirche wie des Frankenreichs. Denn die gehören zuſammen, wie ſich der Himmel über die Erde wölbt! Und mit der Heiligen Hilfe werd' ich es erreichen."

„Wenn du nicht lange vorher ſtürzeſt auf dieſem ſteilen, ſchwindelnden Pfad. Denk' Grimoalds, unſres Ohms! Glänzend war ſein Aufſtieg: — blutig war ſein Ende."

Pippin ſchlug ein Kreuz: „Und gerecht war ſeine Strafe. Er hatte dem Merovinger Treue geſchworen, als aber König Sigibert geſtorben war, da ſtieß er deſſen Knaben Dagobert, der ſeinem Treuſchutz befohlen war, vom Thron — ſpurlos verſchwand das Kind! — und wollte ſeinen eignen Sohn zum König erheben. Solche Untreue büßte er mit Recht im Tode. Die Auſtraſier lieferten ihn gefangen dem neuſtriſchen König zu Paris in die Hände. Nein, nein, den Merovingen ſoll der Königs-Stab bleiben:

— nur das Schwert des Reichs mag für ſie führen ein ſtärkrer Arm.“

„Dieſer Arm!“ rief Martin ſtolz, auf des Freundes Schulter klopfend. „Und wahrlich, er iſt ſtark genug.“

„Nur, wenn Gott ihm Kraft giebt und Sanct Peter,“ ſprach Pippin demüthig. „Denn nur auf Gott und die heilige Kirche hab' ich all meine Hoffnung geſetzt für dies arme, viel geplagte Reich der Franken — und zumal für unſer Haus. Und ich vertraue: Frömmigkeit, demüthiger Glaube iſt am Ende auch die beſte Statskunſt. Wohl weiß ich: es leben in dieſem Neuſter und Burgund hochbegabte Männer, das Palatium zu Paris wird von Geiſtlichen und von weltlichen Großen geleitet, die mir, an Geiſtesgaben weit überlegen, an Heldenſchaft nicht nachſtehen: aber ich weiß auch: ſie ſind angefault ... faſt Alle! — Und die's noch nicht ſind, müſſen's werden — in ſolcher Luft und im Ringen mit ſolchen Nebenbuhlern! Laß doch ſehen, ob Argliſt, Sünde und gewiſſenloſe Überhebung nicht nieder zu ſchlagen ſind wie mit dem

Flammenſchwerte der Cherubim durch frommes Gottvertrauen und Reinheit des Herzens. In einer Art von Teſtament hat Sanct Arnulf ſeinen Nachkommen befohlen, von Geſchlecht zu Geſchlecht auf Gott zu bauen und ſich in Glauben, Worten und Werken auf's Innigſte zu ſchließen an ſeine heilige Kirche, an die ehrwürdigen Biſchöfe vor Allem und deren Haupt in Rom. Dann, weisſagte er, werden wir zwar gar oft im Anfang unſrer Laufbahn ſtraucheln, aber wir ſollen nicht verzagen! Ausdauer, zähſte Ausdauer zieme zumeiſt dem chriſtlichen Helden und durch frommen Glauben und durch ausharrenden Muth würden wir das Herrlichſte erreichen. In ſolchem Vertrauen will ich leben, ringen, ſtraucheln, wieder aufſpringen, ſiegen oder ſterben. Amen! Dir, Herr Chriſtus, und dir, Sanct Peter, befehl' ich mich und all' meine Nachkommen."

Und er ließ die Zügel fallen, faltete beide Hände flach in frommem Gebet und hob ſie zum Himmel empor.

Da trat die ſinkende Sonne aus dem Weſtgewölk hervor und übergoß mit verklärendem Licht die hochragende Heldengeſtalt auf dem weißen Roß.

Mit Staunen, faſt mit Ehrfurcht ſah es ſein Begleiter.

„Schau,“ rief Pippin, „da winken uns grüßend entgegen die Thürme des Kloſters von Saint-Denis: wie ſie ſtrahlen in rothgoldenem Licht! Sanct Dionyſius, — von Stund an nehme ich auch dich an als meines und meines Hauſes beſonderen Schutzherrn. Reiche Gaben verheiße ich dir: — würdige uns deiner Gnade für und für.“

IV.

Am Abend des folgenden Tages hatten in der königlichen Villa, die neben den Kloſtergebäuden zu Saint-Denis ſtand, die Vertreter von Neuſter-Burgund und die von Auſtraſien die Verhandlungen über die Gränz-Fragen zu befriedigendem Abſchluß gebracht. Für Neuſter-Burgund hatte König Chlodovech — Frau Nantechild war vor Kurzem geſtorben — Leodegar und Ebroin beſtellt. Ohne beſonderes Amt am Hof hatten die beiden allmälig das Vertrauen des jungen Fürſten mehr als alle andern Palatine gewonnen. Der Prieſter war ihm von der Mutter noch beſonders empfohlen worden. Sie luden nun — nach dem Ende der Berathungen — die beiden auſtraſiſchen Geſandten zum Abendſchmaus ein, wo-

für dem Archidiakon von Poitiers die Mönche von Saint-Denis gern ihren schön geschmückten Speisesal, ihre Küche und den reich gefüllten Keller zur Verfügung stellten.

„Der Wein macht aufrichtig und geschwätzig," sprach Leodegar zu dem Genossen, während sie die Gäste erwarteten. „‚Condita verax aperit praecordia Liber', ‚Verschlossene Herzen erschließt der aufrichtige Weingott', pflegt Ohm Dedo aus seinem Lieblingsdichter anzuführen. Laß doch sehen, ob wir diesem plumpen Rothbart da nicht Einiges ablocken unter den Bechern."

„Wird wohl nicht viel Wichtiges wissen," meinte Ebroin. „Es ist der richtige austrasische Barbar: tapfer, kraftvoll, aber der — ohnehin wenige! — Geist ohne Schulung."

„Gewiß! Aber er ist ja doch der Vetter, der Vertraute des Andern. Und dieser Pippin ist nicht ungefährlich. Ob seine Frömmigkeit echt oder geheuchelt ist?"

„Sie ist ohne Zweifel echt. Ich sah ihn beten in dem kleinen Oratorium.“

„Und bist du sicher, er hat dir nichts vorge.... betet?“

„Immer voll Mißtrauen!“

„‚Traue Niemand, auch dir selber nicht!‘ lehrt Ohm Dedo.“

„Er konnte nicht ahnen, daß ich die Capelle betreten . . .“

„Um selbst zu beten?“ fragte der Archidiakon schlau.

„Wozu diese Fang-Frage? — Nein, um ihn zu suchen: zur Fortsetzung der Berathung. Er lag auf den Knieen vor dem Reliquienschrein und betete laut.“

„Wofür?“ forschte der Andre rasch.

„Für das Heil des Frankenreichs: — des Ganzen, nicht nur Austrasiens, wie er den Heiligen recht deutlich einschärfte.“

„Siehst du? Er will also das Ganze beherrschen! Der Mann ist gefährlich. Von echter Frömmigkeit

beſeelt, — mag denn ſein: — aber zugleich von einem Trachten, von einer Statskunſt, von einem Ehrgeiz, die mehr als Auſtraſien umſpannen! Gewiß weiß Martinus der Bär manches von den Plänen des Fuchſes Pippin, von ſeinen Zwecken und von den bereit geſtellten Mitteln. Laß ſehn, ob er nicht ausplaudert. Da kommen ſie, die hochgewachſnen Herrn!"

Nun war das reichliche Mahl beendet und die Dienerſchar aus dem Sale gewieſen. Leodegar hatte das Vor-Tiſch- und Nach-Tiſchgebet mit ſeiner wohlgeſchulten, einſchmeichelnden Stimme ſo ergreifend geſprochen, daß es die beiden Auſtraſier — ſogar den minder kirchlich geſinnten Rieſen — tief gerührt hatte. Jetzt begann er, den hohen Römer-Becher — Julian hatte einſt daraus getrunken — voll würzigen Rhone-Weines Martinus reichend: „Nun wollen wir, tapfrer Arnulfing, ein jeder das Heil des Gutes trinken, das ihm das Höchſte auf Erden. Was iſt dein liebſter Wunſch?"

Der Angeredete hatte schon während des Schmauses nicht selten und nicht kurz getrunken: seine vollen Wangen glühten bereits, wie er den schweren Gold-Pocal — ein Geschenk Frau Nantechilds an Saint-Denis — zu den Lippen führte. ohne Besinnung rief er sofort: „Mein liebster Wunsch? Daß ein Austrasischer Hausmeier hier zu Paris sitze und euch und alle drei Reiche beherrsche! Nicht wahr, Vetter Pippin?“

Leodegar warf seinem Nachbar Ebroin einen bedeutsamen Blick zu: er hatte die beiden Gäste sich und Ebroin gegenüber und zwar so gesetzt, daß die Neustrier der durch die Rundbogenfenster voll herein fallenden Abendsonne den Rücken, die Gäste das Antlitz zukehrten.

Der Aufgerufene nahm den Becher aus des Unvorsichtigen Händen und trank schweigend, aber eine Blutwelle stieg ihm in die Schläfe.

„Nun, Graf Pippin,“ begann Ebroin, gleichsam tröstend, „laß es dich nicht zu sehr verdrießen, daß der Vetter sein — und auch wohl dein — Geheimniß

hervorgesprudelt hat. Ich schelte dich nicht um solches Planes, ich lobe dich darum. Oder doch für den ersten Theil, wohl den Haupt-Theil: die Zusammenfassung des ganzen Frankenreiches in Einer starken Hand."

„Du sagst es," antwortete Pippin, die großen blauen Augen voll aufschlagend.

„Man sieht dir's an: das ist dein Ernst," meinte Leodegar.

„Ich lüge nie, Archidiakon."

„Ich auch nicht," rief Martin mit schwerer Stimme. „Und so sag' ich's nun! Bei mir ist's umgekehrt: — was liegt mir viel an Neuster und Burgund? Und was haben wir mit euch feinen Herrn gemein? Meintwegen bricht Alles auseinander: Aquitanien, Neuster, Burgund, unser Ostland in Gallien und die Stämme über'm Rhein. Aber, soll doch schon einmal All' das zusammen gehören, dann will ich, daß ein Austrasier die Zügel führt, in die ihr — ihr Neunmal Klugen! — knirschend beißen müßt!"

Damit ſtreckte er die beiden ſtarken Arme vor ſich auf den runden Tiſch von dunkelgrünem Marmor, legte die großmächtigen Hände übereinander und ließ auf dieſe das weinſchwere Haupt ſinken; bald athmete er in den tiefen Zügen des Schlafenden.

Mit feinem Lächeln auf den ſchmalen Lippen begann jetzt der Prieſter: „Dieſer Statsmann wird nun nichts mehr verrathen von den geheimen Plänen, die wir etwa noch enthüllen. Wohlan, nützen wir den Augenblick: ſeien wir offenherzig: — das ſchönſte Gut vertrauender Seelen. ‚Kein ſchöner Glück als ein vertrauſam Herz!‘ ſo ſagt ein Dichter. Ich will vorangehen mit dem Beiſpiel: denn mir iſt all' Mißtrauen fremd und verhaßt.“

Ebroin furchte die ſtarken Brauen, drückte die Lippen zuſammen und blickte unwillig auf ihn.

„Die Wiedervereinung der Theilreiche in Einer Hand iſt auch mein Wunſch und — ich darf das verrathen — auch meines Freundes! Wenigſtens vor Jahren war das! Nicht ſo, mein Ebroin?“

Lauernd lag der ſcharfe Blick der ſchwarzen Augen auf dem ſo Überraſchten.

„Er iſt es noch. Ich habe keinen Grund, es zu verbergen,“ erwiderte der. „Und ich füge gleich hinzu: begreif' ich auch den Wunſch eines Auſtraſiers, — eines Arnulfingen zumal, deſſen Vorfahren wiederholt ſein Land beherrſcht haben! — daß dieſer Herrſcher über das ganze Frankenreich ein Auſtraſier ſei. . . .“

„Ein Arnulfing; verſteht ſich!“ warf Leodegar ein, das Antlitz Pippins ſcharf muſternd: aber dieſe ſtäten Mienen änderten ſich nicht.

„So muß ich doch unſrem Gaſt offen ſagen: das iſt unmöglich.“

„Und warum?“ fragte der, ihn ruhig und groß anſehend.

„Weil . . .! Ich will annehmen, ein Auſtraſier — ein Einzelner — ſteht wirklich an Begabung, an Geiſt den Unſern gleich, —“

„Es iſt nicht eben wahrſcheinlich,“ lächelte Leodegar boshaft.

„Schwerlich doch erreicht er uns an Bildung, an Schulung dieſes Geiſtes.“

„Wir haben — wie ihr — gelehrte Mönche, Bücher, reiche Klöſter . . .“

Ebroin zuckte die Achſeln: „Glaub' es wohl: reich an geiſtlichen Büchern, gelehrt in Theologie. Aber Kunde in weltlicher Wiſſenſchaft? In weltlichen Geſchäften? Im Schriftweſen? Im Recht? wie zum Beiſpiel dieſer Archidiakon? Schwerlich! Das aber iſt nöthig heutzutage für des großen Reiches Beherrſchung. Und wär' all' das auch anders, wär's, wie du glaubſt oder doch wünſcheſt, — dieſer auſtraſiſche Majordomus in Paris . . . denn um dies Amt allein doch handelt es ſich . . .“

„Auch er denkt nur an den weltlichen Beamten,“ ſo ſchoß es durch des Archidiakons hohe Stirn. — „Warte, du Thor! Du ſollſt lernen, daß der Prieſter den Palaſt und das Reich beherrſchen kann wie die Kirche.“

„Er könnte doch nicht ſich halten: — nicht ein Jahr, nicht ein halbes!“

„Und warum nicht, Graf von Agen?“

„Weil er, Graf von Trier, ein Feldherr wäre ohne Heer. Nie würden wir Neuſtrier, nie die Burgunden ſich gutwillig dem — vergieb das Wort! — ‚barbariſchen‘ — ſo würden ſie ihn ſchelten — Gebieter fügen.“

„Ich glaub's. Drum müßte er ſich auf ſeine ‚Barbaren‘ ſtützen, die Auſtraſier.“

„Und da eben liegt's. Verzeih: — ich will dich nicht kränken! — aber das iſt unmöglich. Sollte wirklich Einer von Euch, zum Beiſpiel deines Vaters Sohn, zu jener ſteilen, ſtolzen Höhe aufſteigen können: — du ſtändeſt ganz allein. Denn nun und nimmer werdet ihr Oſtleute euch aus eurer tapfern, aber dumpfen ‚Barbarei‘ — es giebt kein ander Wort dafür! — erheben zu jener Bildung, die wir Neuſtrier und Burgunden ſeit zwei Jahrhunderten gewonnen, von den Römern — mit deren Blut — geerbt haben.

Ich ſage es ja nicht, uns zu rühmen oder euch zu ſchmähen: aber wir ſind Italien, wir ſind all' dem, was die Römer hier geſchaffen und hier gelaſſen haben, ſo viel näher in unſrem ſchönen warmen Land als ihr auf euren magern Schollen und vollends die Überrheiner in ihren feuchtkalten Waldſümpfen. Die Olive grünt uns an der Durance, die Traube glüht uns an Loire und Garonne. Da horch, wie dein Vetter ſchnarcht! Und das iſt doch ein Arnulfing wie du! Saufen, freſſen, dreinſchlagen — das verſteht ihr — auch das Letzte! — meiſterlich. Aber damit, werther Gaſt, beherrſcht man nicht einen Stat wie das Frankenreich."

„Recht hat er," dachte Leodegar, „ganz Recht Aber warum den Blondkopf warnen? Laß es ihn doch verſuchen und daran zu Grunde gehn."

Lange ſchwieg Pippin und ſah nachdenklich vor ſich hin.

„Glaubte ich deinen Worten," hob er nun mit tiefem Ernſt an, „du ſtolzer Neuſtrier, ich legte heute

noch das Schwert ab und träte in das Kloſter, das ich zu Echternach errichten will. Denn das raſche Sinken dieſes zerriſſenen Reiches mit anſehen und es nicht hemmen können, — das ertrüg' ich nicht. Hemmen aber kann es und das Reich retten kann nicht eure angefaulte verweichlichte Überbildung . . ."

„Herr Graf!" drohte Ebroin zornig.

„Retten kann es — mit Gottes Hilfe! und unter guter Führung — nur unſere, der Auſtraſier, und der ſo ſtolz verachteten Überrheiner friſche Kraft!"

„Das iſt ein Wahn," rief da Leodegar zum erſten Mal dazwiſchen. „Wir Neuſtrier und Burgunden müſſen's machen und müſſen dann herrſchen im Reich der Franken. Hier meine Hand, Ebroin, der Burgunde reicht ſie dem Neuſtrier zum Bund auf Schutz und Trutz."

„Ja, in dieſem Glauben," rief der, begeiſtert einſchlagend, „wollen wir treu zuſammen ſtehen, Leodegar. In dieſem Glauben — frei bekenne ich's vor dem

Gaſt aus dem Nordoſten — will ich ringen all' mein Leben lang."

„Und dieſer Glaube wird der Irrthum, wird das Unheil deines Lebens ſein!" ſprach Pippin nachdruckſam, warnend die Hand erhebend.

V.

Nachdem die beiden Auſtraſier ſich verabſchiedet hatten — ſchwer wankte Martin, auf den Vetter geſtützt, nach Hauſe — ſchritten die beiden neuen Verbündeten Arm in Arm hinaus in die kühle Luft des Herbſt-Abends, in dem wohlgepflegten Kloſtergarten auf und niederwandelnd.

Das Geſpräch, die Entdeckung ihrer vollen Übereinſtimmung in den letzten Zielen hatte beide mächtig erregt, zumal den heißblütigen und in Selbſtbeherrſchung gar wenig geſchulten Ebroin.

„Leodegar," hob er an, plötzlich ſtehen bleibend in dem dunkeln Cypreſſengang, „Nachbarſohn, alter Spielgenoß und Nebenbuhler, es thut mir wohl tief im Herzen, daß wir uns ſo ganz gefunden, auf dem

gleichen Weg, zu dem gleichen Ziel für dieſes Reich der Franken und ſein Wohl.“

„Blöder Thor!“ dachte der Prieſter, „als ob das mein Ziel wäre. Und dein Weg? Wir wollen ihn flugs erforſchen, dir ihn zu verſperren.“

„Sieh, Freund, man hat mich oft vor dir gewarnt. Erſt heute wieder . . .“

„Er ging mit Vanning bis an den Speiſeſal. Warte, du dummer Tropf! Wenn du ſo gefährlich und geſchäftig, ſoll dich deine Einfalt nicht ſchützen. Ich ſchick' ihn aus, Steuern einzuheben bei den Bretonen. Von ſolchem Auftrag kommt man nicht leicht lebend zurück.“

„Vor deiner abgrundtiefen Falſchheit, vor deiner Gewiſſenloſigkeit, die vor keinem Mittel, keinem Verbrechen zurückſcheut . . .“

„Vanning, mach' dein Teſtament,“ lächelte Leodegar in ſich hinein.

„Gilt es, deinem maßloſen Ehrgeiz, deiner ſchrankloſen Herrſchgier zu dienen. Ich habe ja auch vom

Knaben an manche Proben erlebt deiner ... nun, ſagen wir: Schlauheit.“

„Ja, Freund, ein dummer Verbündeter wäre dir ein ſchlechter Genoß auf deinem gefährlichen Wege zur Macht.“

„Ich will Alles vergeſſen, will den Warnungen nicht folgen. Hier, vor den unzähligen Sternen, die da ſchweigend auf uns niederſchauen, verſpreche ich dir: ich will dir ein treuer Helfer ſein an dem gemeinſamen Werk: ein Neuſtrier oder Burgunde zu Paris Beherrſcher des geſammten Reichs.“

„Ich nehme es an! Und zwar ein Neuſtrier: das heißt du. Denn ich — ſieh, auch das iſt eine Sicherung für dich vor meiner viel geſcholtenen Argliſt! — denn ich, der Prieſter, kann ja nach den Canones niemals das Amt bekleiden, das allein die Herrſchgewalt verleiht: den Majordoamt. Ich bin ſchon ganz zufrieden,“ flötete die einſchmeichelnde Stimme, „gönnſt du mir dann — wie jetzt ohne Amt! — ein wenig Einfluß auf das Palatium!“

„Ich würde doch des treueſten Helfers, des klügſten Rathgebers nicht entrathen wollen — können! Aber wir wollen erſt den Bären erlegen, ehe wir ſein Fell vertheilen. Harte Arbeit wird's geben. Nur durch die Waffen wird Auſtraſien, werden dieſe Arnulfingen zum Gehorſam gebracht."

„Gehorſam?" Und nun klang die Stimme ganz anders. „Nicht leben dürfen ſie."

„So blutgierig, Prieſter des Herrn?" meinte Ebroin.

„Wer uns hemmt, fällt," erwiderte der und ſtieß den Stab, den er in der Hand hielt, heftig auf den Sand des Gartenpfades. „Wenn du das nicht willſt, laß uns ſcheiden . . . . ſofort."

„Ich werde wollen müſſen," ſeufzte Ebroin. „Oh, ich kann auch hart ſein — hart — wie dies Schwert. Des Vaters Schwert!" Und faſt zärtlich drückte er deſſen ſchlichten Griff.

„Aber," fuhr Leodegar fort und trachtete, trotz des Dunkels, das ſie dämmernd umgab, in den

Mienen des Genoſſen zu leſen, „wie denkſt du dir — abgeſehen vom Krieg mit Auſtraſien — die Wege, die dich zur Macht führen ſollen?“

„Nicht um meine Macht handelt es ſich,“ rief Ebroin unwillig, „um das Heil des Reichs!“

„Wohl, wohl, das iſt doch nur eine andre Wortwendung: — eine Redensart!“

„Durchaus nicht,“ zürnte Ebroin. „Mir iſt's nur um's Reich! Nur dieſes Ziel kann die Gewalt, ja die vielleicht häufigen, blutigen Gewaltthaten entſchuldigen, zu denen wir wohl gezwungen werden. Dächte ich anders, ertappte ich mich auf ſolcher Selbſtſucht, wie du ſie bei mir annimmſt, — heute noch gäbe ich all' meine Pläne auf!“

„Er belügt ſich ſelbſt, der Wirrkopf, der Hitzkopf! Als ob es in der Menſchenbruſt noch andres geben könnte als Selbſtſucht!“ dachte der Archidiakon. — „Ich glaube mich von früher zu erinnern,“ ſprach er nach einigem Beſinnen, „du haſt — zum Heile des Reichs! — einen gar kühnen Gedanken gefaßt ....

Begreiflich bei den Geſchicken deiner Ältern, deiner harten Knabenzeit .... Aber nun, gereift haſt du vielleicht die Unmöglichkeit ....?"

„Nein, nicht doch!" rief Ebroin ſo leidenſchaftlich, daß der lauernde Beobachter ſtutzend ſtehen blieb.

„Ah," dachte er, „das iſt alſo der Trieb, der Drang, der ihn zumeiſt beherrſcht."

„Die Errettung des geringen Volkes," fuhr Ebroin begeiſtert fort, „ſeine Erlöſung aus der Knechtſchaft, zu der Biſchöfe, Äbte, Weltgroße die freien Männer herabgedrückt haben, die Wiederherſtellung der alten Rechte und des Wohlſtands des Volkes und daher die Zertrümmerung — mit ſcharfem Schwert! — der Herrſchaft dieſes ſelbſtiſchen, zucht- und meiſterloſen, dieſes reichsverderberiſchen Adels, die Herausgabe des ungeheuren Reichthums an Land und Leuten, den Kirchen und Klöſter planmäßig ſeit zwei Jahrhunderten an ſich gebracht: — das iſt mein heißeſter Wunſch, mein liebſtes Ziel."

„So, ſo! — Es iſt ſehr hoch geſteckt."

„Ich erreich' es oder gehe unter auf dem Wege dahin."

„Das ſollſt du, gefährlicher Schwärmer," grollte Leodegar. — „Es iſt ein grundſtürzend Beginnen."

„Ja wohl! Aber dieſer Grund, auf dem der Adel ſeine Zwingherrſchaft gebaut hat, iſt nicht der Boden des Rechts, iſt Gewalt und Unrecht. Wohlan denn: Gewalt wider Gewalt: aber Gewalt zum Zwecke des Rechts."

„Der Sklavenſohn will ſich am Adel rächen! Nun warte!"

„Und," betheuerte Ebroin, lodernd vor Eifer, „zum Heile des Reichs. Denn nur auf einem ſtarken Stande freier Bauern kann ſich auch ein ſtarkes Königthum aus ſeiner jetzigen Ohnmacht wieder heben."

„Das fehlte gerade noch," lächelte der geiſtliche Edeling in ſich hinein.

„Der Majordomus, der Führer des Adels, herrſcht jetzt an des Schatten-Königs Statt in Palaſt und Reich. Vom Adel erhoben, vom Adel getragen muß

er des Adels Willen thun, der Seniores Vortheile wahren wie gegen das Volk ſo gegen die Krone."

„Aber du willſt ja ſelbſt Majordomus werden?"

„Ja, jedoch wahrlich nicht, um des Adels Sache zu führen. Nein, als Majordomus befreie ich das Volk und die Krone von der Herrſchaft der Seniores. O wie will ich, ein Schwert in der Hand des Stats, dieſe übermüthigen Häupter niederſchlagen, beugen ſie ſich nicht dem Wohl des Ganzen."

(„Und deiner Willkür, Bauernbub.")

„Deine Hand nochmal, Leodegar: — du wirſt mir nicht fehlen, nicht verſagen auf meinen ſteilen Pfaden?"

„Ich ſchwöre:" — und er reckte die Hand empor — „wahrlich, du ſollſt Leodegar finden auf jedem deiner Wege! Sieh, Freund, ſchon die Pflichten, die Bande der Dankbarkeit feſſeln mich ja unauflöslich an dich. Du haſt mir das Leben

gerettet! Anfangs — ich gesteh' es — wußte ich dir deß nur wenig Dank. Dem Krüppel war das Leben verleidet. Aber bald sollte ich lernen — durch geistlichen Zuspruch! —: auch der Priester kann doch viel Gutes thun auf der Welt. Und auch wohl ein wenig des Guten genießen: denn dein Scharfsinn würde mir doch nicht glauben, daß ich darauf ganz verzichten will. Welches Glück ist es zum Beispiel schon, dir so auf deinen Wegen folgen, helfen zu können! — Aber nun schwöre auch du mir: — volles Vertrauen, aufrichtiges Aufdecken all' deiner geplanten Schritte: — erhebe gleich mir die Hand zu Gott."

„Ich schwöre nicht. Mein Schwur würde dich nicht stärker sichern als mein Wort. Ich kann nicht glauben an euren Gott."

„Ich ahnte das schon lange, Unseliger!"

„Sollte der scharfe Grübler Leodegar an all' die dummen Mirakel glauben, die uns in der Capella gelehrt wurden?"

„Nun," lächelte der, „mit Auswahl. Aber nicht um diese Mirakel handelt es sich, sondern . . ."

„Du hast recht. Um Tieferes und Höheres. Wohlan: der Ältern grausam Geschick, — des Vaters jähes, unverdientes Ende, — gar Viel, was ich selbst erlebt und was uns aus Büchern gelehrt ward, — hat mich überzeugt: es ist nicht wahr, nicht möglich, daß ein allmächtiger und allgütiger Vater da oben über den Wolken die Geschicke der Menschen lenkt: denn unzähligemale siegt das Böse, muß das Gute blutig untergehn. O mein Vater . . . ich gedenke dein!"

„Also ein Gottesleugner," dachte der Priester, „das muß man sich merken! — Warum dann aber" . . . — forschte er eindringlich, „du glaubst nicht an Himmel noch Hölle?" —

Ebroin schüttelte den Kopf: „Ich glaube an mich selbst und an mein Schwert."

„Warum dann aber das Gute thun, obwohl es

uns ſchaden, das Böſe meiden, obwohl es uns nützen würde?“

„Oh, Archidiakon! Welch niedrige Geſinnung! Alſo aus feiger Furcht vor der Hölle, aus ſchlauer Berechnung auf die Paradieſesfreuden handelſt du? Nein! Was Mannesehre, Mannespflicht gebeut, ſpricht mir vernehmlich, ſpricht laut gebietend mir eine Stimme in der Bruſt und der Gedanke in meiner Stirn. Nicht Prieſter, nicht heil'ges Buch brauch' ich dazu! Ich muß Neidingsthat meiden, Heldenthat thun. Ich kann nicht anders! — Es iſt aber ſpät geworden! Gute Nacht, Bundesgenoß!“

Und er enteilte raſchen Schrittes in heißer Erregung.

Kühl bis an's Herz hinan ſah ihm der Archidiakon nach: dann hob er den Zeigefinger drohend in die Nachtluft und ſprach leiſe vor ſich hin: „Nun biſt du ganz in meiner Hand, ſtarker Ebroin. Ja, du ſollſt kämpfen: — aber für mich, an Stelle meiner verlorenen Rechten. Du ſollſt Auſtraſien zum Ge-

horſam zwingen unter den Mann, der zu Paris das Palatium beherrſcht. Aber am Tage nach deinem Siege über jenen Pippin, — oder früher ſchon, muß es ſein! — ſollſt du fallen, Hochverräther, Volksverhetzer, Gottesleugner.“

VI.

In jener Octoberwoche ward zu Saint-Denis der berühmte Jahrmarkt abgehalten, der sich an den Gedenktag des Heiligen, den neunten October, schloß.

Da strömten überall her, auch aus weiter Ferne, die Kaufleute zusammen, sicher, zahlreiche Abnehmer versammelt zu finden: Warenhändler, die tauschten oder kauften, Vertreter der reichen, kostbare Dinge für den Schmuck ihrer Basiliken, für den glanzvollen Gottesdienst bedürfenden Bischofskirchen und Klöster, auch viele Weltgroße, welche die in jene Zeit fallende Herbstversammlung im Palatium zu Paris oder in einer der benachbarten königlichen Villen besuchten.

Da kamen die Bretonen vom Nordweſten mit ihren kunſtvollen Geweben, die Aquitanier, ja ſogar die Weſtgoten von Garonne und Durance mit ihrem ſchon damals geprieſenen „Provencer"-Öl und ihren dunkeln feurigen Weinen von Toulouſe und Narbonne, auch die Überrheiner fanden ſich ein: Alamanen, Baiern: jene mit ihren ſchon ſeit zwei Jahrhunderten viel geſuchten gelbbraunen Rindern, dieſe mit ihrem goldgelben Waitzen vom Donaugau; die Friſen vom Norden brachten ihre ausgezeichneten Mäntel aus erleſener Wolle, die Sachſen ihre ſtarken Roſſe.

Aber auch an menſchlicher Ware gebrach es nicht: Kriegsgefangne oder durch Schuldknechtſchaft in Unfreiheit gerathene Männer und Weiber in großer Zahl wurden, Herden gleich, von den — meiſt jüdiſchen Händlern — herangetrieben: die Männer, hintereinander, an den Armen zuſammengebunden mit ſtarken Seilen auf beiden Seiten der Straße und vorn und hinten quer den Zug ſchließend, in der Mitte des ſo

gebildeten Vierecks die Frauen und Mädchen; der Händler mit ein par Wächtern zu Pferd ſchloß oder führte den Zug: große Hunde umkreiſten wie eine Trift Schafe den Haufen mit lautem Gebell, duldeten, anſpringend und beißend, nicht, daß Einer zurück blieb oder aus der Reihe wich.

Ein ſolcher Sklavenzug näherte ſich am Morgen des folgenden Tages von Nordweſten her — von der Straße von Rouen — den erſten Häuſern von Saint-Denis.

Es war ein rauher Tag: der kalte Herbſtwind drang durch die geringe und dünne Gewandung der Unfreien: die Männer ſchalten und fluchten, die Weiber ſtöhnten und weinten.

Nun gab es einen Aufenthalt: unter den letzten Bäumen des Gehölzes, das die Schar eben durchſchritten, ſtockte es: Frauen und Mädchen drängten ſich zu Hauf, waren auch durch die laut tobenden Hunde nicht von der Stelle zu bringen: da brach ſich der Herr der Meiſten in der Herde — ein alter Jude

mit ſpitzem grauem Barte — Bahn: er trieb ſeinen Eſel mit der neunſträngigen Geißel von der Spitze des Zuges, wo er geritten, zurück in die Mitte: unſanft ließ er die in Bleikugeln auslaufenden Stricke auch auf den Köpfen und Rücken der Schreienden tanzen, bis er den dichten Knäuel durchdrungen hatte: „Was treibt ihr da, ihr Beſtien! Warum geht's nicht vorwärts? Durch eure Faulheit hab' ich ſchon den halben Tag des Marktes verpaßt. Gott meiner Väter, du weißt es, wie viel hundert Solidi das ausmacht! Was iſt hier los?"

„O Herr," klagte eine ältere Frau, „wir können nicht mehr. Die ganze Nacht hindurch — wie den geſtrigen Tag — haſt du uns vorwärts getrieben: — nicht einen Augenblick des Schlafes! — Da, dieſe junge Angelſächſin, das arme zarte Kind, hat's nicht mehr ausgehalten. Da liegt ſie, ohnmächtig, zuſammengebrochen unter der Tanne — halb todt . . ."

„Wart', ich will ſie auferwecken und wäre ſie ganz todt wie jener Lazarus, den euer falſcher Meſſias,

der Zimmermannssohn, erweckt hat: 's ist aber nicht wahr!"

Und er hob die sausende Geißel.

Da fiel ihm sein jüngerer Genosse in den Arm, der sich nun auch herangedrängt hatte. „Gott du gerechter," rief er, „Manasse, bist de besessen? Die Blonde da ist unser bestes Stück. Hast de vergessen, daß sie zur Hälfte mir gehört? Ach, schmerzlich viele Solidi hab' ich dafür bezahlt im Hafen von Dovera dem alten Levi von York. Gott verderb' ihm das Geschäft und die Knochen im Leibe! Grausam hat er gefeilscht und gehandelt. Willst de zerstören durch Einen Schlag das süße Fratzengesicht, das uns einbringen soll einen Gewalthaufen Goldes? Das sollst de nicht! So wahr ich bin geheißen Mardochai! Steh auf, Kleine, in Güte. Oder — noch lieber! — ich trag' dich. Das magst du aber nicht, spröde Jungfrau! Schreist ja schon, wenn ein Mann dich anlangt. Steh' auf."

„Ich kann nicht!“ liſpelte da eine holde, wohllautreiche Stimme. „Erbarmen!“

Und ein wunderſchönes Mädchen — oder noch ein Kind? — mit engelhaft ſanften Zügen hob ihm flehend aus ihren Lumpen zwei alabaſterweiße Arme entgegen.

„Du ſollſt aber! So komm! Vorwärts! Ich greife dich, ſüße Laſt!“

Und grinſend ſtreckte der Jude die ſchmutzigen Hände nach ihrer entblößten Schulter aus.

„Zurück, du Hund! Hand von dem Mädchen!“ rief's da hinter ihm. Und über den Waldgraben auf die Straße ſetzte ein Reiter auf hohem weißem Roß, in glänzender Waffenrüſtung: er ſchwang drohend den Schaft des Speers über dem Rücken des angſtvoll empor Schauenden.

Ein par berittene Begleiter langten nun auch auf der Straße an.

„Armes Kind,“ ſprach der Führer, ſich von dem hohen Roß zu dem Mädchen herab beugend, das einen

Blick tiefſten, innigſten Dankes aus ihren lichtblauen Augen zu ihm empor ſtrahlen ließ. „Wie kamſt du in ſolche Noth? Du biſt ja wie vom Himmel herabgeſtiegen! Wie heißeſt du?“

„Balthildis.“

„Wo kommſt du her?“

„Aus der Inſel der Angelſachſen!“

„Geraubt? Dann befrei' ich dich ſofort!“ Und er hob den Speer.

„Geraubt! Gott du Gerechter!“

„Geraubt! Gott meiner Väter,“ riefen die beiden Händler wie mit Einer Stimme.

„O großmächtiger Herr Graf, —“ hob Manaſſe an, „denn ich kenn' euch wohl: ihr ſeid der Graf Hermengar von Bordeaux und manchen ſchweren Zoll habt ihr mir Bettelarmem abgedrückt auf dem Hafendamm der Garonne dort . . .“

„O grauſam tapfrer Herr,“ fiel Mardochai — aus vorſichtiger Entfernung! — ein, „ſehen wir

zwei beiden aus wie Männer, die da rauben die Mädchen?"

„Wir ſind Männer des Friedens!"

„Wie alle Söhne Abrahams."

„Handel und Wandel iſt unſere karge Lebſucht."

„Wai geſchrieen, wie werden wir rauben!"

„Mir wird ſchwach in der Knie, ſeh' ich von Weitem ein eiſern Schwert."

„Nicht geraubt! Ehrlich gekauft haben wir die Blonde im Hafen von Dovera."

„Für theures, theures, ach theures Geld."

„Iſt's wahr, Kleine?" fragte der Reiter, freundlich auf das Mädchen herabſchauend und ohne auf die beiden Jammerer weiter zu achten.

„Es iſt," klagte dieſe, das Köpfchen leiſe ſenkend, aber ohne das leuchtende Auge von dem Erretter zu laſſen. „Mein Vater, ein freier Ceorl von mehr als fünf Hufen, gerieth tief in die Schuld eines Juden zu York. Der ließ ſich den Vater, die Schweſter, mich in Knechtſchaft zuſprechen. Er führte uns nach

Dovera. Dort wurden wir auseinander geriſſen, — verkauft an drei Käufer.“

„Und wir beiden,“ fuhr Manaſſe fort, „wir haben erſtanden hier dies weiße Täubchen. Ihr findet Wohlgefallen an der Kleinen? Kein Wunder! Wäre gerade was für ſo einen ſchönen, ſtolzen Herrn.“

„Kauft ſe uns ab, wie ſe da liegt unter'm Tannenbaum!“

„Wir laſſen ſe billig.“

„Brauchen wir ſe nicht noch ze ſchleppen auf den Markt und dort noch ze füttern.“

„Se iſt wohl ein ſüßer Biſſen: — ſeht nur, wie weiß der Nacken,“ näſelte er ſüßlich.

„Schweig, Hund von einem Juden. Gewiß, ſie wäre eine gute Gürtelmaid für meine liebe Ehefrau Friedrun . . .“

Da ſchoß dunkles, heißes Roth in das bleiche Antlitz des Mädchens: die langen goldnen Wimpern ſenkten ſich: ſie ſah dem Retter nicht mehr in das wohlgebildete und von edelm, gütigem Ausdruck ver-

ſchönte Antlitz, das dunkelbraunes Har, aus dem Helme fluthend, umwogte.

„Aber ich muß — nach einem Auftrag für den Grafen von Rouen — als Geſandter des Königs ſchleunig an den Hof der Goten nach Toledo. So kann ich ſelbſt, liebe Kleine, nicht weiter für dich ſorgen. Doch ſollſt du mir wahrlich nicht hier am Wege verſchmachten, du holdes Geſchöpf . . ."

Da erröthete ſie noch viel tiefer und ſchloß beide Augen.

„Und nicht ſchnöden Gelüſten verfallen. Hier, trink, du Arme" — und er hielt ihr die Feldflaſche an den Mund, die er hinter ſich auf den Sattel geſchnallt trug — „trink." Und er ſprang ab und hob ſie auf, ſeine Hare ſtreiften ihre Stirn.

Nun ſchlug ſie die wunderſchönen Augen wieder auf, wieder traf ihn der dankbegeiſterte Blick.

„Dein Heil, o hoher Herr! Und deiner Gattin! Und der heilige Auguſtinus ſchütze dein edles Haupt

für und für. Und ich will für dich beten jeden Abend und jeden Morgen."

Sie trank lang und gab ihm das Gefäß zurück.

„Schad' um dieſe Knoſpe!" dachte er. „Welch' rauhe Hand mag ſie brechen? — Steig' ab, Manno, hebe die Jungfrau auf deinen Braunen und führe ſie — ſicher! — bis auf den Markt zu Saint-Denis: — dann reite uns eilig nach. Wir erwarten dich in Rouen. Leb' wohl, du viel liebes Kind. Und alle Heiligen mögen dich beſchützen."

„Herr," rief ſie ihm nach, „dein werd' ich dankbar denken bis zum letzten Hauch!" — Thränen ſtürzten aus ihren Augen: ſie erhob ſich auf die Knie und ſah ihm nach. Und als ſie ihn ſo nicht mehr erblicken konnte, ſtand ſie vollends auf und ſpähte ihm nach, auf die Zehen gereckt, bis die dichten Waldbäume ſie auch ſeine Helmſpitze nicht mehr erſchauen ließen.

VII.

Am Abend dieſes Tages ſtürmte in Vannings Gemach im Palatium Ebroin.

Sein Antlitz glühte, heißes Roth und fahle Bläſſe wechſelten jäh.

„Um Gott,“ rief Vanning, aufſpringend von ſeinem Abendwein. — „Hilf, Sanct Martin! Ebroin, was iſt dir?“

„Vanning, Freund, Bruder! Hilf mir! Steh' mir bei. Es gilt mehr, weit mehr als mein Leben Gieb mir . . . .“

„Mein Blut für dich, mein Herzblut!“

„Nein! Geld! Sehr viel Geld, unſinnig viel Geld!“

„Wieviel?“

„Viertauſend Solidi.“

„Du raſeſt! Wofür?“

„Für ein Weib! Was ſag' ich? Für einen Seraph! Nein doch, für eine der Elbinnen, der berückend ſchönen, Wahnſinn des Verlangens entzündenden, von denen der alte Thiemo Wunder erzählte.“

„Und der Muntwalt fordert ſo hohen Brautſchatz?“

„Nichts Muntwalt! Ihr Herr, ihres Leibes Eigenthümer . . . .“

„Ebroin! Eine unfreie Magd!“

„Nein! Sie iſt frei geboren! In Schuld-Knechtſchaft verkauft! Ich ſah ſie — ich ſprach ſie kurz — vor der Baſilika des Heiligen liegt ſie — in Lumpen gehüllt — auf den Steinſtufen. Ich muß ſie haben! Nein doch!“ er ſtampfte mit dem Fuß auf den Eſtrich. „Nicht das iſt's, was mich treibt! — obwohl ich, ſeit ich ſie geſehen, nichts mehr, nichts ſehe als ihren holden Reiz, die ſanfte Anmuth ihrer Züge! Aber nein! Frei kaufen muß ich ſie. Erretten vor dem Scheußlichſten!“

„Kaufen: — eben für dich!“ meinte Banning, gutmüthig lächelnd.

„Nein! Bei meiner Treu! Ich laſſe ſie frei, ſowie ſie mein. Ich bringe ſie zu meiner Mutter. Verflucht ſei meine Hand, rühre ich an ſie, bis ſie ſich freiwillig als Braut mir verlobt!“

„Das iſt mein Ebroin! Wie heißt ſie?“

„Ach, ich vergaß zu fragen, in ihren Anblick, ihre Noth verſunken! Aber Eile, Eile drängt. Denke nur, der Freigelaſſene des Apronius zu Soiſſons . . .“

„Pfui, des alten Wüſtlings, des ſcheußlichen Greiſes, der in ſeinen ſiebzig Jahren ſich ſiebzig Buhlen hält?“

„Hat bereits Hand auf ſie gelegt. Heute Nacht noch trifft ſein Patronus von Epinay her ein. Der unermeßlich Reiche bezahlt leicht das Doppelte. Mit Mühe ſetzte ich's bei ihren Verkäufern durch, daß ſie bis morgen um die ſechſte Stunde warten wollen: bring' ich bis dahin das Geld, ſoll ich die Vorhand haben.“

„Aber! Bis morgen Mittag! Dieſe Summe! Ich — ich habe nicht hundert Solidi hier. Gern wollt' ich — denn ich ſehe ja, dich verzehrt die Gluth, mehr noch die Angſt! — mein ganzes Vatererbe drum verkaufen — aber das dauert Wochen und reicht noch lange nicht."

„Und meine arme Scholle noch viel weniger!"

„Geh' doch zu den reichen Kaufleuten auf der Meſſe hier, den Juden aus Paris, zu Simon, zu Marcus, zu Hamann auf dem Markte."

„Bin bei allen geweſen. Sie lachten! Wie werden ſie denn dem bettelarmen Grafen von Agen, aus dem vielleicht einmal in vielen Jahren was Reicheres werden kann, Geld leihen!"

„Und .... ich rath' es ungern! — dein neuer Freund und Bundesbruder Leodegar? Der hat immer Geld wie Heu: — er ſelbſt, ſein Oheim, ſeine Kirche!"

„Ich war bei ihm — zu Allererſt! Er iſt nicht zu finden — ſoll im Palatium in Paris ſein. Ach,

ich ſehe keine Hilfe! Ich muß dieſe Perle zertreten laſſen von jenem Scheuſal!“ Und er warf ſich ächzend auf einen Stuhl.

Aber gleich ſprang er wieder auf.

„Nein,“ ſchrie er, „das nicht. Das ſoll ihr Los nicht ſein. Ich dachte daran, ſie mit Gewalt zu befreien. Ganz unmöglich! Der Markt iſt in beiden Zugängen mit Ketten abgeſperrt: der Graf von Paris, Leodegars Nachfolger, der die reichen Marktzölle erhebt und mit ſeinem Kopfe für den Marktfrieden haftet, hat beide Zugänge mit je hundert Speeren beſetzt. Unmöglich alſo! Aber Apronius ſoll ſie nicht beſudeln mit ſeinen Händen. Ich reite ihm entgegen in den Wald von Epinay, durch den muß er in wenigen Stunden. Ich fordre ihn zum Kampf und ſchlag' ihn todt.“

„Der wird ſich dir ſtellen! — Und wenn?“ entgegnete Vanning. „Und was dann? Dann biſt du nicht um einen Solidi reicher und ſtatt des Einen Wüſtlings kauft ſie nach der ſechſten Stunde ein

andrer. Das hilft dir nicht. Geld mußt du haben."

Da blitzte Ebroins Auge plötzlich auf, unheimlich ward der Ausdruck ſeiner Züge. „Recht haſt du, Freund. Aber einen furchtbaren Rath haſt du — ohne es zu ahnen! — in meine Seele geblaſen, in mein tobend, raſend, wahnſinnig Gehirn. Todt zu ſchlagen den Käufer iſt nicht nöthig! Und hilft nicht! Aber, Vanning, haſſe mich, verachte mich — aber ſein Geld! — Ich weiß, er führt es mit ſich: der Freigelaſſene prahlte damit — ſein Geld nehm' ich ihm ab im finſtern Walde, jage hieher zurück und kaufe ſie nach Sonnenaufgang frei — mit ſeinem Gelde!"

„Ebroin! Das iſt . . . ."

„Straßenraub. Ich weiß. Darauf ſteht Friedloſigkeit, ja das Schwert. Aber Raub entehrt nicht, wie Diebſtahl! Ich thu's! Ich muß! Ich kann nicht anders. Leb' wohl, Vanning. Vergiß mich."

„Im Gegentheil,“ rief der und griff nach Helm und Schwert. „Ich begleite dich. Der Alte reist doch nicht allein. Du brauchst einen Helfer.“

VIII.

Der Wald von Epinay-ſur-Orge war von Untergehölz und Gebüſch ſo dicht durchwachſen, daß kaum die alte breite Römerſtraße, die, von Soiſſons her nach Paris führend, ihn durchzog, genügend frei gehalten werden mochte.

In dieſer nebligen Octobernacht drang der halb volle Mond kaum durch die hohen Wipfel der hart neben einander ragenden düſtern Ulmen und der breitäſtigen Eſchen: das welke Laub fiel geräuſchlos bei jedem leiſen Windhauch auf die Helme, auf die Schultern, auf die Pferde der beiden Reiter, die, im dichten Buſchicht, hart an dem ſüdlichen Ausgang des ſchmalen Brückleins über den kleinen Waldbach hielten, der von Oſtn her ſeinen Weg in die Seine ſuchte.

Der dicke Nebel verſtattete kaum den Blick über die kurze Brücke hin: — was nördlich derſelben lag oder daher kam, entzog ſich der Wahrnehmung völlig.

„Es dauert lang, allzulang!“ ſprach Ebroin ungeduldig. „Soll ich rechtzeitig eintreffen, haben wir, nachdem es geſchehen, mehr als zwei Stunden ſcharf zu reiten. Laß uns ihnen lieber noch ein Stück entgegen traben, die Sache früher zu vollenden ....“

„Und vor lauter Ungeduld den Platz hier verlaſſen, den wir weislich gewählt? Nein! Hier auf der engen Brücke können ſie uns nicht entwiſchen, kann zumal der den Geldſack trägt, nicht damit ins Land, in den Nebel, in die Nacht hinaus jagen. Auch nützt ihnen in ſolchem Gedräng am Wenigſten die Übermacht, die ſie ſicher haben werden.“

„Fürchteſt du ſie, ſo laß mich allein.“

„Das hab' ich nicht verdient.“

„Verzeih', vergieb! — Ich bin nicht ganz ....“

„Bei Sinnen, ſeit du ſie geſehen. Ja wohl! Aber ich begreif's, nachdem auch ich ſie im Vorbei-

reiten erſchaut, die rührende, zarte Geſtalt, in ihren ärmlichen Fetzen vor der Kirchenthüre knieend und die wunderbaren Augen im Gebet gen Himmel gerichtet. Aus eitel Mitleid ſchon reut mich es nicht, dir zu helfen."

„Still! Horch! Ich meine, ich höre Geräuſch, dort, jenſeit der Brücke."

„Ja. Aber das ſind nicht Hufſchläge. Es knackte in den Büſchen: — es war wohl ein Wolf, der nächtlich ſtreifend durch das Dickicht brach: — ja wohl. Da heult er in der Ferne."

Eine Weile ſchwiegen beide.

„Aber jetzt! War das nicht ein Lachen?"

„Ja wohl! Aber die Eule war's, dort, in dem Ulmenwipfel. Da ſtreicht ſie ab: der Mond wirft den Schatten ihrer beiden Flügel auf die Straße. — Doch nun, horch auf. Ja, das ſind Hufſchläge. Zähle! O weh, Freund, das ſind gar viele Pferde. Der Vorſichtige hat ſich Geleitſpeere bezahlt beim Grafen von Paris. Drei — Sechs — Neun — Zwölf."

„Und wären's hundert — drauf!"

Und er band das schwarze Tuch, das nur die Augen durch zwei Löcher blicken ließ, über den Ohren fester und riß das Schwert unter dem braunen Mantel hervor; Banning, ebenfalls verlarvt, that desgleichen; sie hatten die langen Speere nicht mitgenommen zu dem erforderlichen Ringen um das Geld — Mann an Mann.

Nun tauchten nördlich der Brücke zahlreiche dunkle Schatten auf; an der Spitze ritten zwei Vollgewaffnete.

„Eh, Hartbrand: Wolf und Eule: — was ist das für Angang?"

„Der Wolf, Willfried, rannte gegen uns: — übeler. Die Eule bäumte zur Rechten auf: — guter!"

„So hebt sich's. — Sieh! Da kommt ein Steg, ganz schmal! Wie eine Mausefalle. Halt," rief er laut, nach hinten sich wendend, die Hand hoch erhebend. „Schritt! Ganz langsam. Eine Brücke! Langsam, sag' ich."

„Langsam," wiederholte sein Nebenmann und

beide drehten ſich auf ihren Sätteln mahnend nach rückwärts.

Dieſen Augenblick benützten die Freunde: ohne Wort oder Ruf ſprengten ſie überraſchend gegen die beiden Wegführer an: der Eine fiel vom Sattel, der Andre hielt ſich mühſam an der Mähne in der Schwebe: die nächſten beiden Reiter waren unbewaffnete Knechte: ſchreiend drückten ſie ſich zu beiden Seiten an das Brückengeländer: nunmehr kam ein Freigelaſſener: er zückte den Speer gegen Ebroin: Vanning ſchlug ihm die Waffe aus der Hand, daß ſie wei über das Brückengeländer in's Waſſer flog.

„Apronius!“ ſchrie nun Ebroin den nächſten Reiter auf reich gezäumtem Maulthier an, „gieb dein Geld. . . . Dann geſchieht dir nichts! Wo iſt der Geldſack!“ Und er hob das Schwert gegen ſein Antlitz.

„Oh — ah — Erbarmen! — Ich . . . ich führe ja kein Geld mit,“ rief der Alte, „Friede! Friede!“ zog aber zugleich einen langen Dolch aus dem Gürtel.

„Hier iſt der Sack!“ rief Vanning und griff nach einem ſchweren Lederſchlauch, der mit einem Riemen quer über den Rücken eines ledig gehenden Eſels gebunden war. Er durchſchnitt mit ſcharfem Hieb den Riemen und riß — nicht ohne Anſtrengung und Zeitverluſt — die ſchwere Laſt auf den Hals ſeines Roſſes. „Ich hab' ihn! Zurück! Nach Hauſe!“

Aber mittlerweile hatten ſich die beiden germaniſchen Wegführer aufgerafft: beide drangen zu Fuß auf Ebroin ein, der ſich ihrer mit Mühe erwehrte.

„Halt ihm den Gaul am Zügel, Willfried. Laß ihn nicht von der Stelle.“

„Hab' ihn ſchon.“

Und Ebroin war feſt gebannt auf der Brücke, auf deren Nordſeite nun noch drei gewaffnete Geleits-Reiter eintrafen, die vorwärts drängten.

Vanning kam dem Freunde zu Hilfe: mit der Zügelhand zugleich den Lederſack auf den Sattel vor ſich drückend, rannte er den Mann über den Haufen, der Ebroins Hengſt am Zaume hielt.

Aber da blitzte im Mondschein etwas über Vannings vorgebeugtem Nacken: es war der Dolch, den Apronius zu tödtlichem Stoß über dem Ahnungslosen zückte.

„Ah, gieb Acht!“ schrie Ebroin.

Jedoch Vanning konnte nicht wahrnehmen, was ihn von hinten bedrohte: er schien verloren: — da stieß Ebroin dem Alten das Schwert in die Kehle: — lautlos stürzte der aus dem Sattel.

„Mord! Mord!“ klagten seine Sclaven.

„Nieder, du Mörder!“ rief der noch aufrecht stehende Germane vorn und schwang die Streitaxt gegen Ebroin.

Vanning ersah's und spaltete ihm Sturmhaube und Stirn mit einem sausenden Schwerthieb. „Jetzt aber rasch, rasch davon! Was starrst du vor dich?“ rief er Ebroin zu, der auf des todten Greises verzerrtes Antlitz niedersah, das im bleichen Mondlicht von der Erde auf zu ihm empor zu dräuen schien.

„Zurück! Rasch!“

Und er gab dem Hengst Ebroins mit der flachen Klinge einen Schlag auf den Hinterbug — weitaus griff der Rappe; beider Rosse Hufschläge donnerten über die Brücke zurück, bald auf der harten Straße: schon hatte sie der dichte Nebel verschlungen: die Begleiter des sterbenden Römers waren um ihn voll beschäftigt.

„Blut! Raub! Mord!“ rief Ebroin gegen den schweigenden Himmel hinan. „O du Vielholde! Theuer bist du erkauft!“

Zwei Stunden darauf sprengten, von Staub und Schmutz der Straße die Rosse und die Mäntel über und über bedeckt, die raschen Reiter auf den Marktplatz von Saint-Denis.

Die beiden Sclavenhändler und ihre lebendige Ware bedeckten noch dicht die Stufen der Basilika; aber der Platz oben auf der Estrade hart vor der Thüre, wo die feine Gestalt der Angelsächsin gekniet hatte, war leer.

Ebroin ſah's: „Sie wird drinnen — in der Kirche — beten!“ ſagte er, ſich ſelbſt beſchwichtigend: denn das Herz drohte ihm zu ſtocken. „Hier, Jude,“ rief er, auf den Lederſack deutend, den Banning vor ſich auf dem Sattel trug. „Hier das Geld — und mehr als du verlangt! Wo iſt die Jungfrau?“

„Wer weiß, ob ſie das noch iſt?“ grinſte der Jüngere.

Ebroin hatte nicht verſtanden: er wandte ſich an den Alten.

„Wo . . . wo iſt das Mädchen?“

„Wie ſoll ich wiſſen? Wo wird ſe ſein? Wohin ſe hat gebracht ihr Herr!“

„Ihr Herr? Du biſt ihr Herr.“

„Geweſen. Iſt ſie doch verkauft!“

„Was?“ ſchrie Ebroin, „verkauft. Du Schuft: — noch iſt die ſechſte Stunde nicht voll.“

„Mag ſein. Aber der Preis, den hat geboten der Andre,“ fiel Mardochai ein, „der war voll. Hat

er doch geboten tauſend Solidi mehr als wir verlangten."

Ebroin verſagte die Sprache: er ſtarrte lautlos vor ſich hin.

„Und wer — wer iſt der Käufer?" fragte Vanning, ſein Pferd dicht herantreibend.

„Weiß ich's? Iſt mer ganz gleich."

„Wer ... wer ...?" ſtammelte Ebroin leichenblaß.

„Nu, was ſoll'n wer's nicht ſagen dem jungen Herrn, will er's gar ſo gern wiſſen? Vielleicht verkauft ſie ihm der Andre zurück — das heißt: nach ein par Wochen. Iſt geweſen ein ſtolzer, ſtattlicher Herr. In koſtbarem ſchwarzem Gewand: ein ſchwarzſeiden Mantelchen. Hat er nur Eine Hand. Und ſein Säckelmeiſter hat ihn genannt: Herr Archidiakon Leodegar."

Da ſchrie Ebroin laut auf und ſtürzte beſinnungslos vom Pferd auf das Pflaſter des Marktes.

IX.

Viele Wochen darauf — der Schnee lag auf den entblätterten Platanen der Gärten zu Paris — ſaß in einem dunkel verhangenen kleinen Schlafgemach des Palatiums dort am Bett eines Kranken eine ſorgſame, angſtvolle Pflegerin: ſie träufte ihm aus einer flachen Phiole dunkle Tropfen auf die brennenden Lippen.

„Dank, Mutter, Dank!“ hauchte er, ihre Hand ſtreichelnd. „Dank für all deine Sorge. Zum zweiten Male ſchuld' ich dir mein Leben.“

„Gott dem Herrn dankſt du die Geneſung, mein Ebroin. Ach, als ich vor Monatsfriſt über dieſe Schwelle trat — mit dem treuen Vanning . . .“

„Wo iſt er? Wo . . .? Ich will ihm danken!“

„Verſchwunden! Spurlos verſchwunden iſt er,

ſobald er mich an dieſes Bett gebracht hatte. Er kam mir ſchon unterwegs ſo ſeltſam vor — wie nicht recht bei Sinnen. Er ſtammelte wirre Worte, — ſchalt ſich einen argen Sünder, ſprach von Blutſchuld, Raub, Reue, Buße . . .“

„Ah,“ ſeufzte der Kranke tief auf. „Auch Er — auch ſeine Seele hab' ich . . .! Und umſonſt, umſonſt.“ Und er barg das glühende Antlitz in den Kiſſen.

„Was ihn nur ſo quälen mag?“ dachte die Mutter. „Räthſelhaft waren die Worte, die er im Fieber raunte Tag und Nacht! — Komm, mein Kind, beruhige dich.“

Und ſie ſtrich ihm mit einem eſſiggetränkten Linnentuch über die heiße Stirn.

„Du ſollſt dich nicht aufregen durch die eignen Gedanken, rieth der gute Arzt. Wie mag ein Jude nur ſo gütevoll ſein! Schlafen ſollſt du oder Beten!“

„Ja, wer das könnte! Im Schlafen träum' ich Alles nochmal. Im Beten fluch' ich Gott und mir und . . . ihm.“

„Du ſollſt deine Feinde ſegnen, nicht ihnen fluchen, Kind. Als ich dich damals im Fieber tobend fand, — Hirnfieber, ſagte der alte Zacharias — da ſchien wenig Hoffnung, daß du . . .“

„O wär' ich doch geſtorben!“

„Sprich nicht ſo. Gott hat noch Großes mit dir vor. Sonſt hätte er dich nicht wie durch ein Wunder hergeſtellt. Und du wärſt in deinen Sünden dahingefahren — ohne Beichte, ohne . . .“

„Beichte! Ja, Mutter, du haſt Recht. Beichten! Das wird mich erleichtern, mich kühlen, mehr als der Kühltrank des Arztes. Beichten! Aber nicht den Prieſtern! Dir, liebe Mutter, dir will ich beichten, das ſchwere Gewiſſen zu entlaſten. Du ſollſt Alles wiſſen und dann mich . . . verdammen, mich verlaſſen!“

„Mein wilder Bub,“ ſprach ſie, ſeine Wangen liebkoſend. „Ja, ſprich! Schütte dich aus. Wie weiland der Knabe gethan, wann er mir auf meinem Schos ſeine kleinen Leiden und Schmerzen, ſeinen

Zorn geklagt über Verunrechtung durch die Seniores, durch Leodegar.“

„Leodegar!“ ſchrie der Kranke und fuhr in die Höhe. „Er ſei . . .! Aber nein, erſt ſoll die Mutter Alles hören. Ach, dein Bub iſt nicht mehr das wilde, heiße, aber brave Herz, frei von Schuld. Ich bin . . .! Ich kann's nicht ſagen, was ich geworden bin. Höre! Ganz nahe dein Geſicht, dein Ohr an mein Kopfkiſſen! Ich kann's nicht laut ſagen.“

Und die alte Frau ſchob ſich nun eng heran, er umſchlang ihren Hals mit beiden Händen und erzählte ihr, — unter vielem Stocken und Seufzen — ohne ſich zu ſchonen, alle Vorgänge jener Nacht und jenes Morgens.

Wohl zuckte die fromme Frau zuweilen zuſammen vor Grauen, aber ſie bezwang ihr Entſetzen, des Kranken zu ſchonen: auch wich die Entrüſtung in dem Mutterherzen gar bald dem Mitleid.

„Nun,“ ſchloß er, ſie freigebend und erſchöpft auf das Lager zurückſinkend, „nun weißt du Alles, Mutter.

Jetzt ſchüttle den Staub von deinen Schuhen, verlaß das wohlverdiente Schmerzenslager des Räubers, des Blutbefleckten . . ."

„O nein, mein Sohn! Jetzt gehör' ich erſt recht an deine Seite, jetzt, da deine Seele mehr leidet als dein armes Gehirn. Unabläſſig will ich für dich beten. Und daß du dem Prieſter beichteſt, dazu dräng' ich dich nicht, ſo tief mich dein Unglaube ſchmerzt: ſeine Losſprechung würde dich ja nicht tröſten und ſie würde dem Ungläubigen gar nicht werden. Auch ich, deine Mutter, ſpreche dich noch nicht frei: noch nicht! Erſt ſollſt du, da dich Gott in ſeiner Gnade geneſen ließ, durch ein wackres Leben zeigen, daß du ſolche Gnade verdienſt: du ſollſt Gutes thun, Großes verrichten mit den Gaben deines von Gott geſchenkten Geiſtes, Gutes und Großes wirken an dieſem deinem Volk der Franken, zumal an den Armen und Elenden, denen deine Ältern und du ſelbſt ſo lang angehört haben, du ſollſt ein Wohlthäter, ein Erretter werden der Bedrückten. Dann, biſt du das geworden, dann

wird dich der Segen von Tauſenden freiſprechen von der Schuld jener raſchen That. Und auch deine Mutter: denn die beſte Buße iſt das Beſſermachen."

„Die beſte Buße iſt das Beſſermachen!" rief der Kranke und Thränen weicher Rührung traten in ſeine Augen. „Ein goldig Wort! Ich will's befolgen. Aber ſiehſt du, Mutter, dein Wunſch, ich möge die Liebe zum Weibe kennen lernen, — ach, er iſt mir nicht zum Heil, zum Unheil in Erfüllung gegangen. Und doch! Daß ich ſie nur ſehen durfte, hat mein ganzes Leben mit Sonnenglanz erfüllt: von dieſer Erinnerung will ich zehren bis an's Ende. — Wo mag ſie ſein? Was mag aus ihr geworden ſein? Leodegars Gemahlin! Aber ob er das wollen wird? Ob der Gewaltthätige nicht . . .? Er iſt Prieſter. Zwar darf er mit des Biſchofs, mit des Pabſtes Verſtattung die Ehe ſchließen . . ."

„Mein armer Sohn! Den Troſt muß ich dir nehmen. Er kann nicht die Ehe ſchließen. Er iſt einſtweilen Biſchof geworden, Biſchof von Autun."

„Er ſteigt raſch,“ ſeufzte Ebroin. „Und ich . . .“

„Auch du biſt geſtiegen“ — (es reizt ihn wieder das Weltliche, Gott ſei Dank! dachte die Mutter). „Schau her: Vanning erzählte, als er dich, den Bewußtloſen, in dies Gemach geſchafft, habe er dieſe Charta vorgefunden. Der König hat dich — der alte Waltharich iſt geſtorben — zu ſeinem Mariſkalk ernannt. Hier, lies.“

Eifrig griff Ebroin nach der Rolle. „Ah, am Tage vor dem Raub, vor der Blutſchuld! Und in dieſem Amte hätte man mir das Geld geliehen! Grauſame Unvernunft des Zufalls! Aber der Mariſkalk hat den Heerbefehl über die ganze Reiterei des Palaſtes. Das iſt Macht, Waffengewalt: — das iſt der Weg zu höchſten Heldenehren. O Mutter, Mutter! Die erſte Freude wieder! Und du, du haſt ſie verkündet. Sie thut mir wohl, ich fühl's. Die beſte Arzenei! Komm, bitte — hilf mir — langſam aus dem Bett. Ich will, ich muß aufſtehen, — der Mariſkalk muß zu Roß!“

X.

In der gleichen Stunde ſchritt in das Schreibgemach des Biſchofs von Autun deſſen Bruder Gairin, der Graf von Tours.

Staunend blieb der Eintretende am Eingang ſtehen, ſich in dem weiten Raum umſehend: „Nun, hochehrwürdiger Herr Bruder,“ begann er, „meinen Glückwunſch! Glück zu Allem, was du in dieſen Monaten unſerer Trennung geſchafft, erreicht, vollendet haſt. Auch zu dieſen Veränderungen hier im Biſchofsbau! Ich kenne ihn ja von früher. Aber welche Pracht, welcher Schmuck, welcher Geſchmack, welch' Kunſtverſtändniß! Ich ſah's mit Staunen, Schritt für Schritt, von den Thorflügeln, von dem Atrium an bis hieher in dein Geheimgemach: —

das iſt die Krone des Ganzen. Römiſche Reliefs — griechiſche Vaſen! — Was ſeh' ich? Eine nackte Marmorgöttin! Ei, ei, Herr Biſchof!"

Langſam erhob ſich Leodegar von den purpurfarbnen Kiſſen des Pfühls, auf dem liegend er geleſen hatte: er ließ eine Urkunde in das koſtbare Broncebecken gleiten, das neben dem Kopfende ſtand und zahlreiche Pergamente enthielt; ſein dunkelrothes Hausgewand aus feinſter friſiſcher Wolle war an Halsöffnung, Ärmeln und Saum reich, aber geſchmackvoll, nicht überladen, mit Gold geſtickt. Glänzende römiſche Cameen, hielten, in goldne Spangen gefaßt, die weißen Sandalen über dem feinen Knöchel zuſammen. Der Biſchofsring am vierten Finger ſeiner Hand trug einen bärtigen Kopf, den er für Sanct Petrus ausgab; aber er wußte, es war ein Poſeidon.

Alle ſeine Bewegungen und das Spiel ſeiner Mienen waren noch viel mehr als früher berechnet, bemeſſen, ſalbungsvoll.

Langſam und würdereich war denn auch die leiſe Bewegung, mit der er dem Bruder die Hand hinhielt, — nicht gar weit ſie entgegenreckend: „Willkommen,“ ſprach er, den zierlich geſchnittenen, ſchmallippigen Mund kaum zu einem Flüſtern öffnend, „im Namen des Herrn!“

Gairin ſtutzte: dann lachte er: „Na höre, alter Genoß im Dienſte von Bacchus und Venus: jetzt, — hier, — mit dem Bruder allein, — brauchſt du nicht ſo feierlich . . . Komödie zu ſpielen.“

„Iſt nicht Komödie geſpielt,“ entgegnete Leodegar, immer gleich ſanft und gleich verhalten. „Es darf nicht Komödie ſein, es muß zweite Natur werden. Eben deshalb,“ und nun lächelte er mit überlegener Ironie, „muß ich ſtets in der Übung bleiben.“

„Nun, meinetwegen. Mir wär's zu langweilig. Aber mir kann's recht ſein, ich muß es ja nicht mitmachen. Ich eile hieher aus meiner Grafſchaft, dir zu danken: denn du doch gewiß haſt bei dem König

durchgesetzt, daß mir — trotz meiner jungen Jahre! — das ehrwürdige Amt des Seniskalk am Hofe verliehen wurde? Nicht?"

„Es mag wohl sein!"

„Dann Dank dir, Bruder."

„Keine Ursach. Hab's nicht um deinetwillen gethan. Aber bitte, setze dich — ich muß dir darüber — und von noch Andrem! — Vieles sagen. Du bist erschöpft von der Reise. Bevor wir zur Tafel schreiten — ich habe täglich gegen hundert Gäste — eine Erfrischung."

Er trat an die Wand, von dunkelrothem rhätischem Marmor getäfelt: — da war unter einem neuen silbernen Kreuz ein alter goldner Adler angebracht, der noch den Donnerkeil des Zeus in den Fängen trug: er drückte leise auf den heidnischen Blitzstrahl: — draußen erklang ein silberheller Ton: zwei Akoluthen glitten geräuschlos durch eine unsichtbar in die Nebenwand eingefügte Pforte und neigten in stummer Demuth die glatt geschornen Häupter.

Kaum vernehmbar, ſo leiſe, befahl der Biſchof: „Den Wein aus den römiſchen Vignen Sanct Pauli. Und die korinthiſchen Becher. Und Pfirſiche aus dem Warmhaus des Kloſtergartens.“

So geräuſchlos wie ſie gekommen, verſchwanden die Aufwärter; mit unbegreiflicher Schnelligkeit brachten ſie das Befohlene, ſetzten es auf den Rundtiſch von grünem Malachit und glitten hinweg wie ſchwarze Schatten.

Der Wirth winkte dem Gaſt, ſich zu ſetzen; der bekam ſo die Marmorſtatue voll zu ſchauen. „Ein entzückendes Weib! Höre, Bruder! Zur Enthaltung verurtheilt ſein und immer dieſes Geſchöpf vor ſich haben . . . .“

„Die? Die iſt ja von Stein. — Übrigens geloben wir nur Eheloſigkeit.“

„Wo haſt du die Statue her?“

„Aus Arles. Dort hatte ſie ein dummer Biſchof — es giebt auch ſolche! — zerſchlagen wollen, hatte auch ſchon angefangen — du ſiehſt, die Arme fehlen.

Zufällig kam mein Capellanus dazu, verhütete die Vollendung der Barbarei und erbot ſich, ‚das heidniſche Scheuſal‘ dem frommen Gottesmann aus den Augen zu ſchaffen: — der gab ſie mit Freuden: — ohne Entgelt! Der Eſel! Der verſtümmelte Rumpf iſt noch mehr werth als alle Kirchen von Arles ſammt ihren todten Reliquien und lebenden Prieſtern. Schau, was meine Erholung iſt zwiſchen dem Meſſeleſen und den vielen Rechtshändeln des Bisthums“: und er öffnete den Deckel eines prachtvollen antiken Sarkophags, griff hinein und hob einen aus weißem Marmor gemeißelten nackten Frauenarm hervor: „ich muß doch dem ſchönen Weib die Arme wieder geben. Deſto uneigennütziger von mir, da ſie mich nie in dieſe Arme ſchließen wird. Oheim Dedo, dem ich ja all' meine Bildung wie in Wiſſenſchaft, ſo in Kunſt und Kunſtgewerk verdanke, hat den linken zu ergänzen übernommen. Wollen ſehen,“ lächelte er, „wer's naturgetreuer machen wird. Freilich, der Ohm hat längere Erfahrungen . . . .“

„Aber der Neffe frischere," lachte Gairin. „Ei, wie köstlich munden diese Pfirsiche."

„Ja! Persien hat der Herr gesegnet, obwohl es nicht an ihn glaubt. Im frommen Gallien gedeihen sie nicht so gut. Wie ungerecht von den Heiligen!"

„Was ist aber das?" forschte der Seniskalk neugierig. „Eine Art Brettspiel? Allein mit gar verschiedenen Gestalten besetzt. Nie hab' ich das gesehen."

„Glaub's wohl! Ist noch im Abendlande nicht bekannt. Der Ohm lernte es tief in Asien von einem indischen Fürsten und brachte mir die elfenbeinernen schwarzen und weißen Männlein mit ...."

„Aber da sind auch zwei Weiblein."

„Die Königinnen! Auf die kommt das Meiste an. Der Ohm lehrte mich das Spiel: das königliche oder das mit den Königen heißt es: — s' ist fein, aber schwer. — Jedoch nun zu deinem neuen Amt. Morgen schon gehst du mir nach Paris an den Hof."

„Morgen schon! Ich wollte ...."

„Du willſt, was ich will — für uns beide wollen muß. Vernimm! Zwar hab' ich auch nach dem frühen Tod der Königin Nantechild, meiner mütterlichen Gönnerin . . . .“

„Na höre! Ja ſo: . . . du darfſt nicht aus der Übung fallen!“

„Bis vor kurzem den jungen König Clodovech völlig beherrſcht: — ich ſollte ja für ſeine Seele wie für ſein Reich ſorgen: ſo hatte ſie mir ihn, wie ein heilig Vermächtniß empfehlend, hinterlaſſen.“

„Ihrem Buhlen den Sohn!“ lachte Gairin.

„Ich habe denn auch für beides geſorgt,“ lächelte Leodegar, und diesmal war das ſonſt ſo feine Lächeln ſehr cyniſch. „Seine Königsmacht hab' ich nach Kräften eingeſchränkt durch allerlei Zugeſtändniſſe an die heilige Kirche und an den Weltadel . . .“

„Sehr vernünftig!“ unterbrach der Bruder nach einem tiefen Trunk. „Höre du, dein Wein iſt ſtark!“

„Bah, ich bin doch ſtärker. — Denn hier drohte eine Gefahr, die ich gerade noch zu rechter Zeit ent-

deckte, ſie abwenden zu können. Denke dir nur, dieſer heißblütige Ebroin . . . "

„Verſchling' ihn die Hölle!"

„Ja, vielleicht muß ſie das einmal ganz geſchwind! . . . Hat den richtigen Gedanken gefaßt, das ‚Heil des Frankenſtats' — das iſt nämlich ſein höchſtes Ziel —"

„Der Thor! Was hat er davon?"

„Verlangt die Stärkung des Königthums. Und zwar zu weſſen Vortheil? Zum Beſten der kleinen Freien."

„Natürlich! Der Ackererſohn! Der Knecht!"

„Und woher die Mittel nehmen, Krone und Bauern zu kräftigen?"

„Nun?" rief Gairin und hielt vor Staunen den Pfirſich vor dem offnen Mund.

„Der Kirche und dem Adel Reichthum und Rechte ſchmälern!"

„Der Kerl iſt ja toll!"

„Oh nein. Er iſt ſehr klug. Und hat ganz Recht."

„Wie? Was? Hin muß er werden! Ich ſtech' ihn über den Haufen!“

„Ja, ja! Aber erſt ſpäter. Erſt muß er — ich kann's ja nicht,“ ſtöhnte er bitter, an ſeine rechte Schulter langend, „ich elender Krüppel — erſt muß er mir Auſtraſien erobern: Er kann's, er iſt der Mann dazu: — auch jenen klugen Arnulfingen meiſtert er, ſo mein' ich. Dann aber fällt er raſch . . .“

„Oh,“ lachte der Bruder, „und dann herrſcht der Biſchof von Autun über alle drei Reiche.“

„Nicht unmittelbar — der Biſchof kann ja nicht Majordomus werden! Majordomus über das ganze Reich wirſt du, Bruder Gairin.“

„Ah ſo!“ rief der und riß die Augen auf. „Ich befrage dich dann in allen Dingen.“

„Das wird vielleicht nicht ſchaden,“ lächelten die ſchmalen Lippen. „Aber ſoweit ſind wir noch lange nicht. Vor Allem mußt du die Gunſt des Königs gewinnen. Deßhalb fort mit dir aus dem fernen Tours und an den Hof! Denn — leider! — Der

biedre Praejectus hat Macht über ihn gewonnen, hat Ebroin als Mariſkalk durchgeſetzt: — beſtürzt finde ich meinen Einfluß dort ſeit einiger Zeit ſchwinden. Der König zieht ſich von mir zurück ....“

„Das wäre!“ rief Gairin erſchrocken, „das darf nicht ſein.“

„Nein. Und deßhalb muß etwas geſchehen. Etwas ganz Neues und Entſcheidendes. Zwar hatte ich mir den jungen Mann gefügig, zugethan gemacht durch das ſtärkſte Bindemittel, das Jünglinge feſſelt.“

„Nun?“

„Ei, das verſteht ſich doch: durch die Weiber. Er war wie eine Jungfrau, da ich ihn von ſeiner in Gott ruhenden Mutter geerbt hatte. Nun, das konnte doch nicht ſo bleiben. Ein Mann, ein Herrſcher muß die Welt kennen. Zu der Welt gehören nun aber auch die Weiber .....“

„Ich verſtehe.“

„Und das that lange gut. Aber nun verſagt's.

Das Bürſchlein — ein echter Merovinq! — iſt unerſättlich: — er wird's nicht lange treiben, fährt er in ſolchem Unmaß fort. Sind ſie doch, dieſe Königsknaben, wie die Eintagsfliegen: von Knaben gezeugt, als Knaben ſchon Gatten, — ſchon vorher Väter! — ſiechen ſie auch ſchon als Knaben dahin, kaum das volle Jünglingsalter erreichen ſie. Geht das ſo fort, verſiecht alsbald und verwelkt und ſtirbt raſch dahin das ganze Haus des markſtrotzenden Chlodovech. Nun, uns kann's nur willkommen ſein: über ſolche Schwächlinge — und für ſie! — herrſchen Biſchof und Majordomus. Aber ſeit einiger Zeit folgt mir mein königlicher Schüler nicht mehr recht: er iſt überdrüſſig all' der Weiber, die er in ſeinen Villae über ſein ganzes Reich vertheilt hat. Er will was Andres. So werd' ich ihn denn vermählen."

„Du, iſt das nicht gefährlich? Seine Gemahlin..."

„Muß mir durchaus ergeben ſein: — wie dieſe meine Hand. Sie muß mir die fehlende Rechte erſetzen."

„Und wird er ihrer nicht auch bald überdrüſſig werden?“

„Sieh, ſieh, Brüderlein. Haſt zugenommen an Klugheit! Wohl durch Erfahrung? Du hätteſt Recht, wenn nicht ....“ Er griff wieder in den Sarkophag, dann aber hielt er inne.

„Nun, du ſtockſt?“

„Wohl, du magſt es wiſſen. Dein eigner Vortheil verbürgt dein Schweigen: ſonſt adé Majordomat, Gairine! Höre denn: ich habe ihm eine Königin ausgeſucht, die iſt ſo zauber-, elfen-, engel-ſchön, daß kein Mann jemals ihrer müde werden kann.“

„Das wäre ein Wunder.“

„Ja, ſie iſt aber auch ein Wunder. Schau her!“

Und er holte nun aus dem Sarkophag eine ovale Platte von feinſtem Lindenholz, auf die ein Mädchenantlitz gemalt war und hielt es ihm überraſchend vor die Augen.

Der ſprang auf: „Gott des Himmels! Lebt dies Geſchöpf?“

„Es lebt!“

„Kann man ſie erringen? Ich muß ſie haben!“

„Du? — Nein!“

„Doch, doch! Ich will! Wer iſt ihr Vater, ihr Muntwalt?“

„Sie hat weder Vater noch Muntwalt.“

„Wie ſo?“

„Sie iſt eine Unfreie.“

„Ah! Wer iſt ihr Herr?“

„Der dies gemalt hat.“

„Und wer, wer iſt das?“

„Ich.“

„Du, Bruder? Du, Glücksmenſch! Aber du biſt ja Biſchof! — Gieb ſie mir und nimm all' mein Gut.“

„Das wäre ſchlecht bezahlt für mich,“ lächelte Leodegar, „und ein ſchlechter Tauſch für ſie.“

„Ich ahne!“

„Ziemlich ſpät.“

„Sie ſoll . . .?“

„Sie ſoll König Chlodovechs Königin werden und ihn — für mich! — beherrſchen. Denn ſie iſt eben ſo klug, wie fromm, wie ſchön. Und das will viel ſagen, nicht?“

„Dagegen iſt ja deine Venus nichts! Wie kamſt du zu dieſer Göttin?“

„Ich kaufte ſie.“

„Wo?“

Auf offnem Markt zu Saint-Denis: eine ſchuldverknechtete Angelſächſin. Als ich ſie knieen ſah vor der Kirchthüre, meinte ich, ein Engel Gottes, ein Seraph ſei mir Sünder erſchienen. Bald kamen mir minder fromme Gedanken. Ich erſtand ſie . . . ſehr, ſehr theuer.“

„Gleichviel. Du Glücklicher!“

Der Biſchof ſchüttelte das kluge Haupt. „Nicht alſo, wie du wähnſt. Schon wollte ich die Hand ausſtrecken nach der ſüßen Frucht . . .“

„Nichts hätte mich abgehalten!“

„Ja dich!“ meinte der Bruder ziemlich verächtlich.

„aber mich durchzuckte rechtzeitig der Gedanke: das iſt die Geſuchte! Das iſt die richtige Königin von Neuſter und Burgund. Führ' ich ſie — nicht als meine Buhle! — führ' ich dieſe Jungfrau dem ſchwachen König zu, ſo iſt er in meinen Händen für immerdar."

„Und ſo haſt du ſie . . .?"

„Vom Marktplatz weg, ungeküßt und unberührt, — ich glaub' auch, . . . ſie iſt maßlos fromm und übertrieben keuſch, . . . ſie hätte ſich in die Seine geſtürzt nach der erſten Umarmung! — in das Nonnenkloſter der heiligen Genovefa zu Paris gebracht. Dort malte ich in Gegenwart der Äbtiſſin ihr Bild. Das ſoll der König ſehen. Dann . . ."

„Dann iſt er ihr Eigen."

„Und mein Eigen."

„Bruder," rief Gairin aufſpringend, „du biſt ein Meiſter! Ein Zauberer! Alle Menſchen übermeiſterſt du. Sag', was iſt das letzte Geheimniß deiner Allüberlegenheit?"

„Kann dir's wohl vertrauen," ſchmunzelte der Biſchof, „denn du kannſt es mir nicht nachmachen. Mein Geheimniß iſt: — die alleräußerſte Menſchenverachtung."

„Leodegar!"

„Jawohl! Ich habe nicht umſonſt Beichte gehört von Männern und Weibern ſo viele Jahre lang. Da lernt man ſie — beide! — kennen und — beide! — verachten. Elende Selbſtſucht iſt Aller Herzen Kern. Faſſe ſie an ihrer Lieblingsſchwäche: — Eitelkeit, Goldgier, Wolluſt, Herrſchſucht — und du beherrſcheſt ſie ſo ſicher wie den Käfer, den du am Faden ſchwirren läßt. Aber zu dieſer Verachtung muß ein Andres kommen."

„Nun?"

„Die äußerſte Selbſtſucht. Alle folgen dieſem Trieb: ſo thu' auch du: aber nicht im Kleinen: — im Großen. Kein Mittel darfſt du ſcheuen für deinen Zweck: kein gutes und kein — Andres."

„Und das Gewiſſen?"

„Mein's ſchweigt, ſeit Gott zuließ, daß ich ein Krüppel ward," ſprach Leodegar ingrimmig mit zornfunkelnden Augen. „Nun ſoll Gott die Folgen tragen. Er iſt der Thäter meiner Thaten."

„Das iſt Gotteslästerung," rief Gairin erſchrocken aufſpringend. „Und die Hölle?"

Nun erhob ſich auch Leodegar langſam vom Stuhle: „Die Hölle?" Jetzt nahm das ſtechende Auge den ſchärfſten Ausdruck an: er preßte die ſchmalen Lippen entſchloſſen zuſammen und furchte die Stirn, daß es ſchmerzte. „Die Hölle? Ja, Ebroin glaubt nicht daran: — er glaubt, mit dem Tod iſt Alles aus."

„Aber du? Der Prieſter? Der Biſchof. Du . . .?"

„Ich glaube an die Hölle, leider! Aber ich glaube — nein, ich weiß, ich will's glauben!" — rief er mit leiſem Erſchauern — „man kann die Höllenſtrafen ablöſen durch Geſchenke an die Heiligen. Das — dieſer Glaube — iſt der Anker, an den ich das Schiff meines Lebens gefeſtigt habe. Wehe mir, wenn er

mir abriſſe . . . Ich müßte verzweifeln.“ Er bebte leiſe, er erbleichte. Dann nach geraumer Weile, fuhr er fort: „Nun aber komm — die Gäſte harren — zur Tafel!“

XI.

Alsbald ging durch die Reiche Neuſter und Burgund die erfreuende Kunde, König Chlodovech werde ſich mit einer überaus ſchönen und faſt noch mehr frommen Jungfrau vermählen, die bisher in einem Kloſter zu Paris als Laienſchweſter gelebt habe.

Erfreuend war die Nachricht, weil man hoffte, eine ſchöne Gattin werde den tief geſunkenen, ſchon als Knabe arg verderbten Jüngling von jenen Ausſchweifungen abhalten, die bereits in manches Haus ſeines Reiches Schmach und Unheil gebracht hatten.

Der Tag der Vermählung war gekommen.

Am frühen Morgen ſchon begab ſich der Biſchof von Autun mit großem Gefolge in das einſam in

einer Vorſtadt auf dem linken Seine-Ufer belegene Kloſter.

Er ſtaunte, die koſtbaren Königsgewande, die der Bräutigam und er ſelbſt der Braut für den Zug durch die Straßen, für die Trauung und das darauf folgende Hochzeitmahl als Geſchenk geſandt hatte, ſämmtlich in dem Vorſal zuſammengepackt zu finden.

„Aber!“ fuhr er die greiſe Äbtiſſin an, die ihn ehrdienig an der Pforte begrüßt hatte. „Was iſt das? Iſt die Königin noch nicht angekleidet für das Feſt? Es iſt hohe Zeit!“

„Hochehrwürdiger Herr Biſchof,“ erwiderte die fromme Frau, „die Jungfrau weigert ſich, dieſe Prunkgewande anzulegen. Sie hat befohlen, ſie alle zuſammen zu Gunſten der Armen, zum Loskauf von Unfreien, von Schuldgefangenen, zu verwenden.“

„Unſinn!“ rief Leodegar ſtirnrunzelnd. Ich will ihr . . .! Führe mich ſofort zu ihr.“

Er fand ſie in ihrer ſchmalen Zelle in brünſtigem Gebet auf den Knieen vor dem Wandmoſaik, das in

ungefügen Zügen das dornenbekrönte, blutüberſtrömte Antlitz Chriſti darſtellte; ſie trug das Gewand der ‚Religioſen‘: ein weißes Unterkleid, einen grauen Schleier, einen ſchwarzen Mantel, mit dem ſie bei dem Eintritt hier ihre dürftigen Lumpen vertauſcht hatte.

Sie erhob ſich nun, ſie wandte ſich ihm zu: — Thränen glitten über ihre bleichen Wangen.

„Ah, iſt das Weib ſchön!“ ſprach er zu ſich. „Und dieſem verthierten König, noch halb Knabe und ſchon Greis, ſie in die Arme geben, — es iſt, fürcht' ich, meine aller-, aller-ſchwerſte Sünde. Bah, auch ſie, auch dies Geſchöpf iſt nur ein Mittel zum heiligen Zweck. — Was ſoll das, Kind?“ begann er nun, halb mild väterlich, halb verweiſend. „Du verſchmäheſt die Gaben deines königlichen Herrn? Von meinen beſcheidenen zu ſchweigen!“

„Ich danke ihm und dir. Doch einer Magd des höchſten Herrn, die ich ſein und bleiben will mein Leben lang, ziemt ſolche Hoffahrt nicht. Nie, bis

ich ſterbe, trag' ich andres Gewand als dieſes. Ich hab's gelobt."

„Das geht nicht," zürnte Leodegar. „Von dem Gelübde entbind' ich dich."

„Wer entbindet die Seele, die nicht entbunden ſein will?" Und ſo entſchloſſen ſahen nun die ſanften blauen Augen auf ihn, daß er ſtutzte.

„Sollte dieſes ſchwache Rohr mir widerſtehen wollen?" dachte er. „Das wäre . . .! Übrigens . . . es wird ſtark wirken: auf den König, auf Alle. Sie tritt gleich in den Glanz einer Heiligen: — dieſer Glanz wird auch auf mich fallen.

So ſei es denn!" ſprach er. — „Aber nun, mein Kind, bald meine Königin, wiederhole ich dir: vergiß nie, was Alles du mir zu danken haſt."

„Ich werd' es nie vergeſſen!" ſprach ſie feierlich, griff nach ſeiner Hand und küßte ſie.

„Das darfſt du nie mehr thun," rief er die Hand zurückzuckend.

„Warum nicht?"

„Weil . . . weil du nun bald meine Gebieterin! — Du warſt meine Leibeigne, ich habe dich beſchützt, Leib und Seele, vor Entweihung . . .“

„Das nun zwar nicht,“ entgegnete ſie ruhig.

„Wie ſo? Du weißt nicht, was dir drohte, was ein andrer Käufer als ich . . .“

„Ich weiß Alles. Bevor wir auseinander geriſſen wurden, hat mein Vater mich und Gunthild, die Schweſter, gewarnt vor . . . Gewalt. Und ich verſprach ihm, — und noch heiliger mir ſelbſt! — zu ſterben, eh' ich Gewalt erführe. Sieh her,“ und aus dem dichten Gewoge ihres prachtvollen waitzenblonden Hares, das im Nacken in einen mächtigen Knoten geſchürzt war, zog ſie eine kleine, aber ſehr ſcharfe Klinge.

„Welche Entſchloſſenheit in dieſem Kind, das nur beten und weinen zu können ſchien!“ dachte er.

„Aber ich werde dir danken, ſo lang' ich athme, daß deine Güte mir die Sünde des Selbſtmords erſpart und dieſe heil'gen Räume mir erſchloſſen hat,

in denen ich alle meine Tage zu verbringen gehofft hatte. Ich bat die Äbtissin, mir das Nonnengelübde abzunehmen. Aber du habest das streng verboten, sagte sie. Warum?"

„Aus guten Gründen. Jedoch du — so abgewandt der Welt, so ganz der frommen Einsamkeit ergeben — erkläre mir, wie es kam, daß du, während du drei Tage lang, nachdem der König, von mir geführt, dich hier aufgesucht und dich, sofort entzückt, zur Gattin erkoren hatte, dich hartnäckig weigertest, allen meinen Mahnungen und Befehlen trotztest, — plötzlich am vierten Tage freiwillig selbst zu mir sandtest und mir sagen ließest, ja, du willigest ein. Wie kam das?"

Wie eine Verklärung zog es nun über das edle, bleiche Antlitz, als sie begann:

„Wie das kam? Wohlan, ich will dir's sagen: du, mein Wohlthäter, sollst es erfahren, was ich keiner Seele, nicht einmal den lieben Ältern daheim im theuren Yorkshire vertraut. Die heil'ge Jungfrau

würdigt mich zuweilen, mir im Traume zu erſcheinen und mir Gebote zu ertheilen."

„Betrügerin oder Närrin?" Dieſe Frage durchzuckte den ſeelenkundigen Beichtiger, wie er verblüfft ſie anſtarrte. Aber ſofort, im Anblick dieſer frömmſte Verzückung ſtrahlenden, gen Himmel aufgeſchlagenen Augen, ſagte er zu ſich ſelbſt: „Nein, hier iſt keine Lüge, das iſt Wahn! — Und wo und wann und wie iſt das zuerſt geſchehn?"

„Daheim, in dem lieben Gehöft an der ſchilfigen Ouſe. Ich war gerade ſechzehn Winter alt geworden. Da warb der Nachbarſohn um mich, Eadbert, ein wackrer, ſtattlicher Mann, der Wicgereſa in der Shire. Der Vater, hocherfreut, willigte ein; doch in ſeiner Güte fragte er mich erſt: ich ſagte nicht nein. Denn ich war mit Eadbert aufgewachſen, mit dem guten: er war mir wie ein Bruder. Alles war beredet, nach drei Nächten ſollte der Brautlauf gehalten, dann vom Prieſter der Segen über uns geſprochen werden. Da, am vierten Abend zuvor, wollte er mich — vor den

Ältern — küſſen: es wäre der erſte Kuß geweſen. Da ergriff's mich mit Entſetzen. Das, das konnte ich nicht! Ich ſtieß ihn von mir — ich ſchrie auf, ich lief in meine Kammer, riegelte mich ein, weinte und betete, betete wie noch nie. Und doch hatte ich von Kind auf mit Luſt, mit ſüßer Wonne des Gebetes genoſſen. Biſchof Angilbert ſelbſt, der große Lehrer unſres Landes, hat mich beten gelehrt. Im Weinen und Beten ſchlief ich ein. Da plötzlich erwachte ich ... aber wie erſchrak ich! Ich lag nicht mehr auf meinem Bett: aufrecht ſtand ich, hoch aufgerichtet, vor dem engen, ſchmalen Fenſter, durch das der Strahl des Vollmonds auf mein Antlitz fiel: und in dem weißen Mondlicht fluthete auf mich zu, von einer ſilbernen Wolke getragen, die Geſtalt der Gottesmutter, den Jeſusknaben auf dem Arm: — ganz wie ich ſie ſtundenlang in leuchtenden Farben bunter Steine in der Wand des Domes zu York bewundernd angeſchaut: und ſie ſprach zu mir — und wunderlieblich klang ihre Stimme: — ‚Balthildis, mein

Liebling, mein Schützling! Da sollst nicht dieses Mannes Gattin werden. Denn einem Andern hab' ich dich bestimmt.' Und sie verschwand in eitel Glanz und Glorie: ich aber sank bewußtlos nieder. Aus Scham, aus Bescheidenheit — ich wollte nicht sagen, daß mir so hoher Glanz geworden! — verschwieg ich den Ältern die Offenbarung und ließ mich lieber schwer schelten um meinen Wankelmuth: Cadbert verließ seinen Hof und zog in die Ferne. Es that mir weh um ihn: doch ich konnte nicht anders."

„Und ist die heilge Jungfrau dir noch sonst erschienen?"

„Einmal, als die Händler zu Dovera mich von Vater und Schwester losgerissen und allein auf das Schiff gebracht hatten. Ich war für die Nacht in meiner Koje fest gebunden. Aber ich hatte beschlossen, am Morgen, sobald ich auf Deck gelangte, mich in die See zu stürzen. Da kam wieder — wieder schien der Vollmond auf mein Lager! — die Himmels-Königin herabgeschwebt auf eitel Licht und befahl mir,

mein Schickſal zu tragen. Und zum dritten Mal neulich, — nachdem du mich am Abend ſpät verlaſſen . . .“

„Ich entſinne mich — ich ritt gen Mitternacht nach Hauſe: — im Vollmondlicht,“ nickte er.

„Kam die Erſcheinung wieder: doch diesmal ſchien ſie faſt zu zürnen und ſtrenger klang die holde Stimme, wie ſie ſprach: ‚Was ſträubſt du dich und weigerſt dich, Balthildis? Ich ſage dir: du ſollſt dieſes Königs Gattin und Herrſcherin in ſeinem Reiche werden. Denn viel des Guten will ich durch dich wirken und ungezählte Thränen ſollſt du trocknen; du ſollſt, die Mutter aller Armen, der Unfreien, der Gefangenen dich erbarmen: — denn du haſt Solcher Elend ſelbſt gekoſtet. Gehorche, werde Königin, Balthildis.‘ Und ich erwachte und ich ſandte dir mein Ja. Ich danke dir, Maria!“

So erſchütternd war der Eindruck ihres engelſchönen Antlitzes in der Verklärung ſchwärmeriſcher Verzückung tiefſter Frömmigkeit, daß der weltkluge,

menſchenverachtende Prieſter lange Zeit keinen andern Gedanken als den ſtaunender Bewunderung fand, wie ſie ſo mit ausgebreiteten Armen und gen Himmel gerichteten Augen vor ihm ſtand.

Endlich raffte er ſich auf: „Hm,“ dachte er jetzt, „dieſer fromme Wahn im Traum kann viel, ſehr viel nützen, ſo lang ich — ich allein! — ihre wachen Vorſtellungen leite. Aber kehrt ſich dieſer Glaube einmal gegen mich, — zu brechen iſt er nicht. Dann fort mit der Heiligen, wohin die Heiligen gehören: — in das Kloſter: — wenn nicht gleich gar in den Himmel. — Ich ſtaune Herrin, über ſolcher Wunder Gnade. Ja wahrlich, du biſt von Gott zu meiner Königin beſtimmt. Ich huldige dir.“

Und er ſank vor ihr auf beide Kniee und küßte den Saum ihres rauhen Gewandes.

XII.

Der glänzende Zug, der das Brautpar zur Trauung in die Baſilika des Apoſtels Johannes geleitete, ſollte ſich von dem Palatium aus in Bewegung ſetzen.

Schon am frühen Morgen des nebeldunſtigen Wintertages — die Krähen bäumten ſcheltend auf den bereiften Ulmen an der Seine auf — ſcharten ſich die Diener in dem geräumigen Hofe, die Vorbereitungen zu treffen: Teppiche wurden auf die Steinſtufen des Aufſtiegs geſpreitet, bunte Decken über die Brüſtungen der byzantiniſch-romaniſchen Rundbogen der Galerien gelegt, die man dem alten Cäſarenbau eingefügt hatte; in den Ställen wieherten die Roſſe, die für den Tag ihren feſtlichſten Schmuck angelegt erhielten.

Dem Marſkalk Ebroin war die Mutter behilflich, die Waffenrüſtung anzulegen: — mit ämſigen Händen mühte ſich die Schwachſichtige.

„Wie gut läßt dir die glänzende Brünne, mein Kind, und auf dem lockigen Haar der ſtolze Helm mit dem goldnen Eber. Mein Bub wird wohl der ſchönſte ſein unter all' den Hunderten im Zuge. Aber deine Mienen paſſen nicht zu Feſt und Freude. Noch immer . . . . ?"

„Noch immer! Und ſo lang ich athmen werde! Keine Möglichkeit, die Spur der Verſchwundenen aufzufinden. Sobald ich das Krankenzimmer verlaſſen konnte . . . ."

„Ja, lange bevor der Arzt es erlaubt hatte," klagte Frau Leutrud.

„Flog ich nach Autun, den Prieſter Leodegar zu fragen, was er mit der Jungfrau angefangen habe? Umſonſt! Er war nicht in ſeiner Stadt, er bereiſte den Sprengel als Viſitator. Man wußte mir nicht zu ſagen, wo er weile. Und in Autun noch traf

mich der Befehl, ſchleunigſt den Heerbann meiner Grafſchaft an die Gotengränze zu führen, räuberiſche Einfälle abzuwehren. Erſt geſtern kam ich hieher zurück. Aber heute, heute wird er mir nicht entgehen, der Herr Biſchof von Autun. Er hat ja — in Vertretung des alten Biſchofs von Paris — das Königspar zu trauen. Am Altare — vor dem ganzen Hof! — will ich ihn fragen, zu Rede ſtellen. Und Vanning? Ich hatte dich gebeten, nach ſeinem Verbleib zu forſchen . . . . ?"

Die Mutter ſchüttelte den Kopf: „Nichts konnte ich erfragen! Auch ſeine alten Ältern wiſſen nichts von ihm. Seitdem er mich hieher in dies Gemach geleitet, hat ihn kein Auge mehr geſehen. Wie lang iſt das ſchon! Sprich, liebes Kind, willſt du mich noch nicht bald wieder in meine Einſamkeit entlaſſen, auf unſer Gütlein bei Poitiers?"

Zärtlich umarmte er die alte Frau: „Nein, Mütterlein, du bleibſt fortab bei mir. Gönne mir doch das Einzige, was meinem Herzen wohl thut.

Feinde ringsum oder doch Selbſtlinge oder Gleichgültige: laß mich doch in dieſe ſchönen, treuen, ſo oft ſchmerzenden Augen ſchauen. Das thut mir wohl tief in der Seele. Aber nun, bitte, gieb mir den Mantel, den neuen, den blauen, aus der Truhe. Ich muß hinunter. Muß nachſehn, ob die Roſſe des Brautpars richtig aufgezäumt ſind.“

„Ah ja, du haſt ja auch die Braut in den Sattel zu heben. Sie ſoll wunderſchön ſein. Nun, ich ſehe ja Alles deutlich von dieſem Fenſterbogen aus — gerade unter mir.“

XIII.

Alsbald schmetterten die Hörner der Palastwache im Inneren des Gebäudes: auf flogen die schweren, mit Bronce beschlagenen Doppelthüren des Eingangs und der Festzug setzte sich in Bewegung.

Aber der Himmel schien keine Freude an dem Anblick zu haben: die Sonne, die ein wenig durchgedrungen war, trat gerade jetzt hinter finsteres Gewölk: so ward es unheimlich düster und dicht, immer dichter fielen große Schneeflocken geräuschlos durch die völlig windstille dichte Nebelluft senkrecht auf die Häupter der Menschen, als wollten sie ein weißes Leichentuch über Alles breiten.

Abermals schalten, von den Bäumen schwerfällig abfliegend, die grauen Nebelkrähen, aufgescheucht von dem nun sich bewegenden Zuge.

Voran ſchritten die zwölf Hornbläſer, ihnen folgten die Hofknaben, ſchon eine ganz ſpäte Reihe nach Ebroin und deſſen Genoſſen. Hinter ihnen kam der Archicapellanus, gefolgt von den Geiſtlichen der palatiniſchen Capella, ein hohes Kreuz ward ihm vorangetragen: Knaben in weißen Gewändern umgaben ihn, ſie ſchwangen an goldnen Ketten durchbrochne Silberkugeln, gefüllt mit ſtark, ja allzu ſtark duftendem Weihrauch. Andere trugen brennende Wachsfackeln, die aber der Schneefall häufig verlöſchte.

Nun riefen Trompeten: und es ſchritten die Stufen hinab die erſten Beamten des Hofes — und zugleich des Reichs: — der Mundſchenk, der Truchſeß, der Kämmerer, der Mariſkalk, der Seniſkalk — wenig freundliche Blicke tauſchten dieſe beiden — der Pfalzgraf, der Theſaurarius, (der Schatzwalt,) der Sigelbewahrer — Referendarius genannt — der Leibarzt, der Oberjägermeiſter, der Oberfalkenwart, dann die zahlreichen Domeſtici und Palatine, die ohne

beſonderes Amt den Hof erfüllten; es ſchloſſen ſich an die Spatharii, die erleſenen Leibwächter des Königs, mit gezückten Schwertern.

Nach einem weiten Zwiſchenraum glitten in kleinen Schritten die Jungfrauen und Dienerinnen der Königin zierlich über die Teppiche der Marmorſtufen hin, Töchter der vornehmſten Adelsgeſchlechter, reichſten Schmuck von Edelſteinen, Perlen, Gold und Silber auf ihren hellfarbigen Gewanden wohlgefällig zur Schau tragend. Deſto auffälliger ſtach von all' dem Glanz ab die Erſcheinung der Braut in ihrer ſchwarz-weiß-grauen Nonnenkleidung.

Tauſend Augen waren auf ſie gerichtet: aber ihr Antlitz war hinter dem dichten Schleier nicht zu erkennen. Langſam, zögernd, zagend kam ſie gegangen, an der linken Hand des Königs, deſſen ſchlaffe, fahle Züge nichts mehr zeigten von der männlichen Schönheit, die das Geſchlecht der Merovingen von des erſten Chlodovech Vater an bis herab zu Dagobert ausgezeichnet hatte: matt, lebensſatt ſahen dieſe glanz-

loſen Augen in die Welt, nur mit Anſtrengung hob er die müden, gerötheten Lider; der halb geöffnete Mund ließ die Unterlippe hangen, ſpärlich ſproßte der Bart auf dem ſchwachen Kinn, der goldne Reif, den er ſtatt einer Krone trug, ſchwankte auf der flachen Stirn: denn auch jeder Schritt des greiſen Jünglings ſchwankte, wie er ſich, die Rechte ängſtlich auf das Geländer geſtützt, die Stufen hinab taſtete. Zwei Hofknaben trugen ihm den langen, mit goldnen Bienen überſäten Purpurmantel, unter deſſen Laſt die ſchmalen, eingeſunkenen Schultern zu erliegen ſchienen.

Eine Schar von Lanzenträgern ſchloß den Zug, der ſich, je zwei gegenüberſtehend, rechts und links von der Treppe durch den Hof hin und bis zur Hofthüre hinaus aufgeſtellt hatte, abwartend, bis der König und die Königin an dieſer Thür die Roſſe beſtiegen: denn nur das Brautpaar durfte beritten der Baſilika nahen.

Nicht ohne Mühe hob Ebroin, von zwei Stra-

tores — Stallmeiſtern — unterſtützt, den zagen Jüngling — er trat auf den Nacken eines Unfreien — in den reich vergoldeten Sattel, dem man vorn und hinten einen ſo hohen Wulſt aufgeſetzt hatte, daß der Reiter — wie von einer Zange gehalten — unmöglich fallen konnte. Die Stratores ſchoben nun die goldnen Sandalen des Reiters in die beiden ſchaufelbreiten, ſilbernen Steigbügel, der Kämmerer gab dem ſo glücklich beritten Gemachten den langen, weißen Königsſtab mit der goldnen Kugel am oberen Ende in die Rechte, während die Linke den handbreiten mit Edelſteinen beſetzten Zügel von feinſtem Leder läſſig und ſchlaff auf den vergoldeten Sattelknauf fallen ließ: der lammfromme Falbe ward links und rechts am Gebiß von den beiden Stratores in langſamſtem Schritte geführt, den man dem klugen Thier beigebracht hatte; jetzt ſtrich und glättete der Oberkleiderwart, der Veſtiarius, das lange, aber ſchon gar ſpärlich dünn gewordene flachsgelbweiße Königshar über den goldgeſäumten Kragen des Mantels ſorgfältig zurecht,

daß alle Leute das altehrwürdige Abzeichen merovingiſchen Königthums wahrnehmen konnten — der letzte Reſt alter Ehrenherrlichkeit!

Nun wandte ſich Ebroin der Königin zu.

Er ſelbſt führte ihr den weißen Zelter vor, der mit rothem Leder aufgezäumt war: Mähne und Schweif durchflochten rothe Bänder und kleine Glöcklein von ſilberhellem Ton waren an dem Halſe des edeln Thieres angebracht. Er kniete neben dem Roſſe nieder, ihr beide Hände hin haltend, den Fuß darauf zu ſetzen und ſich ſo in den Sattel zu ſchwingen, während zwei ihrer Jungfrauen rechts und links die Bügel hielten: denn damals ſaßen auch die Frauen rittlings zu Roß.

Bei dem Verſuch, den Fuß auf Ebroins Hände zu ſtellen, verwickelte ſich der Schuh in den langen, dichten Schleier: ſie ſchlug ihn zurück und ſah nun, zum Danke ſich huldvoll neigend, herab zu ihrem Mariſkalk.

Aber laut ſtöhnend ſank der auf ſein Antlitz:

oben in einem der Rundbogen ertönte ein leiſer Schrei ....

Stöhnen und Schrei verhallten ungehört: denn laut ſchmetternd ſetzten jetzt wieder die Trompeten ein: das Brautpar ritt durch das Thor auf die Straße.

Drittes Buch.

I.

Mehrere Jahre ſpäter zog an einem Sommermorgen eine kleine Reiterſchar langſam einen ſteilen Bergeshang der Vogeſen hinan.

Die Männer hatten in der königlichen Villa Vineola übernachtet, die, dem neuſtriſchen König gehörig, als Einſprengſel auf auſtraſiſchem Boden lag und der Villicus hatte ſich erboten, ſie einen ſtark abkürzenden, aber, weil vielfach verwachſen, ſchwer zu findenden Gebirgsweg auf die alte Römerſtraße von Straßburg nach Troyes zu führen.

Als ſie in der einſamſten Waldestiefe angelangt waren, ſah der Wegweiſer zu dem Führer der Schar, neben deſſen Rappen er dahin ſchritt, hinauf, und ſprach: „Herr Majordomus, ſchau einmal da

hinan, auf jenen Bergeskegel zur Rechten: ſiehſt du nichts?"

„Ja wohl," entgegnete der Befragte. „Ich ſehe dort ſchon geraume Zeit eine ſchmale Rauchſäule aufſteigen. Aus der wildeſten Wildniß! Wohnt jemand in jener Einſamkeit?"

„Ein Einſiedler. Ein wunderbarer Mann! Gar nicht wie ſonſt wohl die Prieſter. Ich glaub', er iſt gar keiner, eher ein Kriegsmann. Dort oben hauſten früher die Wölfe des Wasgenwalds in Rudeln: er hat ſie in ſeiner Umgebung faſt ausgerottet. Ohne Waffe, mit einem dicken Knüttel, dringt er in ihr Lagergeſteck, in das dichteſte Dornicht, wo hinein unſre ſchärfſten Hunde nicht ſchlüpfen und erſchlägt ſie, die Mutter und die Welpe. Und dann betet er wieder ſtundenlang laut auf den Knieen. Hab' ihn oft beten hören! Seltſam, er betet auch oft für einen Mann, der ebenſo heißt wie du, Herr Majordomus."

„Ebroin?" fragte der und hielt das Roß an.

„Ja. Aber du kannſt ja nicht gemeint ſein."

„Weshalb nicht.“

„Ei, der Wirrkopf — er iſt, mein' ich, nicht recht bei Kopfſtand! — ſeufzt dann von Raub, von verfluchtem Gold! von Blutſchuld, welche die Heiligen vergeben ſollen.“

Ebroin ſprang vom Pferd und übergab es einem Gefolgen. „Raſch, Villicus, führe mich zu dem Einſiedler.“

Nach geraumer Zeit angeſtrengten Steigens, wobei Ebroin zuweilen mit dem Schwert das dichtwuchernde Dorngeſtrüpp aus dem Pfad hauen mußte, oft auf den Speer wie auf einen Bergſtock ſich ſtützte, gelangten ſie an ein wildes, zerriſſenes Felsgeklüft, in dem ſich plötzlich eine Höhle aufthat; daneben qualmte ein eben verlöſchendes Feuer, von dürrem Reiſig und trocknen Blättern genährt; oben, auf der Überwölbung durch den Fels, ragte ein kunſtlos geſchnitztes Holzkreuz.

„Wir ſind zur Stelle,“ ſprach der Villicus; „aber die Höhle iſt leer; der Klausner iſt nicht darin.

Und doch hat er hier vor Kurzem ſein Frühmahl gehalten: ſieh, da liegen die Reſte: geröſtete Eicheln. Gewiß hat er uns herauf ſteigen ſehen: — dann verſteckt er ſich meiſt. Denn er meidet die Menſchen."

„Warum? Lebt ihr in Feindſchaft?"

„O nein! Iſt er doch der Wohlthäter all' der Höfe hier. Er hat ja, ich ſagte es, die Wölfe ausgerottet, die unſre Herden riſſen. Wir tragen ihm reiche Dankesſchuld."

„Wißt ihr, wie er heißt — oder hieß — in der Welt?"

„Nein. Er nennt ſich nur den Sünder. Sünder," rief er nun laut, „biſt du hier verſteckt? Komm' hervor! Hier iſt ein gar vornehmer Herr, der will dich ſprechen."

Aber Alles blieb ſtill.

Nur ein Rothkehlchen flog, verſcheucht, aus einem dichten Hollunderbuſch, der leiſe ſchwankte.

„Nun," ſprach Ebroin, „vielleicht kommt er —

wie die Elben — ruft man ihn bei'm wahren Namen. Vanning, Freund Vanning, komm! Ich bin's, der dich ruft: — dein Ebroin!"

Da that ſich jener Buſch auseinander und auf die beiden zu ſchritt eine ſeltſame Geſtalt.

Barhäuptig, wie barfüßig, das Geſicht von einem wirren Gewoge lange Jahre hindurch nicht mehr geſchnittenen, ſtruppigen, braunen Hars und nicht mehr geſchornen Bartes umwogt, die Farbe der Stirn, der Wangen tief gebräunt von der Sonne, die Haut verwittert in Sturm und Regen und Schnee, das einzige Gewand ein Mantel, aus lauter Wolfsfellen zuſammengeſteckt mit langen Dornen, in der Rechten ein gewaltiger Stock, vielmehr ein junger Eichenſtamm: — ſo ſchritt der hoch Ragende auf die Beſucher zu; er ſtutzte, wie er Ebroins näher anſichtig ward und blieb ſtehen.

„Vanning, treue Seele! Mein armer Kerl!" rief Ebroin, ließ den Speer fallen, ſprang auf ihn zu und umarmte ihn herzlich.

„Ebroin! — Laß, laß mich! Berühre nicht den Sünder — du weißt . . . .“

„Daß ich ſchuldig bin an Allem — auch an dem, was ich hier — mit Schauder! — ſehe. Ach, Villicus, hab' großen Dank, daß du mich hieher geführt. Da! Nimm!“

„Wie, Herr Majordomus“ — da fuhr Vanning erſtaunt zurück — „ein Goldſolidus? Du haſt dich vergriffen.“

„Nein, nein. Dieſer Gang iſt mir viele tauſend Solidi werth. Geh' nun, ſage den Meinen, ſie ſollen da unten ſich lagern und auf mich warten. Ich habe mit dieſem Einſiedler zu reden.“

II.

Und lange ſollte ſie währen, die Unterredung der beiden Freunde, wie ſie traulich — aneinander geſchmiegt, Schulter an Schulter, wie dereinſt als Hofknaben — auf dem grünen Raſen nebeneinander ſaßen. Ebroin hatte den rechten Arm um den Nacken des Wiedergefundenen geſchlungen, der allmälig ſeine Scheu und Zurückhaltung überwand und immer offner und fließender erzählte.

Der Morgenthau glitzerte und glänzte auf den bunten Blumen der Waldwieſe, lichte, weiße Sommerwolken zogen langſam an dem tief blauen Himmel hin, der ſchmale Felsquell rieſelte mit leiſem Murmeln von dem braunen Sandſtein des Felshangs herab in das dunkelgrüne Waldmoos; das Rothkehlchen, neu-

gierig und zutraulich wie ſie ſind, hüpfte nah und näher heran, das Köpflein ſeitwärts wendend, und aus der niederern Schicht des Gehölzes drang flötend der metalliſche Ruf der Walddroſſel empor.

„Aber welcher Einfall! Welcher Wahn, lieber Herzensbruder!“ begann nun Ebroin, ihn noch näher an ſich ziehend. „Deine Worte, deine Geſchicke, deine Leiden ſind ja wahre Keulenſchläge auf mein Gewiſſen, auf mein allein ſchuldig Haupt. Ich, ich habe dich ja angeſtiftet oder mit fortgeriſſen! Um meinetwillen nur, für meine heiße Leidenſchaft haſt du ja gethan, was du gethan. Mein Leben zu retten haſt du jenen Mann erſchlagen. Nicht für dich haſt du das Geld geraubt ....“

„Da ſei Gott vor! Und ich hab' es nicht behalten! Sobald ich dich auf dein Lager gebracht hatte, lief ich mit dem Sack auf die Seinebrücke und warf ihn in's Waſſer. War auch thörig. Hätte das Geld den Heiligen ſchenken ſollen. So belehrte mich denn auch ſcharf der Prieſter, zu dem ich von der

Brücke hinweg eilte, zu beichten. Deinen Namen: — er wollte den meines Verführers durchaus wiſſen . . . ."

„Natürlich!" grollte Ebroin.

„Nannte ich nicht: denn der that doch nichts zur Sache, nicht? Zur Strafe aber für meine Halsſtarrigkeit verweigerte er mir die Freiſprechung und legte mir — unter furchtbaren Verwünſchungen — die Pflicht auf, meinen Anſtifter dem Palaſtgericht anzugeben. Das konnt' ich nicht!"

„Mein Vanning!"

„Statt deſſen legte ich mir ſelbſt die Buße auf, die ich nun all' dieſe Jahre lang getragen. Die Ältern, den Hof, den Waffendienſt floh ich, in dieſe Einſamkeit verzog ich mich, den Tod durch die wilden Thiere ſucht' ich und das Beten zu den Heiligen um Vergebung unterbrach ich nur mit der Austilgung der Wölfe, die der armen Leute einzige Habe — die Schafherden — reißen. Aber nun erzähle du weiter. Du haſt mir berichtet von jener grauſamen Überraſchung, da du in der Braut des elenden

Chlodovech die Geliebte erkanntest. Nun bist du Majordomus, der mächtigste Mann im Reiche! Wie kam das Alles?"

Tief seufzte Ebroin, bevor er begann. „Das kam unter bittern Schmerzen! Dem Königspar sagte der Arzt, der mich aufhob, die Ohnmacht sei ein Rückfall in meine Gehirn-Krankheit gewesen. Die wunde Seele geheilt hat mir aber kein Arzt, sondern die gute Mutter."

„Ja, sie ist gut," sprach Vanning. „Ich habe sie ja Tage lang begleitet."

„Sie beschwichtete mich in meiner Verzweiflung über das Geschick des heiß geliebten Weibes. Sie lehrte mich, den eignen Wunsch nieder kämpfen in dem harten Dienst für das Reich, dessen Krone ja die Geliebte trägt. Die Königin hatte mich erkannt, wie sie den Schleier aufschlug: dankbar gedachte sie, wie ich sie hatte loskaufen und freilassen wollen: — ach, von dem Gefühl, das diese scheinbare Menschenliebe erweckt hatte, ahnte sie ja nichts. Und niemals darf

ſie's ahnen: ſonſt verbannt mich die Heilige — denn das iſt ſie! — ſofort aus ihrer Nähe. Sie beſuchte ſchon am folgenden Tage die Mutter, nachdem ſie erfahren, daß ich in deren Pflege lag. Und ſiehe, von Stund' an, im erſten Geſpräch fanden ſich dieſe beiden Seelen, einander ſo ähnlich an Frömmigkeit und Herzensgüte, in innigſter Freundſchaft: meine Mutter ward ihre Mutter, ihre Beratherin, ihre Tröſterin in gar mancher ſchweren Stunde. Und als die unermüdlich wohlthätige Beſchenkerin der Kirchen das Kloſter Chelles gegründet hatte, beſtellte ſie alsbald meine Mutter, ihre Freundin, zur erſten Äbtiſſin: ſie ſelbſt will ja ihre Tage als Nonne in jenen ſtillen Räumen beſchließen: mit Mühe nur halt' ich ſie davon ab. Ach, es iſt ihr nicht zu verargen, iſt ihr die Welt — dieſe Welt, in der ſie leben muß! — verleidet. Zwar hat ſie, nachdem ſie drei Söhne geboren: Chlothachar, Childerich und Theuderich, von dem übeln Gemahl, der ſo böſe wie ſiech war, der Tod erlöſt, und es gelang mir, den ſie als ihr und

dem Frankenreiche treu ergeben erkannt und zum Majordomus erhoben hatte, die Großen von Neuſter und Burgund zu bewegen, ihr die Regentſchaft für ihren unmündigen Knaben Chlothachar, und als dieſer bald ſtarb, für den zweiten, Childerich, zu übertragen, die ich ihr nach Kräften führen helfe und erleichtere. Aber doch! Welch' Leben für eine Heilige, deren Seele mehr im Himmel ſchwebt als auf Erden weilt, welche Aufgabe für ein edles, argloſes, vertrauſames Weib, in dem bösartigen Getriebe der geiſtlichen und der weltlichen Großen an dieſem durch und durch verfaulten Hof, — Pippin hat Recht! — in dieſem Wirrſal von Ränken, von jeder Art der Selbſtſucht die Leiterin, Mäßigerin, Richterin bleiben zu ſollen! Ja wahrlich, die geiſtlichen Großen — ſcharf ſeh' ich ihnen auf die geſchmeidigen Finger, und ſie vergelten's mit gründlichem Haß! — treiben's zuweilen noch ärger als die weltlichen. Was meinſt du, was mich hieher — in's auſtraſiſche Elſaß — geführt hat? Eben hab' ich in Straßburg dem Biſchof Rothar eine königliche

Villa abgenommen, die er auf Grund einer gefälschten Schenkungs-Urkunde weiland König Childiberts an sich gerissen hatte. Und kurz vorher hab' ich den bitterbösen Bischof Sigibrand von Lyon — er steht in dringendem Verdacht des Hochverraths! — abgesetzt, ohne Concil oder Pfalzgericht. Die Heilige wird schelten! Aber es mußte sein. Ich darf sagen: ohne diese meine feste und treue Faust hätte sie die Zügel längst aus der Hand verloren und die Geduld aus der Seele, hätte sie längst das Palatium mit der Klosterzelle vertauscht!"

„Aber," fragte Vanning mit einem tiefen Blick in des Freundes Augen, „warum — du liebst sie ja immer noch . . ?"

„Bis an's Ende."

„Warum legst du nicht die zarte Hand der Wittwe in diese deine starke — als ihr Gemahl?"

Ebroin sprang auf. „Sie liebt mich ja nicht!" rief er, mit der Hand unter dem Helm an die Stirne fahrend. „Sie ist mir dankbar, ja er-

geben in treuer Freundſchaft. Aber ſie liebt mich nicht."

„Nun, den Meroving hat ſie doch ſicher nicht geliebt."

„Nein. Aber, aber" — und hier furchte er grimmig die Brauen und ſeine Augen ſprühten Blitze tödtlichen Haſſes — „die Mutter meint . . . ."

Er ſtockte.

„In zarteſter Andeutung habe die Heilige ihr einmal verrathen, daß ſie einen Andern . . ! Ah, errath' ich den je, bei meinem Schwert, nicht athmen, nicht eine Stunde mehr leben ſoll der Mann, der in dem Herzen herrſcht, um das ich mich verzehre. Ich ſchwöre, er ſoll nicht leben."

„Ebroin!" ſchalt der Einſiedler und zog ihm die erhobne Fauſt herab. „Das war ein ſünd'ger Eid, er gilt nicht."

„Ich werd' ihn halten: — eifriger als alle andern. Indeß, ich glaube feſt, die Mutter hat ſich getäuſcht: die Heilige *kann* gar nicht lieben! Jedesfalles erfüllen

ne ganz andre Gedanken: mütterliche Sorgen! Hatte ſie ſich doch entſchließen müſſen, ſich von ihrem zweiten Knaben, Childerich, zu trennen: die Auſtraſier — Pippin vor Allem — hatten ihn ſich zum Sonder-König erbeten . . . .“

„Ja, war der Thron zu Metz erledigt?“

„Durch ein Verbrechen! Den Erben des verſtorbenen Königs Sigibert, einen zarten Knaben, Dagobert, haben ehrgeizige Männer beſeitigt, ermordet oder außer Landes geſchafft, vielleicht in ein Kloſter, wer weiß, wohin? Seither zerreißen wilde Parteiungen das Land! Pippin erbat ſich, endlich Ruhe zu ſchaffen, einen Merovingen: ich ſelber rieth der Widerſtrebenden, ihren Sohn zu entſenden: dadurch faßt ſie — und hinter ihr ſtehend faſſe ich! — Fuß im Oſtreich, das ich heran zwingen muß — ſo oder ſo. Sie brachte auch dies Opfer dem Reich, mir vertrauend und folgend. Nun, nach Chlothachars Tod hat der Knabe Childerich ſeinen Sitz nach Paris verlegt, Neuſtrien und — dem Namen nach —

Auſtrien beherrſchend: in Wahrheit aber waltet in Metz Pippin.“‘

„Du jedoch herrſcheſt alſo, ſcheint es, im Palatium zu Paris. Sag’ aber: du ſprachſt von Ränken am Hof, von ehrgeizigen Biſchöfen: — da muß ich doch vor Allem fragen: und Leodegar, dein Freund, der falſche Fuchs?“

„Dein alter Haß!“ lächelte Ebroin. „Dem haben wir Unrecht gethan: — oh ich hätte ihn mit Wolluſt erſchlagen damals auf dem Markt zu Saint-Denis! Aber er hat ſich völlig gereinigt: nicht aus Leidenſchaft hat er die Schöne gekauft — und dürfte ich ihn darum ſchelten? — Er hatte ſie ja Wochen lang in ſeiner Gewalt! Nein, um durch dieſes wunderbare Geſchöpf den Wüſtling zu beſſern: alſo ein frommes und ein ſittliches Werk zu thun. Ihm verdankt das Reich dieſe engelgleiche Königin.“

Ungläubig ſchüttelte Vanning den zottigen Kopf: „Und was . . . was ſagt er zu deinem raſchen Aufſtieg? Herr Majordomus, jetzt haſt du den Biſchof

von Autun hoch überholt! Er gönnt dir's, er verzeiht dir's nie!"

„Doch! Er war der Erſte, der mir Glück wünſchte."

„Der Heuchler! Er konnte es nicht hindern: alſo war's das Klügſte."

„Und er wußte, daß wir wenigſtens Ein gemeinſames Ziel haben: die Unterwerfung Auſtraſiens — das heißt in Wahrheit Pippins — unter den Herrſcher zu Paris."

„Dieſer Herrſcher biſt aber du, nicht er. Und das erträgt er?"

„Ich gönne ihm weiten Spielraum, ich laſſe ihn gewähren in Allem, was ich nicht für ſchädlich halte. Er lebt mehr im Palaſt der Königin, als zu Autun. Er beherrſcht das ganze Kirchenweſen im Reich! Freilich, zwei Dinge ſind's, um die wir noch in ſcharfen Streit kommen können: er will die Kirche, die ſchon unmäßig reiche und mächtige, zur Vollherrſchaft erheben, und er wird ſcharf bekämpfen, was ich, wie

er weiß, plane: die Rettung der Kleinen aus dem Druck der Großen. Dieſe Kämpfe drohen: — vielleicht ſchon bald! Und deßhalb, Vanning, treuer, tapfrer Vanning, darfſt du mir nicht Einſiedler bleiben in dem wilden Wasgenwald. Du haſt wahrlich genug gebüßt: — für fremde, für meine Schuld. ‚Die beſte Buße iſt das Beſſermachen‘, lehrte mich die alte Mutter: damit hat ſie meine Verzweiflung geheilt: damit wird ſie auch dich wieder erheben zur geſunden Mannheit.“

„Die beſte Buße iſt das Beſſermachen,“ wiederholte Vanning ſinnend.

„Ja! Der Einſiedler hat keine Tugend! Tugend iſt ein Verhalten zu andren Menſchen, nicht zu Gott. Ich weiß dir ein beſſer Tagewerk, als Wölfe ſchlagen. Auch am Hofe zu Paris giebt's Wölfe und Füchſe. Sage, Freund, glaubſt du, daß es dem Frankenreich zum Heile iſt, daß ich und nicht Hektor oder Gairin herrſchen am Hofe jener Heiligen?“

„Gewiß!“

„Nun, dann hilf mir dazu, daß ich herrſchend bleibe. Unzählig ſind meine Neider, meine Feinde, ſie trachten mir nach der Ehre, nach dem Leben. Komm' mit mir, Vanning, mein Bruder, hilf mir! Schütze mich, — Du haſt's einmal verſprochen! — mein beſter Schild, vor dieſen Pfeilen. Willſt du?"

„Ich will, mein Ebroin, ich will. Du erlöſeſt mich aus dumpfem Wahn! Ich folge dir."

Und ſchluchzend warf ſich der Treue an ſeine Bruſt.

III.

Großes Aufsehen erregte am Hofe zu Paris das plötzliche Wiederauftauchen Vannings, der über die Gründe seines Verschwindens und seine seitherigen Geschicke jede Auskunft verweigerte: die zahlreichen Feinde Ebroins sahen diesem ungern einen so treuen Helfer erstehen.

Daß er alsbald das wichtige Amt des Thesaurarius erhielt, verschärfte den Haß durch Neid. Vanning hatte vor dieser Auszeichnung gewarnt, aber Ebroin, in dessen von Liebe nicht befriedigter Seele mit den reifenden Jahren eine gewisse Kampflust, ja eine Freude am Haß, unheimlich überhand nahm, hatte mit grimmigem Lachen gerufen: „Mögen sie mich doch noch mehr hassen, aber auch noch mehr fürchten. Ich

kann die ſchamloſe Ausplünderung des Königsſchatzes nicht mehr dulden. Wartet nur, ihr geſchornen und ungeſchornen Räuber! Ich will euch die Beute aus den Zähnen reißen! Kampf, Kampf auf Tod und Leben! So lange die Regentin mir vertraut, iſt mir nicht bang' um den Sieg."

Allein gerade hier ſetzten die Feinde die Hebel an, den Gewaltigen — und oft recht Gewaltthätigen — zu ſtürzen.

Eines Morgens ließ die Regentin ihren Majordomus in ihr Schreibgemach entbieten: ganz früh: denn zur Hora ſchon erhob ſich die fromme Frau, die erſt gegen Mitternacht ihre geiſtlichen Übungen zu beſchließen pflegte.

Kürzer und minder freundlich als gewöhnlich ruhte der Blick der ſanften blauen Augen auf dem Eintretenden, wie der ſich tief verneigte.

„Traurige, ſchlimme, ja blutige Kunde erhielt ich, Majordomus. Warum erfahr' ich von ſolchen Dingen nicht zuerſt durch dich?"

„Weil Leodegars Späher und Boten eifriger und raſcher ſind als die Meinen.“

Sie ward ein wenig verwirrt: „Woher weiſt du, daß er es war, der . . . ?“ Sie ſtockte.

„Iſt nicht eben ſchwer zu rathen. Er hat den Zweck nicht erreicht, den er bei deiner Erhebung auf den Thron anſtrebte: deine Gnade hat in weltlichen Dingen mir nicht minder Vertrauen geſchenkt, als ihm in geiſtlichen: er aber will auch im Reich wie in der Kirche herrſchen, ja durch die Kirche über das Reich. So trägt er dir eilfertig jede Nachricht zu, die mir bei dir ſchaden kann. Aber ich baue feſt auf dich, o Königin,“ ſchloß er mit innigem Blick.

„Du darfſt es, Sohn Leutrudens, meiner Freundin. Ich weiß aus ihrem Mund: du meinſt es treu mit mir. Ich weiß auch, du meinſt es gut — und klug! — mit dieſem Reich der Franken. Deßhalb, könnte ich jemals deine Wege nicht mehr theilen: — ich ließe dir die Bahn frei und ſchlüge den Pfad nach dem heiß erſehnten Kloſter ein.“

„O nur das nicht, nicht .... fort von . . !“ So ungeſtüm war der Ausruf, ſo ſchmerzerfüllt, — die Königin ſah erſtaunt auf ihren Majordomus.

Der faßte ſich raſch: „Denn was wird aus dem Palatium, ſcheideſt du? Du allein — wie ein Engel des Friedens — ſchreiteſt abwehrend wie über die Häupter von Drachen dahin, das Unheil beſchwörend, zwiſchen mir und meinen Feinden: ſcheideſt du, ſo brechen von beiden Seiten die Flammen hervor, die dieſes Reich verbrennen können. Bleibe, Königin, o bleibe! Verläſſeſt du mich, — ich ſtehe nicht ein für meinen Zorn und Haß, für blut'ge Thaten.“

„Ach, die geſchehen ja auch jetzt. Jener unſelige Biſchof, den du — du ganz allein! — abgeſetzt und in ein Kloſter geſperrt haſt, — er ward hingerichtet.“

„Ich weiß.“

„Auf weſſen Befehl?“

„Auf den meinen.“

„Entſetzlich! Das Blut eines ....“

„Hochverräthers. Ich fing einen Brief auf, in

welchem er Pippin den Auſtraſier auffordert, von Helvetien her in Burgund einzufallen, das ſchwach vertheidigt ſei, dieſe Landſchaft dir zu entreißen, ihn zu befreien und wieder zum Biſchof zu machen. Ich befahl, ihn zu köpfen. Ebenſo ſeinen Bruder, den edeln Grafen Sigwalt von Lyon. Mich freut, daß es ſo raſch geſchah."

„Oh Ebroin . . . . ! Sollte es wahr ſein, weſſen ſie dich zeihen? Du ſollſt, weil ſelbſt nicht . . . ."

„Von edler Abkunft, allen Adel haſſen, ihn — und damit das Reich — verderben wollen. Glaubſt du das von mir, o Königin?"

Sie ſah ihn nun lang und freundlich an: er erglühte unter dieſem Blick.

„Nein, mein Freund. Aber auch die Kirche . . . ."

„Sagt Leodegar, will ich vernichten. Warum? Weil ich nicht alle Wunder glaube, die ſie lehrt. Nein, Königin, ich will beide nicht verderben, die unentbehrlich ſind: aber unſchädlich will ich ſie beide machen und beide wieder beugen unter die Krone."

„Schädlich, die heilige Kirche?“

„Weißt du, Königin, wie ſich der Grund und Boden deines ganzen Reiches vertheilt? Du ſchüttelſt das Haupt! Wie ſollteſt du, fromme Beterin! Ich aber ſage dir: von ganz Gallien gehört der Kirche ein Viertel, dem Adel ein Viertel, der Krone ein Viertel, ein Achtel liegt öde und nur ein Achtel — hör' es, du Beſchützerin der Armen! — ein Achtel nur wird von dem Pflug der Kleinen befahren.“

„Iſt's möglich? Aber ich glaub' es. Auch mein Vater drüben zählte ja zu dieſen Kleinen, die in Noth vergehn.“

„Wie furchtbar die Noth, der bittre Mangel die kleinen Häuſer heimſucht, — das zeige dir .... ich habe dein keuſches Ohr, du Heilige, dein mitleidig Herz bisher damit verſchont: aber nun muß ich reden: die Zahl der neugebornen Kinder nimmt erſchreckend ab in deinem Reich: die darbenden Ältern lächeln nicht, ſie jammern und verzweifeln und fluchen, wird ihnen Nachwuchs geboren, die Mütter tödten die

Kinder vor der Geburt oder ſie ſetzen die Neugebornen aus oder verkaufen ſie wie Herdenthiere in Knechtſchaft ....“

„O ſchweig, ſchweig!“ ſeufzte die Regentin, und die blaſſen Wangen erbleichten noch mehr. „In Knechtſchaft, ſagſt du? Ach dies Elend kenn' ich! Welche Frevel! Unter meinem Königſtab! Und das verſchulden, ſagſt du ...?“

„Adel und Kirche, die planmäßig — mit Vorbedacht und Ausdauer — ich hab's erlebt an meinen Ältern! — den kleinen Mann ſo lange bedrücken, bis er Freiheit und Eigenthum ihnen dahin giebt.“

„Und giebt es keine Hilfe dawider?“

„Doch! Wenn die Frau Königin Balthildis Muth hat ...“

„Den giebt ihr Gott der Herr und die heilige Jungfrau!“ rief die ſchöne Frau mit begeiſtertem Blick gen Himmel, der ſie noch mehr verſchönte.

„Und mir vertraut ....“

„Ich vertraue dir:“ — ſie ergriff ſeine Hand, die

zuckte dabei. — „Seit heute mehr denn je. Du haſt mir dein warmes Herz, dein Mitleid mit dem armen Volk gezeigt.“

„Wohlan, ſo ermächtige mich, dem nächſten Hoftag den Geſetzvorſchlag vorzulegen, den ich in dieſer Urkunde aufgeſetzt.“

„Es ſei .... das heißt .... ich .... werd' ihn prüfen. Aber wenn er hilft ....“

„Er hilft.“

„So ſieh ihn als genehmigt an.“

„Dank, hohe Frau. Aber noch Eins. Die Biſchöfe und der Adel, denen darin ein Opfer — das heißt Herausgabe eines kleinen Theils ihres Raubes — zugemuthet wird, werden — ich ſeh's voraus! — Nein ſagen.“

„Weh, was dann thun? Ihren Willen muß man achten!“

„Nein, brechen muß man ihn,“ ſprach er mit dröhnender Stimme. „Brechen! Mit Gewalt. Vielmehr mit Wiederherſtellung uralten Rechts, das ſie den Kleinen

durch Liſt und Gewalt entwunden haben: du weißt, ſie erſcheinen ſchon lange nicht mehr bei den Reichstagen, wie doch ihr gutes Recht war: wiſſen ſie doch, daß ihnen nur das Jaſagen übrig bleibt zu dem, was die Großen im Voraus beſchloſſen haben. Verſtatte, daß ich zweitauſend — gewaffnete — Bauern zu dem nächſten Reichstag lade: — dann wollen wir ſehen, wer ſtärker iſt: ſie oder die hundert Biſchöfe und Seniores."

„Es ſei! Aber — um Gott! — kein Blutvergießen!"

„Kommt nicht dazu: ich gelob' es dir. Die Herren ſind klug: ſie können Speere zählen! — Und nun, o fromme Frau, nachdem ich vertrauen darf, den leeren Schatz mit jener den Großen wieder zu entreißenden Beute zu füllen, nun kann ich verantworten, dir zu gewähren, was ich neulich — mit ſchwerem Herzen! — denn dir Nein ſagen iſt unſagbar ſchwer! .... verweigern mußte. Du wollteſt wieder zehn tauſend Solidi — zum Loskauf von

Schuldgefangenen gewiß —, dein wackrer Thesaurarius hat sie dir geschafft! — Hier, nimm sie, Königin, und wandle wieder auf den Sklavenmarkt, wie so oft, ein lichter Engel der Erlösung."

IV.

Voll freudigen Dankes gab ſich die fromme Frau gar bald wieder dieſer von ihr am eifrigſten gepflegten Art der Wohlthätigkeit hin: ſie wartete nur den nahen Tag des Marktes zu Saint-Denis ab. An dieſem Morgen ritt ſie dorthin mit kleinem Gefolge, beſtehend aus ein par Lanzenreitern, ihren Frauen, der Äbtiſſin von Chelles und deren Sohn, den die Königin beſonders eingeladen, ſie zu begleiten: zur Belohnung, meinte ſie, ſolle er ſo viel Freude der Erlöſten mit anſchauen.

Vanning ſchloß ſich an: „Ich muß ſoviel Geld zu ſehr weltlichen Zwecken ausgeben,“ meinte er, „daß es mir fromm Verwendetes erſt wieder werth machen muß.“

Jedes Jahr hatte die Angelſächſin jenen Marktplatz vor der Baſilika beſucht, jedes Jahr wieder auf der Stelle vor den erzbeſchlagenen Thüren gekniet, von der aus Thränen und Gebet hinweg ſie Ebroin hatte führen wollen, ein Andrer ſie geführt hatte.

Dicht drängte ſich auch heute wieder auf dem weiten Platz das Gewoge der Verkäufer, ihrer menſchlichen Ware, — oft neben den brüllenedn und blökenden Herdenthieren — dann der übrigen Händler, der Käufer und der müßigen Beſucher und der neugierigen Beſchauer.

Vor dem kleinen Reiterzug wichen die Leute wohl zur Seite, aber für die nun zu Fuß der Kirche zu Schreitenden war der Weg nicht gleich frei.

Ebroin eilte, während ſein Freund bei den Frauen blieb, voran und löſte die Haufen mit Wort und Hand.

Nun ſtieg er allein, Allen weit voraus, die Stufen hinauf.

Plötzlich blieb er ſtehen mit einem Ausruf des

Staunens. Dann ſprang er raſch auf die Plattform vor der Kirche, wo ihn die Knäuel der Händler und der Unfreien den Blicken der Nachfolgenden entzogen: er ſprach eifrig mit einem der Verkäufer, er beugte ſich . . . und nun bahnte er ſich den Weg zurück auf die erſte Stufe: „Frau, Königin,“ rief er der langſam in ihrem langen Nonnenkleid Heranſchreitenden zu, „heute ſoll vor jener Thüre ein zweifach Dankgebet gen Himmel ſchweben: — ſieh', wen halte ich hier an der Hand? Frei — wie du ſelbſt?“ — Er warf die gelöſte Feſſel klirrend zur Erde.

„Gunthildis, Schweſter!“

„Schweſter! Balthildis!“ ſcholl's und die beiden, einander ſo ähnlich wie zwei weiße Roſen, an Einem Aſt erblüht, ſchloſſen ſich in die Arme.

Die Neugefundne trug nur ſpärlich Gewand, es ließ die ſchneeigen Schultern blos: — ſie empfand es — nur ein Blick verrieth es! — peinlich: da nahm ſich der Majordomus den eignen, reich mit

Gold gestickten Mantel ab und spreitete ihn sorglich um ihren Nacken.

„Dank, mein Erlöser, mein Beschützer!“ und bewundernd ließ das Mädchen die Blicke auf dem gebräunten, schönen Männerantlitz ruhen. „Wer, . . . Schwester, wer ist das?“

Einstweilen hatten die Frauen wieder die Zelter bestiegen und den Rückweg angetreten. Ebroin hob das Mädchen, — es war kleiner und jünger als die Königin — auf seinen Rappen und führte den am Zaum. Man wollte nicht am Abend nach Paris zurückkehren, sondern in der Königsvilla neben dem Kloster übernachten.

„Dies?“ erwiderte die Königin mit einem dankbaren Blick, „das ist mein Majordomus, mein erster und getreuster Diener.“

„Der? Ebroin!“ lächelte die Befreite. „Den bösen Ebroin!“ schelten sie ihn.

„Da hörst du's,“ drohte Balthildis schalkhaft.

„Aber er ſieht gar nicht ſo böſe aus, mein Vetter und Befreier.“

„Wer nennt ihn böſe?“ begann Banning. Die Prieſter, die er bändigt. Und ſie allein ſchreiben die Chroniken! Ja, wenn die Mäuſe Weltgeſchichte ſchreiben, — ſchwerlich heißt dann Kater Murr der Gütige.“

„Und du — du Schweſter! — biſt jene Königin Balthildis, die das Volk ſchon jetzt die Heilige nennt?“

„Welche Sünde!“ Die Geprieſene erröthete plötzlich ſehr ſtark und ſchlug, die langen, blonden Wimpern ſenkend, demüthig ein Kreuz. „Ich und eine Heilige!“

„Wie konnt' ich, — trotz des gleichen Namens, — in ſolchem Glanz die Schweſter ahnen! Und es hieß ja, die Königin kam aus einem Nonnenkloſter.“

„Wäre ſie darin geblieben! — — Aber der Vater? Du verſtummſt? Du wendeſt dich ab: ach, ich ahne Alles!“

„Sein Alter ertrug die Beſchwerden der vielen Reiſen mit den Händlern nicht lange. — Er blieb am Wege liegen. — Ich drückte ihm die Augen zu: — ein mitleidiger Mönch des nahen Kloſters beſtattete ihn in geweihter Erde.“

„Du mußt mich an die Stätte führen — ich erbaue dort eine Baſilika.“

„Ah,“ grollte Ebroin für ſich und fragte dann: „Und nicht wahr, hohe Frau, dein Vater war ſo frei geboren wie der König von Weſſex und der Biſchof von York?“

„Ja wohl! Es war nur der Druck der Zeit . . .“

„Der Prieſter, ſollteſt du ſagen, Königin, und der landgierigen Thane! Bei denen drüben über'm Waſſer ganz wie bei uns! Aber wartet, ihr, die ihr mich angeht.“

Gunthildis erzählte nun, wie ſie lange aus einer Hand in die andre von Sklavenhändlern gewandert ſei, da die keinen Käufer fanden, der den geforderten hohen Preis zahlen wollte. So ſei ſie

denn nun zuletzt auf den stets stark besuchten Markt von Saint-Denis geschleppt worden. „Dank dir, Herr Majordomus! Ich will dich segnen — und loben — all' mein Leben lang. Du hast mich gleich erkannt?"

„Das war nicht eben schwer, Jungfrau, für den, der deiner heilgen Schwester Antlitz — Einmal — sah. Komm, Freund Vanning, wir wollen die Schwestern ihrem Glück überlassen. Komm! Ich muß noch mit dir die Grundsteuer und die Hafenzölle von Marseille verrechnen!"

„Heute Abend noch?" brummte der Schatzwart. „Nun, meinetwegen. Aber dann: zur Feier — deiner Entdeckung! — eine gute Kanne Rhonewein! Mundet doch besser als das Felswasser der Vogesen."

„Du," meinte Vanning, als er am Ende dieses Abendtrunks, in der Halle der Königsvilla, den letzten Tropfen aus dem letzten Becher schlürfte, „du, — ich weiß was."

„So? Behalt's für dich! Ich weiß ſchon mehr, als mir lieb iſt.“

„Ja, aber dies Eine, das zu wiſſen für dich recht . . . recht förderſam wäre, — das ſcheinſt du nicht zu wiſſen.“

„Mag wohl ſein.“

„Weißt du, — zum Beiſpiel, — daß Gunthildis und Balthildis einander zum Verwechſeln ähnlich ſind?“

„Ich werde ſie niemals verwechſeln.“

„So? Iſt Schade! Denn ſieh mal: — es ſieht aus wie ein Wunder . . .“

„Schweig, Lieber! Ich hab' an den Wundern ſchon genug, die ich bisher nicht glaube.“

„Wie ein Wunder, daß gerade du die jüngere Schweſter entdecken, befreien mußteſt, die weder Leodegar gehört, noch einem Gatten, noch ſchon zu ſechs ſiebentel einem Kloſter, ſondern ganz ſich ſelbſt. Und alſo dem, der zugreift? Ich meine . . . ſie . . . ſie ließe ſich gar gern greifen von . . . Haſt du

denn die Augen nicht geſehen, mit denen das ſchöne Geſchöpf an dir . . . ?“

„Nichts hab' ich geſehen, will ich ſehen! Und — Dank für deinen guten Willen! — Aber das haſt du dir doch beim ſchweren Wein von Avignon gar zu . . . nun, zu gemüthlich ausgeſonnen, wie Alles in mir und mit dieſen beiden Schweſtern ſo hübſch zu Recht kommen könnte! Nein, Vanning, bei der Liebe iſt das nicht wie bei der Jagd: fehlſt du die eine weiße Hinde, fängſt du dir ihre ebenſo weiße Schweſter. Das iſt hier ganz anders, lieber Freund! Gute Nacht!“

V.

Die Königin wollte früh am andern Morgen sich mit der Äbtissin und der Schwester in ihre geliebte Klosterstiftung Chelles begeben: aber der Majordomus beschwor sie dringend, zu bleiben. „Morgen, Herrin, und in den folgenden Tagen sind wichtige Beschlüsse zu fassen, — die Anträge vorzubereiten für den schon einberufenen Reichstag: — du weißt, ein so verhängnißreicher hat noch nie getagt, seit du die Regentschaft führst. Entschlüpfe mir nicht immer in die Einsamkeit! Das Reich, die Erde bedürfen deiner viel dringender als der Himmel und die Kirche."

„Nun denn," sprach sie, „erst — wie immer! — die Pflicht, dann die Neigung. Ich bleibe."

Früh am andern Morgen ſtand Ebroin wieder vor der Königin und ſeiner Mutter, deren ſchlichte fromme Einfalt jene gern als Schild gegen die oft gar zu ſchlauen und ſehr weltlichen Pläne des Sohnes verwendete.

Die Menge von Chartae und Pergamenta, die dieſer bereits, wohl geordnet, in die weite broncene Röhre, in der die Archive die Urkunden aufbewahrten, eingefügt hatte, bewies, daß ſchon ein gut Stück Arbeit hinter ihnen lag.

„Nur dieſe letzte Unterſchrift noch!“ Er tauchte die Rohrfeder in die Dinte und hielt ſie ihr hin.

„Was iſt es?“

„Eine Beſtallung.“

„Gut! Gieb! Du wählſt ſtets den rechten Mann für den rechten Platz.“

„Das wäre ein hohes Lob für den Statsmann! Sieh, deßhalb hab' ich dir den Biſchof von Autun — ſo klug er iſt: viel ſchlauer als ich! — noch nie zu einem Weltamt vorgeſchlagen. Er würde ſeine

Kirchen vergessen, versäumen und binnen kurzem das Amt, das er bekleidet, zum herrschenden im State machen, und wär's das des Stubenfegers!"

Seine Mutter, die an einem feinen Altartuch für das Kloster nähte, mußte lächeln. „Du hast ein böses Zünglein!"

„Aber ein gutes Herz," sprach Balthildis, ihn voll ansehend.

Er furchte die Brauen und mied diesen Blick.

„Man kann dem Herzen nicht immer folgen," sprach er achselzuckend. „Das weiße Zeug, Frau Mutter, ist wieder viel zu anstrengend für die armen, lieben Augen. Und du, Frau Königin, dich flehe ich an ...."

„Was willst du so hitzig?"

„Der weise Zacharias klagt über dein Aussehen."

„Klage ich über mein Befinden?"

„Nein, lieber sterben! Ich kenne dies starke Herz!"

„Es ist vielleicht nicht so stark, wie ... Viele meinen."

„Du ſchläfſt zu wenig. Nicht die Statsgeſchäfte, — die unabläſſigen Gebete, die Büßungen —! Du büßeſt! Wofür? — Die Gänge zu allen Armen und Kranken, ja die Übernahme von Geſchäften, die einer Königin unwürdig ſind . . .“

„Keine Arbeit iſt unwürdig: Arbeit ehrt, Herr Majordomus. Darum arbeiteſt du ſo viel, weil du unmäßig nach Ehre gehrſt.“

„Aber es iſt doch ein Unterſchied! Neulich, als der erſte Schnee gefallen, haſt du ihn — ich ſah's verhohlen! — mit den eignen Händen — ſie waren viel weißer als ihre weiße Laſt! — in dem Porticus der Palaſtcapelle zuſammengetragen und entfernt.“

„Ja, ja, Frau Königin,“ beſtätigte die Äbtiſſin, „in Chelles, in . . .“

„Auch dort belauern mich Ebroins Späher?“ lächelte die Geſcholtene.

„Da hat ſie wirklich ſchon die Rinder- und Schaf-Ställe ausgemiſtet, ſie, die Königin von Neuſter und Burgund.“

„Frau Äbtiſſin, ich will dich fragen: wo lag als Kind der König des Himmels und der Erden? Iſt doch noch mehr als Neuſter und Burgund! In einer Krippe: — in einem Stall! Alſo laßt mich meinen Gott auf meinen Wegen ſuchen: — auf deinen, Majordomus, würde ich ihn nicht finden."

„Aber die Macht würdeſt du finden, die dir in dieſem Reich gebührt. Und eben um dich im eignen Palaſt zu ſtärken durch treue, kluge, wackre Diener, ſchlag' ich dir" — er hielt ihr die Urkunde hin — „dieſen Mann zu deinem Cubicularius vor."

„Ein wichtig Amt! Die geheimſten Schlüſſel führt er. Täglich, ja ſtündlich hat der Cubicularius Zutritt auch in mein Schlafgemach . . ."

„Deßhalb wählte ich dir einen verläſſigen, getreuen, auch mir ergebenen . . . ."

„Das genügt. Gieb!"

„Einen Mann, viele Jahre durch den Kriegsdienſt in den Weſtmarken vom Hofe fern gehalten . . ."

„Gieb nur! Wie heißt er?"

„Herzog Hermengar von Provence.“

Da ſtieß die ſo ſanfte, ſtille Königin jäh einen ſchrillen, gellenden, markdurchbohrenden Schrei aus, fuhr auf, als habe ſie eine giftige Schlange gebiſſen, und warf die Feder weit von ſich.

„Nein! Nein! Niemals. Unmöglich.“

Und ſie wollte aus dem Sale fliehen.

Aber Mutter und Sohn, die ſich, tief erſchrocken, erhoben, vertraten ihr den Weg, und die Schweſter, die der laute Aufſchrei aus dem Nebengemach herbei gerufen, fing ſie auf in den Armen.

VI.

Ebroin, der vielgewandte, nicht leicht zu erschütternde, fand doch geraume Zeit keine Worte: mit stummem Staunen sah er auf die bleiche Frau, deren zarte Gestalt zitterte und bebte.

„Was ist dir, liebe Schwester?“ forschte Gunthildis. „Wer hat ihr was zu leide gethan?“ fragte sie die Äbtissin.

„Diesmal — zum ersten Mal im Leben! — mein Sohn.“

„Er?“ — Das Mädchen wandte sich ihm zu mit strahlenden Blicken. „Das ist unmöglich!“

Das war wie eine Frage: aber Ebroin schwieg.

„Gewiß nicht mit Wissen und Willen,“ begann die Äbtissin auf's Neue. „Eher würde er sterben! Und

ſicher, — er wird den Vorſchlag fallen laſſen, wenn die Frau Königin für ſo heftige, haßgleiche Abneigung gegen dieſen Herzog irgend einen Grund hat.“

„Und daneben die Gewogenheit,“ ſprach der Majordomus in einem feſten, herben, geſchäftlichen Tone, den er nie bisher gegen ſeine Herrin angeſchlagen hatte, „dieſen Grund anzugeben. Und ... zu beweiſen. Warum, o Königin, haſſeſt du dieſen Hochverdienten?“

Aber Balthildis, die ſich nun von der Bruſt der Schweſter gelöſt hatte, ſchüttelte ſtumm das Haupt und machte eine ablehnende Handbewegung.

„Er muß ſie tief, im innerſten Kern eines Weibes, getroffen haben,“ dachte die alte Frau. „Was mag es ſein? Sie vertraut mir ſonſt Alles: ... nie nannte ſie ſeinen Namen.“

„Was hat dir der fremde Mann gethan? Du konnteſt ja nie haſſen!“ fragte das junge Mädchen.

Jedoch Balthildis ſchwieg und durchmaß in großen

Schritten den Sal, offenbar einen Beſchluß erwägend.

„Ich weiß gar nicht," hob Ebroin nach langem Nachſinnen an, „wann du mit jenem wackern Helden kannſt zuſammengeſtoßen ſein. Nicht, ſo lange ich an deinem Hof lebe! Hätte man dir Schlimmes von ihm berichtet, ..."

Balthildis blieb dicht vor ihm ſtehen: „So wär's Verläumdung," ſprach ſie ernſt.

„Alſo du kennſt ſeinen Werth? Und doch . . ?"

„Gleichviel," bat die Mutter beſchwichtigend. „Gewiß wird — bei ſolchem Widerwillen — mein Sohn einen Andern . . . ."

„Nein, Mutter," erwiderte der ſcharf und ſtreng, „das wird dein Sohn nicht thun. Herzog Hermengar iſt ſchon von mir benachrichtigt, ſeine edle, ſchöne Gemahlin, Frau Friedrun, unter die Frauen deiner Gemächer aufgenommen . . ."

Balthildis ließ ſich ſchweigend auf den Schreibſtuhl gleiten.

„Seine beiden Söhne unter die Hofknaben. Ich kann nicht einen deiner — meiner! — treueſten Anhänger — ſie ſind nicht zahlreich! — tödtlich kränken, in einen bittern Feind verwandeln um ein Nichts.“

„Iſt mein Wille ein Nichts?“

„Wille? Dein Wille hatte ſtets Gründe. Dieſes Nein hat keinen Grund: es iſt — vergieb, hohe Frau! — eine Laune. Nenne mir deinen Grund, beweiſe ihn und Hermengar reiſt ab .... noch heute.“

„Und wenn nicht?“

„Wird er dein Cubicular.“

„Alſo du willſt — ein echter Majordomus! — den Willen deiner Königin zwingen? Herrſcheſt du im Reich der Franken oder ich?“

„O nicht, nicht ſo hart, Schweſter!“ bat das Mädchen mit feuchten Augen.

„Du herrſcheſt,“ ſprach der Majordomus, zog das kurze weiße Elfenbeinſtäbchen, das Abzeichen ſeines Amtes, aus dem Wehrgurt, trat an den Tiſch

und legte es leiſe darauf. „Berufe Hektor von Marſeille oder Gairin zu deinem Majordomus. Herrſche glücklich, Königin.“

Er wandte ſich zur Thür.

„Halt! Du biſt dem Reiche nothwendig: — ich wahrlich nicht! Deßhalb bleibſt du und ich gehe. Längſt, längſt ſehne ich mich fort aus dem Getriebe dieſes Hofes, dieſer haſſenden, bald ſchleichenden, bald tobenden Männer. Das Blut Sigibrands . . ! Und nun dies! — Genug! — Ich lege die Regentſchaft ab. Mein Sohn Childerich mag unter deiner Leitung herrſchen. Oh, Äbtiſſin, Mutter, nimm mich auf in den Frieden deines Kloſters!“

Und ſie eilte hinweg, gefolgt von beiden Frauen.

Ebroin nahm den Stab wieder an ſich.

„Hm,“ ſprach er, ihr nachſchauend, „alſo auch Heilige haben Launen? In's Kloſter? Diesmal ſcheint's unabwendbar. Still, heißes Herz! Aber, holde Thörin, erſt nach meinem Sieg: — denn du

mußt ihn mir erkämpfen helfen! Du biſt erregt, — du wirſt mir entfliehen wollen? Aber ich wache.“

In dieſer Nacht ſaß auf der Schwelle der Thür, die in die Frauengemächer des Palaſtes führte, ein Mann in Eber-Helm und dunklem Mantel, den Rücken gegen die Thürpfoſten gelehnt. Er ſchlief nicht.

Vor Hahnenkraht ward er abgelöſt durch zwei Speerträger.

Bald nach Sonnenaufgang ward die nach innen aufgehende Thür geöffnet: die Königin, an der Spitze ihrer Frauen und Mädchen, trat heraus; alle trugen Reiſegewande.

Die beiden Krieger — Speerträger Ebroins — neigten ehrerbietig die behelmten Häupter, aber ſie legten ihre Lanzen quer über die Kniee, die Öffnung ſperrend.

„Was ſoll das?“ ſprach die Königin. „Hinweg mit euch! Wer ſchickt euch?“

„Dein Majordomus.“

„Fort, ſag' ich!“

„Wir haben zu bleiben, bis er uns abruft.“

„Gefangen? Seine Gefangene! In meinem eignen Palaſt!“ rief ſie entrüſtet. „Ruft mir ſofort meinen Sohn, den König.“

„Unmöglich, Herrin!“

„Warum?“

„Auch er iſt bewacht!“

„Und auf wie lange?“ fragte die Äbtiſſin.

„Nur bis morgen. Morgen haben wir dich in den Reichstag zu geleiten.“

VII.

Leodegar hatte bald eingesehen, daß man von Autun aus nicht die Geschicke von Neuster-Burgund leiten — oder auch nur ständig überwachen — konnte, sondern nur in oder nahe dem Palatium zu Paris.

In dem Palatium selbst fand sich nicht Raum für seine weitgehenden Bedürfnisse an Behaglichkeit, ja Glanz, seines von Kunst geschmückten Lebens. So hatte er sich denn in Paris ein stattlich Absteige-Quartier geschaffen: — nahe dem alten Cäsarenpalast lagen die stolzen Trümmer eines Apollotempels: Julian der Abtrünnige hatte ihn während seiner kurzen Herrschaft erbaut: seit seinem Tod war er geschlossen und — ohne Pflege — verfallen.

Der kunſtfreudige Prälat kaufte die Bauſtelle und die Ruinen und erſchuf ſich hier, mit dem ihn vor den Zeitgenoſſen auszeichnenden, fein gebildeten Kunſtſinn und Geſchmack, ein prächtig Wohnhaus: ein Hain, einſt dem unbeſiegten Sonnengott geweiht, jetzt verwildert, ſchied das Gebäude von der Mauer des Palaſtgartens.

In dies ſein Haus hatte Leodegar auf den Morgen vor der Eröffnung des Reichstages ſeine Freunde und Parteigenoſſen zu einer Beſprechung geladen.

Vor den Andern war Biſchof Dedo eingetroffen von Poitiers und er ſprach zunächſt allein mit dem Neffen.

„Höre,“ hob er an, unzufrieden den fein geſchnittenen Kopf ſchüttelnd, „wenig Ruhm hab' ich in der letzten Zeit geärndtet an dir als meinem Schüler in der Statskunſt, in der Leitung der Geſchäfte in Palaſt und Hof. Du haſt uns Alle miteinander, Biſchöfe und Adel, die beiden verbündeten Parteien, allmälig

unter ein Netz gleiten lassen, das dieser Sclavensohn zwar lange fein gesponnen und behutsam gestellt hat, — wie sagt Cato? ‚Fistula dulce canit, volucrem dum decipit auceps'. ‚Lieblich flötet der Vogelfänger, dieweil er das Vögelein einfängt' — aber morgen, fürcht' ich, recht unfein und gewaltsam — denn er ist doch vor Allem ein Gewaltmensch! — über unsern Häuptern zusammenschlagen lassen wird: — Klapp! Und die adeligen Geier wie wir klugen Dompfaffen werden gefangen sein. Zwar, ich muß ja einräumen: der Gedanke, den verstorbenen Meroving durch dieses weißarmige Weib zu beherrschen, war meines Lehrlings würdig: — und daß du dabei dich soweit überwandest, nicht vorher an der süßen Frucht zu naschen . . ."

„Er hätte die Berührte nicht berührt."

„Ist wirklich überraschend . . . ."

„An deinem Neffen, deinem Blut, nicht wahr? Denn das hab' ich nicht gerade in deiner Lehre gelernt. ‚Arcades ambo'."

Der trotz des Alters immer noch schöne Prälat gab ihm einen leichten Backenstreich. „Ich staune, daß du noch scherzen kannst. Unser Spiel steht schlecht. Fuimus Troës! Daß der Merovinq so früh sterben, daß dieser Ebroin — vollends! — das unvernünftige Glück haben würde, durch seine halbblinde Mutter die ganz blinde, glaubens-schwärmerische Königin zu beherrschen, — so daß sie ihn zum Majordomus macht — ich fürchtete gar, zu ihrem Geliebten: aber sie hat wohl Weihwasser in den Adern statt des Blutes! Daß der ihr auch noch die Schwester wieder giebt: — das sind lauter Dinge, die nicht vorauszusehen, daher nicht zu wenden waren. Wie sagt Publius der Syrer? ‚Contra felicem vix deus vires habet', ‚wenn einer einmal 's Glück hat, kämpfen selbst Götter gegen ihn vergebens!'. Aber, Glück oder nicht, — es bleiben dir nur die Brosamen von Einfluß, die dir der Ackerlümmel von seinem Tische wirft. Es steht schlecht mit uns, verteufelt schlecht, würde ich sagen, zierten nicht so viele Weihen

meinen — wie du ſiehſt: — leider ſchon ziemlich kahlen Scheitel.“

„Nun, die Weihen, Ohm, haben dir wohl die wenigſten Haare gekoſtet.“

„Laß die Späße! Mir iſt ſchwül. Es ſteht ſchlimm für unſer Königſpiel! Ich hatte es dich doch fein gelehrt.“

„Vielleicht nicht ſo ſchlimm, wie du fürchteſt. Meine Späher berichten: die weiße Königin und jener brutale Thurm, deren einiges Zuſammenſpiel uns am Schärfſten bedrohte, haben geſtern einen ganz hübſchen Zank gehabt mit einander.“

„Das wäre . . .!“

„Sie will ja ſchon lange gern aus dem Spiele ſcheiden. Außer mir aber, dem Biſchof, . . .“

„Läufer ſagen ſie in Indien.“

„Der ſich deinen Lehrling rühmt, iſt aber urplötzlich eine neue Figur uns Schwarzen zu Hilfe in's Spiel geſprungen: — ein ſchwarzer Reitersmann, — der dem feindlichen Herrn Thurm und deſſen

Reiter, — dem wackern Banning! — den Weiterweg nach allen Seiten abſchneiden wird. Und du vergiſſeſt: wir Schwarzen thun ja Alles nur für unſern König . . ."

„Natürlich!" lächelte der Biſchof. „Leider iſt aber dieſer unſer König — ein echter Brettſpielkönig! — von gar geringem Kampfwerth."

„Das ſage nicht! Gegen Ende des Spiels — und zumal, wann die weiße Königin aus dem Kampfbrett in ihre Kloſterſchachtel verſchwunden ſein wird! — dann kommt der König doch zur Geltung. Mit führerloſen Bauern — noch ſo vielen! — wird er — neben nur Einem Helfer — leicht fertig: von hinten her collt er ſie auf!"

„Aber dieſer König, . . . ſein Thurm, das heißt Hausmeier, hält ihn ja ſtets behütet."

„Ja wohl! Und geſtern und heute, wie verlautet, ſogar eingeſperrt! Allein ich fand doch Mittel, zu verkehren mit dem Königsknaben, der ſeinen Bewacher und Tyrannen natürlich haßt."

„Wie alt iſt Childerich?“

„Noch nicht fünfzehn. Aber ein Merovinq! Alſo lüſtern und liſtig. Er fand insgeheim den Weg zu mir: — und in die Freiheit! Bei Tag wachen ſtets ſechs Augen über ihn. Aber in der Nacht! Schmächtig iſt das Bürſchlein: — eine Feile — mein Geſchenk — half nach: — eine Stange des Gitters am Schlafzimmer, durchfeilt, wich leicht: die fromme Mutter ſchläft nicht mehr bei ihm, durch ihre nächtlichen Büßungen das Söhnlein nicht zu ſtören, ſondern im Gemach vor dem ſeinen: den Schlüſſel ſeiner Thüre, die in den Garten führt, birgt ſie unter dem Kopfkiſſen: aber während ſie für ſein Seelenheil betet, ſchlüpft mein gelehriger Schüler durch das Gitter in den buſchigen Garten, dann über das niedrige Mäuerlein hieher, wo ihn allerlei Freuden erwarten, die mir die junge Seele ganz gefangen geben: ſtarke Weine, Ovids Verſe: — ſeine ‚Kunſt, zu lieben‘ — und . . . nun: Anderes.“

„Ich verſtehe: — Dux femina mali! Auch dieſer

Merovingenknabe wird also rasch nach einander Vater werden, dann Gatte — und bald Sarkophag-Bewohner in Saint-Denis."

„Ja, er welkt rasch dahin, bei solchem Unmaß, in solcher Jugend: 's ist beinah Sünde. Aber ich duld' es ja nur. Und —"

„Duldest du's nicht, duldet's ein Andrer und schnappt ihn dir weg, wie Ebroin seine fromme Mutter dir weggefangen hat. Also keine Gewissens-Thorheiten, mein Sohn. ‚Exeat aula, qui vult esse pius,' meint Lucanus mit Recht, ‚wer fromm bleiben will, der flieh' aus dem Hof.' — Also des jungen Königs bist du sicher?"

„Völlig. Verschwindet die Regentin, beherrscht er das Feld."

„Das heißt: du herrschest. Brav."

„Ah, vielleicht gelingt schon heute ein Schlag gegen . . . Aber da kommen die Freunde. — Willkommen, Hektor! Was thut die schöne Aurelia?"

„Leider noch immer den Willen ihrer frommen

Muhme, hochehrwürdiger Herr und Trinkgenoß, nicht den Meinen.“

„Nun, ich will beten, daß ſie ſich beſſere und nach deinem Willen thue! — Hochwillkommen, ehrwürdiger Herr Bruder von Cahors, ihr, tapfrer Herr Agnebert von Saintes und ihr, Herr Berachar von Le Mans. Jedoch ihr, Herr Truchtigiſel von Embrun, übertreibt mir nicht die Askeſe! Auch das iſt Eitelkeit und daher Sünde.“

„Hört einmal,“ rief der ſo Vermahnte, — ſein ganz Geſicht ward jetzt ſo roth wie ſonſt nur ſeine Naſe, und unwillig ſchlug er auf ſein rundlich Bäuchlein, — „hört, ſehr junger Herr Bruder von Autun, mein Bischen Rhonewein und fettes Faſten ſind noch lange nicht die dem lieben Gott verhaßteſten Sünden ſeiner Prieſter. Ich bin noch aus der guten alten Zeit, da uns — wie meinen Ahnherrn Truchtigiſel — den mit dem Speer! — von Soiſſons die Sünden dick machten: eure Laſter machen euch mager und hager und gelb und fahl, wie Figura zeigt.“

„Deine verfluchte Spitzzunge!“ flüsterte der Ohm dem Neffen in's Ohr. Mußt du uns den guten Schwachkopf verärgern? Solche dicke Genossen machen die Laien vertrauſam. Verſcheuch' ihn nicht.“ —

„Leodegar zuckte die Achſeln: „Aber Dummheit hält auf. — Doch wo bleibt Er? — Er: — unſer ſchwarzer Reiter? Ah, da naht er! Hochwillkommen, Graf von Toulouſe.“

Ein echter Sohn des Südens, kohlſchwarz an Haar- und Augenfarbe, tief gebräunt Stirn und Wangen, reich gekleidet und gerüſtet, eilte über die Schwelle und verneigte ſich leicht vor den Biſchöfen.

„Valerius, geliebter Freund!“ Leodegar umarmte ihn, um ihm fragend in's Ohr flüſtern zu können.

„Er ſträubte ſich lange,“ entgegnete der Römer, „aber deine Dispenſation überwand zuletzt ſein Gewiſſen.“

„Triumph! Doch zeige dich nicht zu früh. Erſt

wenn ich den Finger hebe, — hier dieſen! — ſcheinbar den Biſchofring feſter anzudrücken. Dann aber gleich! — Ihr Freunde, einen kleinen Imbiß, bevor wir das Schlachtfeld, wollte ſagen: den Reichstag, betreten.“

VIII.

Der Reichstag oder der große Hoftag ward, falls er in Paris zusammentrat, in dem geräumigen Sal abgehalten, der aus dem Atrium des alten Cäsarenpalastes war geschaffen worden.

In diesen Sal strömten denn nun auch heute auf allen Straßen von Paris — ausgenommen von Norden her — die Bischöfe und die weltlichen Senioren zusammen, die den Hoftag besuchten, was ja an sich jedem freien, unbescholtenen Manne zustand: aber die kleinen Leute waren, sofern sie nicht eine besondere Bitte, eine Rechtssache oder Beschwerde herzwang, schon lange fern geblieben: aus den Gründen, die der Hausmeier der Regentin richtig angegeben hatte.

Nur vom Norden her, wo in der Ferne die Seine den Palaſtraum umſäumte, führten keine Straßen: hier erſtreckte ſich vielmehr ein ſehr weites, von Mauern umhegtes, durch geſchloſſene Thore vom Fluß abgeſperrtes Blachfeld, auf dem die Reiterei des Palaſtes ihre Reit- und Kampf-Übungen zu halten pflegte.

Mit Erſtaunen vermißten die vom Innern des Palaſtes her den gewöhnlichen Verſammlungsſal Betretenden hier den üblichen Schmuck, ferner die Bankreihen, zumal den Thron des Königs oder der Regentin.

Auf ihre Fragen hatten die Palaſtdiener keine Antwort; nur ein beſoldeter Späher Leodegars verwies dieſe raſch und verſtohlen auf drei große Thore, die auf jenen Waffenplatz führten: ſie waren feſt von außen verſchloſſen.

Es war in der Mitte des Märzmonds: mit Wohlbedacht hatte der Hausmeier die Zeit gewählt, da früher ganz regelmäßig das „Märzfeld“, die Heer-

ſchau über das Volksheer, war gehalten worden: er wollte die Erinnerung an die ſtolzen Rechte wecken, die damals noch die trutzigen Freien hiebei geübt hatten.

Es war ein ſchöner, ſonniger Frühlingstag: die Finken ſchlugen in den Bäumen des anſtoßenden Palaſtgartens und von draußen, vor den Thoren der Stadt, her hörte man das Jubeln der Lerchen in den blauen Lüften.

Während ſich die harrenden Geiſtlichen und Weltgroßen — auf die ſechſte Stunde des Tages waren ſie geladen — ihre Fragen und Bemerkungen mittheilten, führte Ebroin in voller Waffenrüſtung die Regentin von deren Gemächern her dem Sale zu; ihre Frauen folgten

„O Sohn, was haſt du gewagt — gethan!“ flüſterte ihm die Mutter zu.

„Herr Majordomus, ſie zürnte ſchwer, bis ich ....“ klagte Gunthildis.

„Das Nothwendige that ich,“ erwiderte Ebroin laut, ſo daß auch die Königin es hören mußte.

„Bitte sie um Verzeihung,“ mahnte die Äbtissin leise.

„Nein, Frau Königin,“ entgegnete er, dieser voll in die Augen schauend, „denn ich habe nur meine Pflicht gethan. Und ich verlange von dir, daß du mir das glaubest. Ja oder nein?“

Er blieb stehen und zog das weiße Stäblein ein wenig aus dem Wehrgurt hervor: „Bei deinem Nein wende ich um, auf dem Fleck, und überlasse dir Reichstag, Reich und — Verantwortung.“

Da schlug sie die Augen auf, die ihm heute noch keinen Blick gegönnt hatten, richtete sie fest auf ihn und sprach: „Ja, Majordomus, ich vertraue dir.“

„Dank! — Wisse, du wirst den Verhaßten nicht sehen. Ich hab' ihn verschickt. Fern, an den Rhein.“

Hoch aufathmend schritt Balthildis rascher vor.

Als sie vor der Thüre standen, die aus dem Inneren in den gewöhnlichen Versammlungssal führte, machte der Majordomus Halt.

„Der Graf Amalgar von Orléans! Er steht rechts?“

„Ja.“

„Der Graf Willibad von Bourges! Er ſteht links?“

„Ja.“

Beide traten vor.

„Was habt ihr beide mir zu ſagen?“

Da ſprachen die beiden wie aus Einem Munde: „Bereit ſteht Alles, meldet Vannings Treue.“

„Das Loſungswort! — Nun, Muth, Frau Königin. Getroſt! Gott wird dir zur rechten Zeit mehr als tauſend Helfer ſchicken!“

„Ich weiß,“ erwiderte ſie mit einem frommen Blick nach oben.

„Nein,“ lachte er übermüthig, das ſchöne Antlitz hell von Siegesſtolz verklärt, „nein, nicht aus den Wolken. Aus deinem treuen Frankenvolk! Iſt mir lieber. Und ich werde ſie dir rufen! Auf mit der Thüre!“

Die beiden Flügel flogen auf und die Regentin, zur Rechten Ebroins, ſtand auf der Baluſtrade, zu

welcher die marmorne Freitreppe empor führte: mit leichtem Neigen des Hauptes dankte ſie der ehrfürchtigen Begrüßung der etwa hundert verſammelten Männer: die ſtets noch ſtrahlend ſchöne, nur allmälig immer ſchattenhafter verklärte Frau fühlte, daß gar mancher dieſer huldigenden Blicke eben ihrer Weibesſchöne galt und, anſtatt zu ſprechen, ſchlug ſie ihren Nonnenſchleier vor das Antlitz.

Da hob, ihrer Verwirrung zu Hilfe eilend, der Majordomus an:

„Ehrwürdige Biſchöfe, tapfere Seniores dieſes Reiches! Wichtige Beſchlüſſe, — wichtigere als je zuvor ſeit Frau Brunichildens Untergang! — habt ihr heute zu faſſen. So will es eure Herrin, die Regentin. Und weil dem ſo iſt, ſoll heute nicht die geringe Zahl der zufällig hier Erſchienenen entſcheiden, wie das freilich ſeit geraumer Zeit ſo eingeriſſen war. Aber hundert Jahre Unrecht iſt keine Stunde Recht und unverjährbar iſt des Frankenvolkes Freiheit. In dieſer alten Königspfalz iſt ſchon lange zuviel dumpfe

Luft und Weihrauchqualm! Auf mit den Thoren! Laßt Luft, frische Luft herein! Und Licht! Und Sonnenschein! Laßt ein die Freiheit und das Volk der Franken!"

Und er schwang den kleinen Elfenbeinstab: da schmetterte hinter ihm eine Trompete hell den neustrischen Heeresgruß: zehn andre antworteten von jenseit der geschlossenen Hofthore — wie Frag' und Antwort hatte das geklungen: auf wurden weit — nach außen hin — die drei breiten Thore zugleich gerissen und mit brausenden Heilrufen, die Waffen auf die Schilde schlagend, strömten herein etwa zweitausend fränkische Heerleute, keine Reiter unter ihnen, alle wehrhaft, aber keiner glänzend, alle nur einfach gerüstet.

„Gegrüßt, du tapfre Schar der freien Franken," rief Ebroin, die Linke der Regentin fassend und mit ihr ganz vor auf die Balustrade tretend. „In eurer Königin Namen heiße ich euch willkommen. — — Bitte, entschleire dich! Rasch! Nun sprich! Nur Ein Wort!" hauchte er.

„Im Namen Gottes und der Heiligen," sprach sie mit fester Stimme, „seid willkommen. Gedenkt, daß Gott auf euch herniederschaut: darum schützt das Recht, meidet die Gewalt und, wo ihr es auch antrefft, straft schonungslos das Unrecht."

Da begrüßten brausende Huldigungsrufe das wunderschöne Weib, das viele dieser schlichten Landleute zum ersten Mal im Leben erschauten.

„Das fängt ja hübsch an," schalt Dedo. „Der Volkstribun hat sich gesagt: ‚Flectere si nequeo superos, Acheronta movebo', ‚giebt mir der Adel nicht nach, so empör' ich in Aufruhr den Pöbel'."

„Das ist ja ein Bauerntanz, kein Reichstag," murrte Hektor.

„Es ist zu Ende," zagte Gairin.

„Nein, Bruder, jetzt beginnt es erst, das Spiel: Schach Königin und Thurm zugleich! — Lauf, Diaconus, jetzt bringe .... Ihn."

Während dessen hatten die Königin, Ebroin und die Frauen den Sal durchschritten und das mittelste

der drei Hofthore erreicht, dicht vor welchem der alte Purpurthron der Merovingen auf mehreren Stufen aufgeschlagen war. Vanning stand davor mit gezücktem Schwerte, das er nun vor Balthildis senkte. Sie nahm Platz, das Antlitz nach Süden, dem Sale zugewandt, auf den oberen Stufen daneben ihre Frauen, Ebroin und Vanning zu beiden Ecken der untersten Stufe.

Sie nickte dem begeistert zu ihr aufschauenden Majordomus zu. „Das ist die schönste Stunde, der größte Tag meines Lebens!“ dachte er in freudigem Stolz, die gepanzerte Faust auf das hoch pochende Herz drückend. Und er begann mit lauter, allhin vernehmlicher Stimme, die ihm bis zu Ende nicht versagte und von Siegesbewußtsein getragen schien:

„Ihr Alle wißt, ihr Franken, vornehm wie gering, daß dieses stolze Reich geschaffen ward von starken Königen, von jenem ersten Chlodovech an. Aber nicht diese wenigen Männer genügten, die Römer und alle andern Nachbarn zu bezwingen: jene Feldherrn be-

durften eines Heeres. Das Heer, — es war das Volk der Franken. Das ganze Volk, nicht die Vornehmen, deren es damals noch nicht viele gab. Und die Biſchöfe vollends: — gar manchen ſeh ich dort vom Schwert umgürtet —"

„Wie gern ſtieß ich dir's in den Schlund!" grollte, ſich feſt darauf ſtützend, Agnebert, Biſchof von Saintes.

Er war bis vor kurzem Oberjägermeiſter geweſen und hatte das Bisthum um ſeiner ſchönen Jagden willen um ſchweres Geld durch Dedo erkauft.

„Ihnen waren und ſind ja die Waffen verboten. Das Volk der Franken aber waren — und ſind — die kleinen Männer, die von wenig Hufen, von geringer Habe, aber von großem Muth und ſtarker Kraft. Dies kleine Volk hat ſchwer gelitten in den letzten Zeiten: — das wiſſen Alle! — Oder ſagt — ſagt ihr ſelbſt — berichtet mich, wenn ich irre. Habt ihr nicht ſchwer gelitten?"

„Ja! Ja! Ja! Untragbar ſchwer," brüllten da die Tauſende. Und manche hoben drohend die Waffen

gegen die Großen, die ihnen gegenüber auf den Stufen des Palaſtes ſtanden.

Manche von dieſen erblaßten, andre griffen an's Schwert.

„Wenn er ſie jetzt — in dieſem Augenblick — auf uns hetzt, ſind wir verloren!“ ſprach Dedo, übrigens ganz ruhig.

„Sechs ſolcher Hunde ſtech' ich aber dabei todt!“ knurrte Hektor.

„Ich thät's,“ ſprach Leodegar. „Er thut's nicht.“

„Warum nicht?“

„Wegen des Weibes: aus Schonung für ſie. Gieb Acht, du wirſt es ſehen!“

„Und wir wiſſen auch,“ ſchrie eine rauhe Stimme, all' die andern übertönend, „da oben ſtehen ſie, die uns zertreten: die Biſchöfe ....“

„Nein, die Seniores,“ riefen Andre. „Das ſind die Ärgſten. Jetzt haben wir ſie: — jetzt ſchlagt ſie todt! Rache!“

Aber da ſchmetterten auf ein Winken Ebroins

alle Trompeten draußen und drinnen zuſammen: die tobenden Stimmen verſtummten.

„Nichts von Rache!“ ſprach der Majordomus. „Recht! Nur Recht wollen wir hier ſchaffen: altes gutes Recht wieder aufwecken vom Schlafe, neues gutes Recht daneben ſtellen, ſo altes Unrecht tilgen, neues verhüten. Wollt ihr das, ihr Männer?“

„Ja wir wollen's! Heil Ebroin!“

„So hört denn, was eure Königin und ich euch vorſchlagen. Ich trage euch Alles auf einmal vor: — ihr ſollt dann ja oder nein ſagen zu dem Ganzen.“

„Das iſt eine Thorheit,“ ſprach Dedo aufathmend. „Dieſe Verzögerung . . .“

„Kann ihm den Sieg koſten, den er ſchon in der Fauſt hatte,“ ſtimmte Leodegar bei.

„Zum Erſten: der Graf darf nie mehr aus dem Gau ſtammen, den er als Grafſchaft erhalten ſoll. Sonſt iſt er dort mächtiger als der König.

„Nein, nein! Das ſoll er nicht! Das iſt gut!“

„Der Elende! Alle müßten wir da weichen!“ knirſchte Hektor.

„Zum Zweiten: kein Senior darf aus der Provinz den Hof des Königs beſuchen, ohne Verſtattung des Majordomus.“

„Warum? Das iſt doch hart!“ ſchollen einzelne Stimmen.

„Er will uns ganz mundtodt machen!“ ſchalt Gairin.

„Wer von ſeinem König nicht gekannt wird, der iſt todt, ſchreibt Caſſiodor,“ citirte Dedo.

„Hört ihr's, der Beifall wird ſchon ſchwächer?“ frohlockte Leodegar. „Den Werth dieſes Verbots verſtehen die Provinzleute nicht.“

„Zum Dritten: zahlloſe Landſchenkungen an die Kirchen ſind gefälſcht ....“

„Lauf, Oſtiarius,“ befahl Leodegar leiſe, „jetzt lauf, was du kannſt. Schleppe mit zwei Gehilfen die große Urkundenvaſe herbei aus meinem Schreib-

alle Trompeten draußen und drinnen zusammen: die tobenden Stimmen verstummten.

„Nichts von Rache!“ sprach der Majordomus. „Recht! Nur Recht wollen wir hier schaffen: altes gutes Recht wieder aufwecken vom Schlafe, neues gutes Recht daneben stellen, so altes Unrecht tilgen, neues verhüten. Wollt ihr das, ihr Männer?“

„Ja wir wollen's! Heil Ebroin!“

„So hört denn, was eure Königin und ich euch vorschlagen. Ich trage euch Alles auf einmal vor: — ihr sollt dann ja oder nein sagen zu dem Ganzen.“

„Das ist eine Thorheit,“ sprach Dedo aufathmend. „Diese Verzögerung . . .“

„Kann ihm den Sieg kosten, den er schon in der Faust hatte,“ stimmte Leodegar bei.

„Zum Ersten: der Graf darf nie mehr aus dem Gau stammen, den er als Grafschaft erhalten soll. Sonst ist er dort mächtiger als der König.

„Nein, nein! Das soll er nicht! Das ist gut!“

„Der Elende! Alle müßten wir da weichen!“ knirſchte Hektor.

„Zum Zweiten: kein Senior darf aus der Provinz den Hof des Königs beſuchen, ohne Verſtattung des Majordomus.“

„Warum? Das iſt doch hart!“ ſchollen einzelne Stimmen.

„Er will uns ganz mundtodt machen!“ ſchalt Gairin.

„Wer von ſeinem König nicht gekannt wird, der iſt todt, ſchreibt Caſſiodor,“ citirte Dedo.

„Hört ihr's, der Beifall wird ſchon ſchwächer?“ frohlockte Leodegar. „Den Werth dieſes Verbots verſtehen die Provinzleute nicht.“

„Zum Dritten: zahlloſe Landſchenkungen an die Kirchen ſind gefälſcht . . . .“

„Lauf, Oſtiarius,“ befahl Leodegar leiſe, „jetzt lauf, was du kannſt. Schleppe mit zwei Gehilfen die große Urkundenvaſe herbei aus meinem Schreib-

gemach, die neben dem Fenſter. Lauf! Es gilt die heil'ge Kirche!"

Der ſtob davon!

„In jeder Grafſchaft werden die Sendboten der Königin — zwei Laien und ein Prieſter — die Ächtheit dieſer Urkunden prüfen: werden ſie als falſch erfunden, wird das Gut zurück gegeben. Gefällt euch das, ihr Hufner ſchmaler Hufen?"

Ein donnerndes Ja war die Antwort.

„Natürlich! Das taugt den Wölfen, die Lämmer zerfleiſchen," zürnte Dodo.

Aber Berachar, der Biſchof von Le Mans, erbleichte: „Mein Vorgänger war, fürcht' ich, allzu .... ſchreibgewandt. Was werden wir Alles hergeben müſſen!"

„Weiter: Freie, die aus Noth ſich ſelbſt und ihre Scholle in das Eigenthum eines Mächtigen verkauft haben — alſo Schuldknechte vor Allen!" — fügte er bei mit raſchem Blick nach rückwärts zu Balthildis hinauf, „ſollen wieder frei und ihres Gütleins

Eigner ſein und nichtig ſolche Gott verhaßte Geſchäfte.“

Brauſender Jubel ſtimmte zu: aber ihn beglückte viel inniger Ein Blick aus den ſanften blauen Augen.

„Nicht übel,“ brummte der hagere Biſchof Deſiderius von Cahors. „Was ſie aber als Gegenleiſtung von uns in ihren Freßwanſt geſchlagen haben, das wollen ſie nicht wieder her geben.“

„Herr Bruder,“ entgegnete der gutmüthige Truchſeſſ von Embrun, „thät's auch nicht, an ihrer Stelle! Gott ſegne es ihnen! Gönn' ihnen doch, was ſie längſt verdaut! Leben und leben laſſen!“

„Und endlich,“ hob Ebroin nochmal mit lauterer Stimme an: „das Größte . . .“

„Noch mehr?“ forſchte Dodo.

„Für das Volk kann er doch mehr nicht fordern,“ meinte der Neffe. „Und wenn für die Krone . . .“

„Dann iſt's ein Fehler: — eine Abſchwächung des Endes!“

„Unverantwortlich viel Kronland haben seit zwei Jahrhunderten die Könige an die Kirche gespendet: das Reich verarmt: wohlan, ein Drittel alles ehemaligen Kronlands sollen die Bischöfe und Äbte der Krone zurückgeben.“

Da schrieen aber die hundert Geistlichen so laut wie vorher kaum die zweitausend Wehrmänner; oder wenn nicht so laut, doch viel greller und grimmiger: „Raub! Raub! Das ist der reine Kirchenraub! Weh! Sacrilegium!“

In den Reihen der Gemeinen blieb es ziemlich still: ja mancher sprach zum Nachbar: „Warum das?“

„Mir ist ganz wohl unter Sanct Martin von Tours.“

„Und mir unter Sanct Denis.“

„Wohler als mir wäre unter dem harten Domesticus des Herrn Königs.“

Eine peinliche Stille entstand: die Begeisterung hatte den Gipfel überschritten, sie sank rasch. Schnell

benutzte das Leodegar: er winkte, machte sein frömmstes Gesicht und sprach: „Ist es auch einem demuthvollen Priester des Herrn verstattet, zu sprechen? Oder redet hier nur der Herr Majordomus?“.

„Sprich du nur, Herr Bischof,“ rief da ein frommer Burgunde aus Autun dicht unter ihm an den Stufen. „Ich kenne dich: — wir Alle von Autun kennen dich: — du hast viel Geld unter die Leute gebracht.“

Unterdessen hatte Leodegar besorgt hinter sich gesehen.

„Ist er endlich da?“ flüsterte er.

„Ja wohl! Wie du befahlst. Da hinten: — hinter den Diakonen geborgen,“ antwortete Dedo.

„So möchte ich — mit gnädiger Verstattung also des strengen Herrn Majordomus! — fragen, bevor wir abstimmen, ob die hohe Frau Balthildis, die wir Alle gleich einer Heiligen verehren . . .“ — demüthig senkte er das Haupt. —

Ein beifällig Gemurmel ging durch die Wehr-

männer: „Seht,“ ſprachen die Burgunden zu ihren nächſt Stehenden, „unſer Herr! Der iſt gar demuthvoll. Ja, ſo ſollten Alle ſein!“

„. . . Mit all' dieſen Vorſchlägen einverſtanden iſt. Das wäre ja von höchſtem Werth für uns.“

„Ich hab's ja ſchon geſagt,“ rief Ebroin ziemlich ungeduldig. „Haſt's nicht verſtanden, kluger Biſchof von Autun?“

„Er ſollte nicht ſo grob ſein mit unſerm Herrn!“ meinten ein par Leute aus dieſer Stadt.

„So bitte ich dich, Frau Königin, ſprich du,“ ſchloß der Hausmeier.

„Mit Allem einverſtanden,“ kam es recht zaglich aus dem kleinen Mund. Denn der letzte Antrag war ihr gar nicht lieb geweſen!

„Und zwar,“ fuhr der Biſchof ſanft fort, „ſprichſt du ſo, heilige Frau, als Religioſa, die wir Alle hoch preiſen, oder als Regentin?“

„Als Regentin, wie ſich verſteht!“ antwortete an ihrer Statt barſch der Majordomus.

„Verzeih, geſtrenger Herr. Das iſt wohl ein kleiner Gedächtnißfehler. Denn — hört es, ihr freien Franken all'! — die heilige Frau, die hier vor euch ſteht, iſt die jüngſte Nonne des Kloſters zu Chelles: ſie hat geſtern die Regentſchaft niedergelegt. Und ſeither herrſcht im Reiche Neuſter und Burgund nicht mehr ſie, ſondern ihr Sohn, Herr Childerich. Tritt vor, Herr König!"

Und er griff zurück und faßte an der Schulter und ſchob vor ſich hin einen ſchmächtigen Jüngling, der mit den vorgebeugten Schultern unter der Laſt eines ihm in Eile umgeworfenen Purpurteppichs — an des Königsmantels ſtatt — zuſammen zu knicken drohte. Ein lauter Ruf des Staunens flog durch die Verſammlung: aber bei den Allermeiſten, die den Schwächling zum erſten Mal erſahn, war es kein freudig Staunen: bald hob ſich ein Murren: die Blicke der Heermänner flogen vergleichend hin und her zwiſchen dem fahlen Knirps und der ſchönen Frau und der Erzgeſtalt des Majordomus. Der,

einen Augenblick überraſcht, erſah ſeinen Vortheil ſchnell.

„Jetzt, Frau Königin,“ rief er ihr zu, „jetzt wahre dein Mutterrecht und meine Ehre!“

Hoheitvoll erhob ſich die edle Geſtalt vom Throne: alles verſtummte, lautlos lauſchten die Tauſende, wie ſie mit ſtarker, ja mit zorniger Stimme ſprach: „Wer immer dieſen bethörten Knaben — gegen der Mutter Willen! — aus ſeinem umgitterten Gemach hieher entführt hat: — er iſt im Irrthum. Trägt das Kind die Waffen ſeines Volks? Wer hat es für wehrfähig erklärt? Noch niemand. Hieher, zu deiner Mutter Füßen, du ungerathner Sohn! Ihr aber wißt: wohl wollte ich geſtern weichen aus dem Streit des Hofes: aber dieſer Mann, der treuſte Held im Reich, hat mich die Pflicht gelehrt, noch auszuharren. Schaut hier her, ihr freien Franken, hier ſteht eure Herrſcherin!“

Damit griff ſie mit der Rechten an den Thron zurück, erhob den langen goldnen Königsſtab und

ſchwang den hoch in die Luft, daß er im Frühlingslichte weithin ſtrahlte.

„Heil Balthildis, der Regentin!“

„Heil Ebroin!“

„Willſt du wohl gut thun, Büblein?“

„Herunter mit dir!“

„Bitte die Mutter um Verzeihung!“

„Willſt du wohl?“

So ſcholl's durcheinander. Und ſo drohend drang der Ruf in des Knaben Ohr, ſo dicht, ſo nahe, daß er erſchrak und, nach einem hilfeſuchenden Blick auf Leodegar, den der nicht zu ſehen vorgab, mit ſchlaffen Knieen die Stufen herab ſchlich, über den Sal hinglitt und endlich den Thron der Mutter hinan ſtolperte, wo er zu deren Füßen nieder kniete und ihre Hand küßte.

Laut jubelten die Heerleute!

„Das Spiel iſt aus!“ ſprach Dedo zu dem Neffen. „Der König hat verſagt.“

„Ja, aber jetzt kommt der Biſchof dran," erwiderte der. „Wo iſt die Vaſe?"

„Hier," erwiderten die Oſtiarii, die ſoeben keuchend das hohe, ſchwere Erzgefäß hinter ihm nieder geſtellt hatten.

„Ihr freien Franken," begann Leodegar auf's Neue, „wechſelnd iſt der Weiber Wille: — ich konnte nicht ahnen, daß die fromme Frau, die geſtern ſchon einen Fuß in das Kloſter geſetzt hatte, . . ."

„Alſo Horcher auch an jener Thür," flüſterte Vanning grimmig dem Freunde zu.

„Ihn heute wieder in die ſündige Welt zurück zieht. Wiefern das gültig iſt, wird ein Concil zu unterſuchen haben."

„Ungültig iſt's," riefen mehrere der Biſchöfe, ermuthigt durch den kühnen Sprecher.

„Ich, ein Prieſter des Herrn, will zu euch nicht als Kriegern ſprechen, nur als Chriſten. Ob die vielen andern Vorſchläge dem Reich der Franken frommen oder nicht, — das mögen Weltlinge ent-

ſcheiden. Ich beeile mich, raſch beizufügen: Alles iſt wahr, was der geſtrenge Herr Majordomus von der Bedrückung der kleinen Freien, geklagt hat."

Da ging ein Beifallgemurmel durch die Reihen auch bisher ihm weniger willig Lauſchender.

Gewandt fuhr er fort: „Nicht nur durch manche Seniores, — leider, leider! auch wohl" — er faltete die Hände und blickte gen Himmel — „durch ein par Genoſſen im geiſtlichen Amt" . . . —

„Nicht du!" riefen die ihm ergebenen Burgunden, die ſich allmälig dichter um ihn drängten. „Du haſt die Spendehand!" „Du thuſt den Armen wohl. . ."

„Na, und Gott vergilt's ihm heute," ſchmunzelte ſein Ohm Hektor zu. ‚Gratis poenitet esse probum', meint der welterfahrne Naſo, ‚umſonſt mag kein Menſch brav ſein'."

„Daher will ich auch kein Wort ſagen gegen alle Vorſchläge des gewaltigen Mannes. Nur warnen, warnen, warnen muß ich euch — als Hirt eurer Seelen! — daß ihr die nicht um Einer Sache willen

unrettbar und auf ewig ſtoßet in das Feuer der Hölle."

Dabei reckte ſich die hagre Geſtalt plötzlich zu ihrer vollen Höhe, die dunkeln und doch ſo feurigen Augen ſchoſſen Blitze: hoch hob er mit ſeiner einzigen Hand den ſchwarzen Mantel über dem Haupt empor: — ein Murmeln des Grauens ging durch die Menge: viele bekreuzten, zurück tretend, Stirn und Bruſt.

„Ja, in die Hölle ſtoßt ihr eure Seelen, raubt ihr den Kirchen, was fromme Könige ihnen geſchenkt! Schaut her: dieſer eherne Keſſel birgt ungezählte ſolcher Schenkungsurkunden. Wißt ihr, mit welchem Fluch jede, — jede! — den Kirchenräuber, der die Gabe antaſtet, bedroht? Seht her — ich greife heraus — auf's Ungefähr: ihr, Amtsgenoſſen, thut das Gleiche."

Und ohne hinzuſchauen faßte er raſch zu, hob eine der Pergamentrollen hervor, entfaltete ſie und las: „König Dagobert, — dieſes Knaben Großvater —, ſchenkt die Villa und den Wald von Toury im Gau

von Orléans dem Kloſter Saint-Denis, wo er begraben ſein wollte und begraben liegt, und die Urkunde ſchließt: ‚Wer aber aus irgend einem Grund oder Vorwand oder Schein des Rechts oder des Nutzens für den Stat auch nur ein Bäumlein dieſes Waldes dem Heiligen entzieht, deſſen Seele und Aller Seelen, die ihm zuſtimmen oder doch nicht in den Arm fallen, ſollen verflucht ſein auf ewig und immerdar und ſollen brennen in der ſiebenten Hölle zuſammen mit der Seele Judas Iſchariots, des Verräthers des Herrn.“

Da ging ein Aufſchrei des Schreckens, ein Stöhnen des Grauens durch die Menge.

Und bevor es verſtummt war, begann Dedo aus einer zweiten aufgerafften Urkunde mit dröhnender Stimme zu leſen: „Und wer dieſe Schenkung König Chlothachars, des erſten dieſes Namens, an das Kloſter Glanfeuil anficht oder verletzt, den ſoll vor Allem ächten und bannen, wer dann des Frankenreiches Scepter führen wird . . .“

Da ſeufzte Frau Balthildis laut.

„Chriſtus aber ſoll für ihn nicht geſtorben ſein, der Fluch von Dathan und Abiram ſoll ihn ſchlagen und der Ausſatz ſoll ihn treffen ins Gebein wie Naëman den Syrer, ihn und ſein ganzes Geſchlecht bis zum ſiebenten Grad . . .“

„Grauenvoll!“

„Nein!

„Nein!

„Das ſoll nicht ſein!“

„Vergieb den bloßen Gedanken daran, o Gott!“ rief da die Menge zerknirſcht und erſchüttert.

Und Biſchof Berachar von Le Mans las bei Grabesſtille: „Wenn jemand die fromme Gabe des Herrn Königs Childibert an das Kloſter Sanct Martins zu Tours verletzt, auch nur mit einem Worte ſie beſtreitet, dann ſoll die Erde ſich klaffend aufthun und ihr feuriger Schlund wie die Rotte Korah ihn und ſeine Helfer und Alle, die ihm nicht

wehren, verſchlingen bis in den unterſten Pfuhl der Hölle zu ewiger Verdammniß.“

Abermaliges Entſetzen!

Die Reihen der Heermänner, zunächſt Ebroin und dem Throne, wichen ſcheu, mit lärmenden Waffen, weit von ihm hinweg.

„Gieb dies Eine auf und rette das Andre, ſonſt iſt Alles verloren,“ flüſterte ihm Vanning zu.

Aber der eherne Ebroin ſchien auf einmal noch eherner geworden: er drückte die Rechte ſo feſt auf den harten Hirſchhorngriff des väterlichen Schwertes, daß ihn die Finger grimmig ſchmerzten: „Nein,“ knirſchte er, „nicht zurück! Keinen Schritt! Alles oder nichts! Sie ſollen! Sie müſſen!“

„Du raſeſt.“

„Mag ſein. Aber ich ſiege.“

Abermals begann Leodegar: „Geliebte Brüder. Höret mich . . .“

„Nein,“ ſchrie Ebroin außer ſich. „Hört ihn nicht!“ Und er hob den Stab.

„Blaſt, Hörner und Trompeten, den Heerruf der Franken!“

Aber Alles blieb ſtill!

Auch die Hornbläſer hatten ſich aus ſeiner der Hölle verfallenen Nähe gedrückt: ſie ſahen nicht mehr auf ihn oder wollten nicht ſehen noch hören!

Triumphirend bemerkte es Leodegar, und lauter fuhr er fort: „Hört ihr's? Die freveln Klänge ſchweigen, die den Klageruf der Kirche erſticken ſollten. So hat denn der Herr mein Hoffen gerechtfertigt und mein Gebet erhört: noch iſt in den Seelen ſeines frommen Volkes — des zweiten Volkes, das er ſich vor Allen auserwählt hat! — nicht erloſchen die Furcht vor ſeinen Geboten, die Scheu, die Rechte der heiligen Kirche zu verletzten: noch kann die Gier nach irdiſchem Gut, der Vortheil des States, dieſes vergänglichen Übels, das, durch die Sünde und den Teufel entſtanden, zugleich mit dem Teufel untergehen wird am jüngſten Tage, nicht in euren Gewiſſen zurückdrängen die Furcht vor der gerechten Strafe, die dem Kirchen-

räuber gedroht iſt in heiligen Schriften und frommen Pergamenten. Wohl euch, ihr Frommen, daß ihr die Verſuchung ſieghaft überwunden habt! Wie aber, wäret ihr erlegen, wie geartet wäre der Mann geweſen, deſſen Führung ihr gefolgt wäret zu kurzem Beſitz und zu ewiger Pein? Kennſt du denn wirklich dieſen Mann, bethörtes, glanzgeblendet Volk der Franken?“

Bei den letzten Worten trat er hart an die Brüſtung der Treppe vor dem Palaſt, auf der er geſprochen, bis ganz vor: und über die Helme und Speere hin ließ er ſo feindlich drohende Blicke auf Ebroin fliegen, daß dieſer ſelbſt ſtutzte, die Frauen hinter ihm erſchrocken geſpannt ſich vorbeugten und Vanning ihm zurief: „Was jetzt? Was hat er nun noch ausgeheckt?“

„Gewiß,“ fuhr der langjährige Seelenbeobachter und Seelenleiter fort, geübt, ſeine Rede der etwa wechſelnden Stimmung ſeiner Hörer augenblicklich an zu paſſen, „gewiß der Herr Majordomus, — ſtammt

er auch nicht, wie ſonſt eure Führer pflegten, von edeln Ahnen — iſt ein tapfrer Mann! — Sein Schwert iſt raſch: — nur allzu raſch manchmal! — ſein Entſchluß iſt kühn: — nur allzu ſchrankenlos kühn zuweilen! — und gewiß will er das Wohl dieſes Reichs — ſo wie er dies Wohl — weltlich genug! — verſteht. Aber neben dieſen Tugenden — heidniſchen: die heidniſche Tugend aber iſt nur ein glänzend Laſter, lehrt ein heiliger Lehrer — ſchlummern die Triebe ruchloſen Verbrechens."

Entrüſtet hob da die Königin das ſchöne Haupt und ihre Schweſter blickte gar zornig aus den blauen Augen.

Auch durch manche Haufen der Heermänner ging ein mißbilligend Grollen.

Sofort erkannte der Redner die Gefahr noch längerer, verzögernder Vorbereitung ſeines Angriffs: er ging daher gleich zur Entſcheidung vor: „Ihr zweifelt, wackre Männer? Es macht euch Ehre, daß ihr an eurem Führer ſtätig haltet. Aber der Zweifel iſt

ausgeſchloſſen: ich mach' es kurz, wie ihr es liebt: wie Speeresſtoß und Schwertesſchlag: dieſer Ebroin dort, der höchſte Mann in eurem Reich in Krieg und Frieden, der dort am Thron einer Heiligen in deren Glanz ſich ſonnt: — er iſt ein Räuber, ein Todtſchläger, ein Mörder!"

Da erbrauſte, plötzlich entfeſſelt, ungeheurer Aufruhr: ein Speer flog aus der Mitte der Schar gegen den kühnen Ankläger: Hektor ſah's und fing ihn mit der Rechten, aber andre Heerleute ſtürmten mit geballten Fäuſten, mit gezückten Waffen gegen die Stufen hin, auf deren oberſter der Ankläger ſtand, furchtlos, dem drohenden Tode trotzend, die ſcharfen Züge jetzt von edlem Muth verklärt.

„Schützt den Bruder!" rief Gairin, den Speer fällend. „Hieher, Hektor, Pfalzgraf Aigulf, Graf Fortunatus, Biſchof Agnebert! Fällt die Speere, reiht die Schilde dicht. Ihr Edeln, ſchützt den Edeling, den Biſchof!"

Und ſo geſchah's.

Der Haufe, der gegen die Stufen empor drang, ſtieß auf eine eherne Kette, die man nur unter vielem Blutvergießen durchdringen konnte: die Führerloſen ſtockten, ſtauten ſich: — ſchon fluthete die Welle zurück, die Stufen hinab.

Die Königin war von ihrem Thron aufgeſprungen: ſie beugte ſich vor: „Sprich, mein Freund! Zertritt dieſe Lügen.“

Jedoch ſie ſah mit Entſetzen in ein regungslos verſteinertes Geſicht, in ſtarre, weit geöffnete Augen: „Äbtiſſin,“ rief ſie, erſchrocken ſich wendend, „was iſt deinem Sohn?“

Aber Frau Leutrud lag regungslos in Gunthildens Armen.

„Vanning,“ — fragte endlich der Beſchuldigte. „Wem . . .?“ Er ergriff einen Speer, der am Throne lehnte, und hielt ſich daran aufrecht.

„Nur jenem Prieſter.“

„Unſeliger!“ Und Alles . . . Alles?“

„Nicht . . . lang nicht Alles!“

„Seht ihr's?“ fuhr der Ankläger in vollem Siegesgefühle fort, „seht ihr ihn wanken, jenen ehernen Mann? Das ist die Macht der Wahrheit, das ist das unwiderstehliche Gewissen! Wäre er unschuldig, wahrlich, — ihr kennt seinen raschen Zorn! — schon hätte mich, den Verläumder, in nie fehlendem Wurf die Lanze durchsaust, an der nun der Bebende sich mühsam hält. ‚Beweise!‘ rufen da drei wackre Männer. Gewiß! Wer solche Klage beweislos brächte, wäre ehrlos auf immerdar. Aber — vor der Beweisführung — nur noch Ein Wort. Mancher tüchtige, schlichte Mann denkt jetzt in seinem Sinn: ‚wie soll das, wie solcher Widerspruch möglich sein? Der Hausmeier ist ein Held, der größte heut' im Volk! Wie kann es geschehn, daß er zugleich ein Verbrecher ward?‘ Wohlan: das konnte geschehn, weil Gott ihn verlassen hat, wie er — zuvor — seinen Herrgott verließ!“

Ein Murmeln des Grauens, der Scheu, aber wohl auch des Zweifels ging durch die Reihen.

„Ihr glaubt es nicht? Ja, es ist auch gräßlich zu glauben. Aber, es ist wahr! Ihr Alle sollt es hören. Sprich, Ebroin, Ebromuths Sohn, ich, ein Priester des Herrn, frage dich hier vor allem Volk, — vor deinem Volk! — sage, glaubst du, daß der Herr Christus, Gottes Sohn und Eins mit Gottvater, dich erlöset hat durch seinen Tod, auferstanden ist von den Todten, aufgefahren gen Himmel, sitzet zur Rechten Gottes, des allmächtigen Vaters, und daß er von dannen wiederkehren wird in den Wolken, zu richten die Lebendigen und die Todten? Glaubst du das, so sprich hier laut vor Allen: „Ja, ja, ich glaube.“

Er hielt inne: Todtenstille lagerte plötzlich auf der vor Kurzem noch so lauten Stätte: tausend Augen waren starr, gespannt, auf den Einen Mann gerichtet: die Königin, ihre Schwester beugten sich angstvoll ganz vor zu ihm: — aber die Mutter verhüllte, laut jammernd, das weiße Haupt in ihrem Schleier.

Und er, dem all dies hochgespannte Forschen, Harren galt?

Er lehnte regungslos, ohne einen Laut, an dem krampfhaft festgehaltenen Speer: scharf blitzten die grauen Augen über die ganze Menge hin und herbe Verachtung der Gefahr, wie des Befragers, schürzte ihm die trotzigen Lippen: aber diese Lippen, — sie blieben stumm.

„Hört ihr's? Seht ihr's?" frohlockte der Bischof. „Er muß verstummen! Er weiß, Ein Wort kann ihn retten: — aber Gott der Herr schnürt ihm die Kehle zu: — er kann es nicht sprechen, das Wort der Lüge."

Da brach das Grauen der Entrüstung, des Abscheus in einem dumpfen donnerähnlichen Gemurre los: Alle, Alle, die noch in der Nähe des Angeschuldigten ausgehalten hatten, verzogen sich nunmehr scheu, leise, aber hastig, von ihm wie von einem Verpesteten; nur Vanning blieb, das Haupt von Schuldgefühl gebeugt, mit gesenkten Augen an der anderen Seite des Thrones stehen.

Stöhnend, die weißen Hände ringend, ſank die Königin an die Lehne ihres Thrones zurück.

Leodegar aber fuhr fort: „Den Beweis ſeiner Gottloſigkeit, ſeiner Gottesleugnung hat ſein Verſtummen erbracht. Den Gotteslengner darf man jedes Verbrechens zeihen. Aber ich verklage ihn nicht nur, — ich überführe ihn! Welchen Beweis ich bringe? Wiederum ſein eigen Wort. Gichtigen Mund. Und blickenden Schein. Vor Jahren war's — Manche werden's gedenken: — denn lauten Lärm machte damals die grauſe That — da ward in einer Herbſtnacht, im Wald von Epinay, auf des Königs offner Heerſtraße, im Marktfrieden von Saint-Denis, der reiche alte Römer Apronius von Soiſſons überfallen durch vermummte Wegelagerer: — ſo berichteten die überlebenden Begleiter: ermordet ward der Alte, der Geldſack von dem Maulthier hinweg geraubt, ein tapfrer Franke, der, in königlichem Auftrag, ſichres Geleit gewähren ſollte, erſchlagen. Gedenkt deſſen niemand mehr von euch?“

„Ich! Ich! Ich!“ riefen Gairin, Hektor, Dedo und viele der Biſchöfe und Edeln: aber auch gar manche unter den Heerleuten.

„Wohlan, der eine der beiden Verbrecher war — da der Schatzmeiſter, Graf Vanning dort: — am Thron der Königin wagt der Blutſchuldige zu ſtehn! — Zum Schatzmeiſter hat ihn ſein Freund gemacht: mit Recht, denn Vanning hat in jener Mordnacht im Walde gezeigt, er verſteht ſich auf den Golderwerb! Vanning alſo war der eine der beiden Schächer: — er wird nicht leugnen, fragt ihr ihn. Denn, bei Gott, er hat noch ein Stück von Gewiſſen. Daher ekelte ihn auch nach geſchehener That des Raubes: er warf den ſchweren Goldſack reuig von der Seinebrücke in den Strom: daraus ward er aufgefiſcht vor zwei Nächten: da ſeht! Hier liegt der Beweis vor Euch! Hieher legt ihn, Diacone, auf die zweite Stufe! In all' der Zeit konnten die Waſſer die ſchwere Beute der Räuber nicht entführen: — Gott befahl den Fluthen, den Beweis liegen zu laſſen, wo er lag,

bis zur Stunde des Gerichts. Seht, wie der fest verschlossene Schlauch von Schlamm, von Schilf, von Muscheln überzogen, starrt! Seht, wie da der Schatzmeister auf die Knie gestürzt ist bei dem Anblick! Nun, diese Zerknirschung spricht laut genug. Ich brauche ihn nicht zu fragen!' Aber euch frage ich, euch, Bischöfe, Edle, freie Franken: — den Einen Thäter kennen wir, wer war der Andre?"

„Ebroin! Ebroin! Ebroin!" riefen da Alle, und all' die tausend Hände, Speere, Schwerter deuteten, all' die empörten Blicke dieser tausend Augen zielten auf den Einen Mann.

Der aber hatte sich nun in sich zusammengeschlossen. Während Vanning auf den Knieen lag, das Haupt in beide Hände gestützt, stand er hoch aufrecht, wie aus Erz gegossen, ohne Zittern, fest und gerad', wie der Speer in seiner Hand.

„Hilf, heilige Jungfrau, hilf ihm, Herr, mein Gott!" betete die Königin laut, „wenn er schuldlos ist!"

„Du mußt ihm helfen, Gott," rief ihre Schweſter, „denn er muß ſchuldlos ſein!"

Aber ſeine Mutter lag gebrochen über ihren Stuhl hingebeugt, ohne ein Wort, ohne Gebet, ohne Thräne.

„Ich frage dich, Majordomus von Neuſter und Burgund, Graf Ebroin, biſt du dieſer Thaten unſchuldig oder ſchuldig?" rief der Ankläger über die Köpfe der brauſenden Menge hin.

„Schuldig," antwortete der laut und feſt. „Allein ſchuldig. Ich bin der Anſtifter! Und ich allein habe den Römer erſtochen."

„Hört ihr's?" frohlockte Leodegar. „Nun gedenket daran, ihr freien Männer, wie bei Eröffnung dieſer Verhandlung die weiſe und fromme Frau Königin euch gemahnt hat: ſchützt das Recht, meidet die Gewalt und, wo immer ihr es antrefft, ſtraft — ſchonungslos — das Unrecht."

Aber in das auf's Neue entfeſſelte Toben des Unwillens miſchten ſich doch jetzt auch ſchon wieder Rufe der Anerkennung für ſolchen Freimuth.

Und die gelindere Stimmung nahm nun raſch zu, — Raub und offenes Blutvergießen bei Raub machten ja nicht ehrlos wie Diebſtahl und Mord — als Ebroin fortfuhr: „Wiſſet aber: dieſe Kunde erfuhr der Biſchof durch einen ſchweren Kirchenfrevel: — durch Verletzung des Beichtgeheimniſſes. Denn Vanning — ſteh auf, ſag' ich, laß ab zu jammern! — hat die That nur Einem offenbart, ſeinem Beichtiger. Und der alſo hat . . . .“

„Die verfluchten Prieſter,“ ſcholl da ein vereinzelter Ruf aus dem Haufen.

„Die Falſchen! Die Treuloſen!“ wiederholten ſchon mehrere.

Leodegar erkannte die Gefahr: er rief: „Laßt ab von frevler Schmähung der Geſalbten des Herrn. Erſt biſchöfliche Dispenſation, ja Befehlung hat den Widerſtrebenden vermocht, den Namen des einen Sünders zu nennen. Den des andern verſchwieg er.“

„Weil er ihn nicht wußte,“ trotzte Ebroin verächtlich.

„Er war nicht schwer zu rathen," lachte der Bischof.

Einstweilen aber hatte die Königin einen Entschluß in der Seele gereift: die Äbtissin ihrem hoffnungslosen Schmerz überlassend, flüsterte sie der Schwester ein Wort zu: „Gewiß," rief diese freudig, erröthend, „gewiß! Das thu! Es muß ja etwas Edles sein."

„Hört mich, ihr Männer," sprach Balthildis. „Fern sei es mir, einzugreifen in das Gericht über so schwere Schuld. Aber das Gericht — mit dem Geständniß beider ist es ja fast zu Ende! — nur um die Strafe und um unser Werth-Urtheil über die Männer handelt es sich noch. Da aber wiegt doch am Allerschwersten, mein' ich, der Zweck, um dessen willen der Raub, der Todtschlag geschah. Sprich, mein Majordomus, — denn nimmer will ich glauben, nachdem ich Jahre lang deine Uneigennützigkeit erprobt und wie du Gold und Goldeswerth nur für die Krone schätzest, für dich selbst verschmähst — nun und nimmer werd' ich glauben, — und spräche so dein

eigner Mund! — daß du lediglich für dich, um reich zu werden, des Römers Geld geraubt. Sprich, sprich offen — laut vor Allen hier — was war dein Zweck?"

„Ja wohl!"

„Ja wohl!"

„Der Grund!"

„Der Zweck!"

„Was trieb dich an?" fragten viele hundert Stimmen.

„Jetzt sind wir gerettet," rief Banning, an ihn heranspringend. „Sag's! Sag's rasch! Und unsre Ehre ist gerettet. Das ganze Volk betet sie ja an. Sage rasch Alles!"

„Unsinniger! Du hast doch das — das! — dem Priester nicht auch gebeichtet?"

„Nein!"

„Nun? Dann ist Alles gut."

„Sag's. Sag's gleich! Oder ich sag's!"

„Ich ersteche dich beim ersten Wort." Er zückte

krampfhaft den Speer. „Sollen dieſe geilen, ſchmutzigen Hunde von Prieſtern und dieſe Wüſtlinge von Seniores, ſollen dieſe das keuſche Geheimniß meines Herzens entdecken? Sollen ſie die Heilige beſudeln mit ihrem geifernden Argwohn? Ich höre ſchon ihr höhniſches ‚Aha! Deßhalb? Die Liebe ward und wird erwidert'. Und fragt mich der Schurke von Autun, ob ich's nur aus Menſchlichkeit gewollt: — ſoll ich dann das ‚Ja' lügen? Niemals! Schweig' oder du biſt des Todes."

„Das iſt Wahnſinn," ſeufzte Banning und trat von ihm hinweg.

„Nun, Majordomus?" fragte die Regentin. „Mich befremdet dein Zögern. Sprich, ſag' offen: — ich befehl's: nenne deinen Grund und Zweck des Raubes!"

Da wandte ihr der furchtbar Ringende das Antlitz zu und mit dem tiefſten Weh erwiderte er: „Nein! Ich hatte keinen andern Zweck."

Aufs Neue brauſte jetzt die Entrüſtung los: deſto

furchtbarer, deſto ſchärfer, je ärger die Enttäuſchung aller derer war, die beſſer von ihm gedacht.

„Unmöglich!“ ſchrie die Königin mit einem Jammerlaut wie ein verwundet Thier des Waldes. Und ſie warf ſich auf ſeine Mutter, rüttelte ſie an beiden Schultern auf und rief ihr in's Ohr: „Unmöglich! Kennſt du den Zweck? Ich bitte dich, — verkünd' ihn mir!“

Zwei Worte flüſterte die Greiſin: — da riß die Königin die Augen und den Mund weit auf. Und ohnmächtig, lautlos — ſie fand keinen Ton mehr — ſtürzte ſie zu Boden.

IX.

Ebroin aber rief nun in die gegen ihn heran tobende Menge: „Halt! Noch einen Augenblick: — bevor ihr uns richtet, verurtheilt. Ihr Franken, die ihr keine Prieſter ſeid, wie nennt ihr die That deſſen, der einem Mann das Geheimniß abdringt, das deſſen tiefſter Treue auf die Seele gebunden war: — alſo bei den Chriſten das Gebeichtete. He, du Alter, du in deinen weißen Haren: ich kenn' dich nicht: aber dein Auge blickt treu: wie nennſt du ſolche That?“

„Neidingsthat, Ebroin! Und zehnmal ſchurkiſcher als ein blutbeträufter Wegraub.“

„Wohl denn: dieſe Neidingsthat, — wer hat ſie begangen? Der Biſchof von Autun? Das wär' mir leid. Denn einen Krüppel kann ich nicht kampflich

grüßen und erſchlagen, eh' ich, mit Recht verurtheilt, ſterbe."

„Jetzt, Neffe, ſieh dich vor," flüſterte Dedo. „Der Thurm da raſt noch um ſich, eh' er fällt. Wer deckt dich, Biſchof?"

„Der ſchwarze Reiter. Nun wird's höchſte Zeit. Iſt er endlich da? Ja? Jetzt hilf, Valerius!"

Er winkte.

Da trat aus der hinterſten Reihe der Seniores, in der er ſich bisher geborgen, jener ſchwarzharige, ſchwarzaugige Römer hervor, den reichſter Schmuck an Gewand und Brünne auszeichnete.

„Ich hab's gethan," rief er, bis zur äußerſten Linie der Treppenbrüſtung vortretend. „Ich, Valerius Lupicinus, der Patricius von Toulouſe."

„Was? Wer? Wie?" ſchrie Ebroin und den Speer fallen laſſend, ſtand er, mit drei mächtigen Sätzen vom Thron hinweg in der Mitte des Sals. „Du? — Du warſt doch früher Vicegraf von Poitiers?"

„Vor Jahren. — Ich rühme mich, daß ich jüngst jenen Beicht-Prieſter — zufällig! — auffand und ihm abrang, was dich und deinen Mordgeſellen heute zerſchmettert.“

„Wie wir darauf kamen?“ fiel Leodegar ein. „Höchſt einfach! Vannings plötzliches Verſchwinden forderte zum Nachſpüren auf. Der letzte, der ihn — an jenem Tage noch — geſehen, war dieſer edle Römer geweſen: er gab — damals ſchon! — an, ihn getroffen zu haben in der Baſilika des Apoſtels Johannes, als Valerius von der Beichte kam, während jener, ganz verſtört, den Prieſter zur Beichte zu ſuchen ſchien. Dieſen Prieſter wieder aufzufinden, war uns aber all' die Zeit her nicht gelungen, bis Valerius ihn vor ein par Tagen zufällig auf der Straße traf. Das Übrige beſorgte biſchöfliche Dispenſation, ja Gebietung.“

Ebroin ſchlug jetzt eine ſeltſame Lache auf, ſo daß die Nächſten entſetzt von ihm zurückſprangen: ſie meinten, all' die Erregung habe ihm den Verſtand genommen.

Er hob das Geſicht ſo ſteil gen Himmel, daß ihm der Eberhelm rückwärts vom Haupte fiel und auf die Erde rollte: „Hei,“ ſchrie er, „heut', am Tag ſeines ungerechteſten Gerichts, möchte ich beinah anfangen, an einen gerechten Gott im Himmel zu glauben, da er heute dich mir ſchickt, Herr Patricius von Toulouſe.“

„Er raſet, geh'!“ mahnte den Dedo: denn der fürchtbare Ausdruck des jetzt ganz nahe Stehenden ward ihm ſehr unheimlich.

„Nein, bleib'! Nur noch kurz! Höre, antworte, lüge ſo wenig wie ich ſoeben gelogen. Biſt du's, der vor . . . vielen . . . Jahren — vor Poitiers zur Jagd ritt: — mit fünfzig Gäulen und Hunden und Knechten: — zur Hetzjagd: — auf Hirſche — hoch zu Roß. Und da trat ein freier Mann — vor ſeinem ſelbſt gepflügten Kornfeld — dir entgegen, das Schwert in der Scheide, und verwehrte dir, ſeine mühſchwere Sat nieder zu ſtampfen durch Hirſch, Hund, Roß und Knecht. Du aber, was ſagteſt du?“

„Verfluchter Ackerknecht,“ ſagt' ich, „weiche oder verrecke.“

„Ja wohl, ſo ſagteſt du. Und der Mann wich nicht fingerbreit von ſeinem Recht und ſeiner Scholle: und du? — Du ſtießeſt ihn nieder mit dem Speere. War es ſo?“

„So war's.“

„Du dachteſt, niemand hab's geſehen als deine Knechte. Aber im Graben, verſteckt, hinter ſeiner Herde, lag der alte Hirt: der ſah's ſchaudernd mit an. Wohlan, der Mann, Herr Patricius von Touloufe, war mein Vater.“

„Ich weiß es. Und ich wußte es damals.“

„Und ich . . . .“ hier ſtockte ihm die Stimme — „und ich ſuchte dich, ſuchte dich, ſuchte dich all' dieſe Jahre.“

„Ich verſteckte mich nicht! Ich bin erſt kürzlich wieder im Reiche.“

„Und nun find' ich dich. Heute! An dieſem Tage, der da richten ſoll, wie es ſcheint, über alle

alten Frevel. Und obwohl du ein Schurke bist, ein elender Neiding, ein Mörder, so fordr' ich dich doch hier vor mein Schwert, vor dies, meines Vaters Schwert, ich, meines Vaters Sohn."

„Und ich," antwortete der Patricius, „ich lache dich aus. Ich bin ein Römer, ein Valerius. Meine Ahnen haben vom Tiber aus die Welt regiert, als die deinen noch Kühe stahlen im Erlenbusch der Waal. Ich mit dir kämpfen! Ei, könnte ich mit Einem Speerstoß wie jenen Alten die Bettel, deine Mutter dort, und dich und all deines Gleichen, du Ackergaul, aus der Welt stoßen: — ich stieße nochmal."

„So stirb!" schrie Ebroin außer sich, sprang vor und stieß ihm das rasch gezückte Schwert in die Gurgel, daß es im Nacken herausdrang.

Ein furchtbarer Schrei aus mehr als tausend Kehlen: „Mord! Mord im offnen Ding! Im Königspalast! Mord! Mord! Mord!"

Nun kam's zu kurzem Kampf.

Mit den Bischöfen und Seniores wären Ebroin

und die Seinen wohl fertig geworden. Deren erſten Anſturm wehrten ſie ab.

Aber die Bauern, die kleinen Leute, die der Hausmeier ſelbſt herbeigerufen!

Sie gaben den Ausſchlag.

Nachdem der Anlauf der etwa achtzig Seniores, der ſich zuallererſt über die Stufen herab von vorn auf die Verurtheilten warf, abgeſchlagen war, ſtürzten ſich, bevor die Sieger ſich retten konnten, vom Rücken und von beiden Seiten her, die gewaffneten Bauern — Ebroin ſelbſt hatte ihnen eingeſchärft, ihre beſten Waffen mit zu bringen! — mit ſolcher Wucht auf die kleine Schar, die dem Gottesleugner und Todtſchläger zur Seite blieb, daß jeder Widerſtand ſofort erdrückt war.

Gar ſchnell waren Ebroin, Vanning, die beiden Grafen von Orléans und Bourges und die Wenigen, die ihnen ſonſt beiſtehen wollten, — nicht ein halbes Hundert! — überwältigt, entwaffnet, gebunden. Nun wurden Ebroin und Vanning in die Kerker des

Palaſtes, die unterirdiſchen Gewölbe die in der römiſchen Zeit der Waſſerleitung und Heizung gedient, gebracht, während man die noch immer ohnmächtige Königin in ihre Frauengemächer trug.

X.

Auf dem vor Kurzem noch ſo lärmenden Waffen- und Ding-Platz trat nun alsbald Stille ein.

Aber nicht auf lange: die Sieger beeilten ſich, das Eiſen der den Geſtürzten feindlichen Stimmung zu ſchmieden, ſo lange es noch ſo gluthheiß war.

»Fervet opus,« ſchmunzelte der Biſchof von Poitiers.

Der auch des weltlichen Rechts, zumal des Strafrechts und des Strafverfahrens, beſonders kundige Leodegar übernahm ſofort die Leitung der nun einzuſchlagenden Schritte: ohne amtliche Stellung, nur je nach Bedarf und Befragung in dem Verfahren bald den Ankläger, bald den Richter berathend, fördernd, antreibend.

Es ward Anklage erhoben wider beide Freunde wegen Wegelagerung, Raub, Bruch des Straßen- und Marktfriedens sowie des königlichen Geleits und wegen Todtschlags: die Anklage auf Mord ließ man fallen auf Rath Leodegars: „das Andere langt schon", meinte er, „für den wackern Vanning."

Gegen den Majordomus ward außerdem geklagt nicht nur wegen Todtschlags im offnen Ding, Bruch des Ding- und Palast-Friedens, auch wegen Untreue, ‚infidelitas': das will sagen Hochverrath gegen die Königin-Regentin.

Die staunte freilich, als sie das vernahm!

Aber gerade diesen Gedanken hatte Leodegar glänzend durchgeführt: „Solche Thaten, wie sie der kühne Majordomus versucht, werden benannt nach dem Erfolg."

„Ja wohl!" bekräftigte Dodo. „Wie sagt Juvenal? ‚Ille crucem sceleris pretium tulit, hic diadema'. ‚Für dieselbe That erhält der Eine den Galgen, der Andre die Krone'."

Sein Neffe aber fuhr fort: „Der Verwegene wollte mit Gewalt Bischöfe und Adel unter den Willen der plötzlich hereinbrechenden Heerleute zwingen: gelang es, war's eine glorreiche Rettung des Stats. Da es scheiterte, war's ein Verbrechen, ein Versuch, das Recht unter Gewalt zu beugen. Die Zustimmung der bethörten, willenlosen Königin ist Schein: gerade gegen ihr Königsrecht hat er gefrevelt. Auf infidelitas steht der Tod und Einziehung der Güter; Vanning, den Gehilfen, trifft auch hiefür die gleiche Schuld und Strafe."

Das waren die Gedankengänge, auf denen der überlegene, dialektisch geschulte Scharfsinn des Theologen und des im Rechte viel bewanderten Kirchenfürsten die Andern ihm zu folgen geistig zwang: die Meisten folgten ihm nur allzu gern.

Das Pfalzgericht trat nach einer Stunde in dem alten — kleinen — Versammlungssal zusammen; den Vorsitz übernahm, dem Gesetze gemäß, da die Regentin sich nicht vom Lager erheben konnte und

der Majordomus ſelbſt der Angeklagte war, der Pfalzgraf Aigulf. Die Anklage erhob, von Leodegar genau unterwieſen, der Seniſkalk Gairin.

Das Pfalzgericht beſtand aus fünfzehn Biſchöfen und zehn weltlichen Großen: ſofort ſtellte der Richter die Umfrage und einſtimmig fanden die Urtheiler Urtheil nach dem Antrag des Anklägers.

„Ich wünſche dir Glück, Herr Neffe,“ ſprach Dedo, als das Ding gelöſt war. „Das war ein ganzer, voller Sieg.“

„Und faſt ohne Verluſt. Denn es iſt nicht ſchade um den ſchwarzen Reiter, der dabei fiel.“

„Warum nicht?“

Leodegar zuckte die Achſeln. „Er war ſchwer leitbar, fing an, ſelbſtändig zu werden. Jetzt wird ihm Keiner mehr widerſprechen, was er nicht vertrug. Und er mir nicht mehr, was ich nicht liebe.“

„Verſäume nur nicht, den Sieg auszunützen. Beider Tod? Hm?“

„Ja," zweifelte der Neffe, „das hängt nicht von mir ab. Sie wird beide begnadigen."

„Dann komm raſch zuvor! Sie liegen — gefeſſelt! — im Kerker. Sie könnten ja leicht bei der Überwältigung tief — tödtlich! — verwundet worden ſein."

„Arger Verſucher!" ſchalt der Neffe lächelnd. „Dieſer Gedanke, meinſt du, er kam mir nicht, wie der Starke endlich gebändigt, — wie ein Bär hatte er gerungen! — auf das Antlitz nieder geworfen, vor mir lag? Kein Auge hätte es geſehen, wenn ihn dieſe kleine Klinge . . ." er zog einen ebenſo zierlichen und koſtbaren, wie gefährlich geſchliffenen Dolch, der an einer Feder völlig in eine Ebenholzröhre zurückzuſchieben war, aus dem Futter ſeines Ärmels. — „Aber nein! Er mag — ungefährlich gemacht — leben: — irgendwo — eingeſperrt — nur uns verfügbar."

„Verfügbar — gegen wen?"

Leodegar ſah ſich um: oben, auf der Treppenbrüſtung, ſtand eine Gruppe von Seniores.

Leiſe flüſterte er, mit dem Kopfe dorthin nickend: „Gegen die da!“

„Unſere Helfer?“

„Den Weltadel. Nicht immer folgt er mir gefügig. Sie wollen mehr an Macht, an Land als ihnen zukommt oder doch wir entbehren mögen: gegen die iſt ein unvergleichlich Rüſtzeug — Ebroin. Droh' ich mit dem, thun ſie mir Alles. Mit einem todten Majordomus aber kann ich nicht drohen.“

„Höre, Neffe, du haſt mich überholt in der Statskunſt. Bitte, nimm nun fortab du mich in deine Schule.“

„Ich lerne noch täglich! Und heute hab' ich viel, viel gelernt. Hei, wie freut es mich daß grade ſeine eignen Standesgenoſſen, daß die kleinen Leute ihn verlaſſen haben, die er gegen uns hieher aufgeboten hatte. Wir wenigen allein hätten ihn und ſeine Freunde nicht bewältigt. Das konnten nur die zwei Tauſend, die er ſelbſt herbei entbot. Das iſt der Spaß dabei! Ja, wer ſich auf das Volk verläßt . . .“

„Der iſt verlaſſen. Ei, muſterhaft haſt du die frommen Seelen heute hin und her gelenkt: — wie ein Reiter wohlgeſchulte Roſſe.“

„Ja,“ lachte Leodegar, „ſie fürchten — zum Glück für uns! — doch die Hölle mehr als ſie das Franken-Reich lieben. Und gerade die, für die er Alles that, ſie zu befreien, ſie haben ihm heut' die ſtarken Arme auf den Rücken gebunden. Es giebt, ſcheint's, Ohm, nichts, was undankbarer iſt, als ein Volk.“

„Doch, Neffe!“

„Was?“

„Ein König.“

„Nun aber haben wir noch die Entſcheidung der Königin abzuwarten. Gieb Acht, in mehr als Einem Punkt wird ſie entſcheiden.“

XI.

Während dieſer ſchlummerloſen Nacht rangen die drei Freundinnen mit bittern Schmerzen, mit ſchweren Entſchlüſſen.

Die hohe Aufregung, das Verzweifelte der eignen Lage und der Geſchicke Ebroins hatte in der erſten Stunde, in der die Königin zu ſich gekommen und von den ſpäteren, blutigen Geſchehniſſen unterrichtet war, in raſcher Wallung, in Einem Anſturm niedergeriſſen all' jene Schranken des ſcheuen Schweigens, die bisher unter ihnen mit der Herzenskeuſchheit junger Frauen, mit der weiſen und zarten Zurückhaltung einer alten, leides- und lebens-erfahrenen Mutter waren eingehalten worden.

Ungleich näher als der Schweſter, der in dieſen

langen, wichtigen Jahren reifender Seelengeſtaltung von ihr getrennten, ſtand Frau Balthildis der Äbtiſſin, der ſie all' dieſe Zeit als ihrer nächſten Vertrauten ihre himmliſchen und irdiſchen Sorgen, all' ihre Geheimniſſe — mit Ausnahme des Geheimſten — an's treue Herz, an die gleich fromme Seele gelegt hatte.

So war es denn auch Frau Leutrud allein, welche die Regentin zunächſt an ihr Lager berief zur Ausſchüttung, dann zur Klärung der Gedanken, und zur Reifung der Beſchlüſſe.

„O Mutter," klagte ſie, „hätteſt du mir doch auf meine verzweiflungsvolle Frage nur die Eine Antwort gegeben! Nur die: ‚um dich loszukaufen, zu befreien'. Jubelnd hätt' ich dieſen edeln Zweck laut verkündet und ſeine Sache . . ."

„Wäre nicht beſſer, deine Ehre aber, dein Name verloren geweſen."

„Iſt das Gewiſſen rein, was liegt dann an weltlicher Ehre, am irdiſchen Namen?"

„Einer Königin! O Balthildis! Nicht Einer von

den Tauſenden — ach, ich ja ſelber nicht! — würde geglaubt haben, ein Jüngling, wie er war, wolle ein Geſchöpf, ein Weib wie du warſt — und biſt! — freikaufen lediglich aus chriſtlichem Erbarmen."

„Ich — ich hätte es geglaubt."

„Ja, du: die Heilige! Sofort hätte der Geifer der Verläumdung dich und ihn und euer Zuſammenſtehen all' dieſe Jahre her beſudelt, ohne Möglichkeit der Abwehr. Wer hätte euch geglaubt? Ich fühlte, ich wußte, daß Ebroin ſolche Reden am Allermeiſten ſcheute: — er hätte es nicht überlebt, dieſe ſeine Liebe — das große, unendlich traurige, aber auch unendlich theuere und heilige Geſchick ſeines Lebens! — und dich in den Koth gezogen zu ſehen. Jedoch nicht aus Berechnung, — dadurch dich zum Schweigen zu zwingen! — wahrlich, nicht ſolcher Überlegung war ich fähig in jener Stunde! — hab' ich dir gleich das Ganze zugeraunt: ‚weil er dich, die Heißgeliebte, loskaufen wollte'. — Ach nein! Das Herz riß mich dahin, das arme, zuckende Herz, das all' dieſe Jahre

her des geliebten Sohnes großes Schickſal, ſchweres Geheimniß tragen, ſchweigend mit tragen mußte in deiner Nähe, während du allen Himmelsglanz deiner herrlichen Seele vor mir ausſtrahlteſt und ich mir nach jedem Geſpräch mit dir ſchmerzlich ſagte: ‚welche Perle, welch' Heiligthum liegt hier verborgen und kein Menſch, kein Mannesauge ſoll ſich je dieſes Anblicks, dieſes Glanzes freuen. Das hat Gott der Herr ſich ſelbſt und mir, ſeiner unwürdigen Magd, vorbehalten'."

„Jetzt aber weißt du, fromme Mutter," klagte Balthildis und ſie drückte die Hand vor die Augen, „jetzt endlich hab' ich dir gebeichtet, welch' ſchwarzer Fleck ‚deine Perle' entſtellt, welche Todſünde deine ‚Heilige' mit ſich umher trägt im unreinen Herzen ſeit .... ſeit all' den Jahren."

„Du übertreibſt, meine arme Tochter. Du haſt ja dieſen Hermengar ...."

„O ſchweige, ſchweige! Bitte, nenne den Namen nicht!" Rothe Gluth ſchoß in die wachsbleichen blut-

leeren Worten. „Ja, es ist wahr. Ich habe ihn ... ... seit jenem ersten Begegnen im Walde ... nie mehr gesehn. Oder doch einmal nur, ganz von Weitem, — wo er mich nicht sah: — später dann! Gesprochen nur jenes Eine Mal. Ach, es hat genügt — für's Leben."

„Beinah' unfaßlich," sprach die Alte kopfschüttelnd und das weiße Haar mit beiden Händen unter den Schleier streichend.

„Unfaßlich? Dein Ebroin rief einmal — mit einem Blick, den ich ach! jetzt verstehe — ‚Die Liebe, o, daß ich das sündhafte Wort ausspreche! die Liebe schlägt ein und zündet wie der Blitz. Ich hab's erlebt, Frau Königin', sprach er."

„Ach ja, er hatte es erlebt!" seufzte die Mutter.

„Und bedenke! Sechzehn Winter zählte ich: in tiefster Noth lag ich des Leibes und der Seele, Wochen lang von den Meinen getrennt, ohne Hoffnung, sie jemals wieder zu sehen, von den rohen, nur an Gold denkenden Händlern und ihren gierigen, schmie-

rigen Händen bald betastet, bald umher gestoßen wie ein Warenballen, vor Hunger, zumal aber vor Durst dem Verschmachten nah, mit den wunden, blutenden Füßen zusammengesunken unter jener Tanne: — oft hab ich sie seither besucht und das Zeichen Christi darein geschnitten und es unter Thränen geküßt! — nur noch das Eine wünschend: ‚sterben, nicht mehr erwachen, nicht mehr zurück unter diese grausamen Menschen‘ — voll verzweifelt: — und da, in dieser höchsten Noth, neigt sich zu mir von hohem Roß herab ein Männer-Antlitz: — ah so wunder-, wunder-, wunderschön! O weh! vergieb, vergieb, vergieb, mein blutiger Heiland! Ich will's ja nie mehr denken, nie mehr das Bild mir zaubern vor die geschlossenen Augen! O ich büße ja. Du siehst!“

Und damit drückte sie den Stachelgürtel fester an, den sie um die schmalen Hüften trug.

„Und eine Stimme, so stark und doch so wohllautreich wie des Hifthorns hellfreudiger Ruf, schlägt weckend, grüßend, tröstend an mein Ohr. Und er

ſelbſt, der Hohe, in der Pracht ſeines Waffenſchmucks, hebt mich, als wär' ich ein Rohr, mit dem linken Arm allein empor, legt mich höher, bequemer und flößt mir den Labetrank ein, mit den ſchönen goldbraunen Augen, — ah, wehe mir! Maria, vergieb, ich will ſie nie mehr vor mich hinträumen! — mit den Blicken liebevoll verfolgend, wie jeder Tropfe mich erquickt und ſtärkt. Und mit den gütevollſten Worten ſorgt er für mich, ſo weit er irgend kann: — ohne ihn wär' ich wie ein wundes Reh verendet dort unter der Tanne von Saint-Denis."

„So haben denn ihm zu danken die unzähligen Armen, die ſpäter die Königin Balthildis aufgerichtet hat aus der Verzweiflung, wie damals er die Magd Balthildis. Sieh, meine Tochter, das muß dir doch wohl thun im innerſten Gemüth. Er iſt der Thäter deiner guten Thaten."

Da brach die Heilige in ſtrömende Thränen aus: — aber es waren erquickende Thränen zarter Rührung — ſie faßte mit beiden Händen das weiße

Haupt der Alten und küßte es: „Danke! Du weißt zu tröſten!“

„Ja, denn ich weiß auch, was Frauenliebe iſt. Mein Ebromuth! Erſchlagen! Bis jetzt hatte mir's der treue Sohn verſchwiegen.“

„Ja, er iſt treu,“ ſprach die Regentin, „ich weiß es jetzt erſt ganz, wie treu. Aber ach, auch mein thörig Herz iſt ſo treu geartet: — treu in Sünde. Denn Sünde, Sünde, Sünde war und iſt das höchſte Weihthum meiner Seele, dieſe Liebe zu . . .“

„Ei, lieb Töchterlein, das . . . das wird doch wohl ſo ſchlimm nicht ſein. Mein Ebromuth: — ich mußte mir in dieſen rathloſen Stunden ſtets vergegenwärtigen, was Er uns rathen würde. Er iſt freilich gar arg viel weltlich geſonnen geweſen: — ſo etwa wie ſein Sohn. Er würde . . .“ ſie ſtockte.

„Nun, was würde er rathen?“

„Wohl gemerkt: nicht ich rathe das — darf es rathen, die Äbtiſſin. Aber mein lieber Mann“ — hier glänzte die warme Liebe hell und verjüngend

über das Geſicht der Greiſin hin — „der würde ſagen . . .“

„Nun was?“

„‚Das iſt all' recht weichlich Weiberweſen‘,“ würd' er ſchelten. ‚Und iſt krank. Die Frau Königin iſt Wittwe, mein tapfrer Sohn iſt unvermählt, er iſt nicht ſchuldlos, aber ſchuldig geworden nur um der Frau Königin willen. Er liegt im Kerker, dem Tode geweiht: böſe Menſchen lauern auf ſein Blut. Wohlan, die Frau Königin hole ihn hervor aus ſeinem Gewölbe — ſie hat ja die Schlüſſel! — und reiche ihm die Hand am Altar und ſo iſt Allen geholfen.‘ So ſpricht Ebromuth, nicht ich,“ ſchloß ſie mit einem lieblichen Lächeln harmloſer Verſchmitztheit.

Aber ernſt abwehrend ſchüttelte die Königin das Haupt:

„Und zu der Sünde der erſten liebeloſen Ehe fügte ich die zweite? All' die Jahre her war ich des Merovingen Gemahlin, trug mit Schaudern ſeine Küſſe, gebar ihm Kinder, und all' die Weile . . . . O

Gott, o heilge Jungfrau, welche Schmach! All' die Weile trug ich das Bild des fremden Mannes, des braun Lockigen, im heißen Herzen, des Mannes, der eines andern Weibes Gemahl, Vater ihrer Kinder war. O Jeſus, Jeſus, und all' ihr Heiligen!"

Und ſie krallte die Nägel der durchſcheinenden Finger in die Decke des Bettes.

„Verſtehſt du jetzt," fuhr ſie dann fort, „die Gewiſſensqual, die all' dieſe Jahre eure falſche, unkeuſche, eine heimliche Sünde wie eine verborgene Schlange am Buſen nährende ‚Heilige' verzehrte? Ich eine Heilige! Während ich mich Tag und Nacht ſehnte, daß doch nur einmal noch im Leben wieder Er mir den Becher reiche, der Wind Seine Locke an meine Wange ſchmiege! O, ich betete am Altar hingegoſſen: ‚führe uns nicht in Verſuchung', und dabei ſehnte ich mich: ‚ach käm' er jetzt um die Ecke des Altars geſchritten'."

„Aber du haſt ihn ja gemieden, nie ihn herbeigerufen."

„Das fehlte noch am äußerſten der Schuld! Ein-

mal ſtand ich im Rundbogen des Mittelfenſters hier im Palaſt: neben meinem, nun neben . . . dem Merovinger. Trompeten ſchmetterten von fern: ein Reiterzug kam langſam heran: viel Volkes ſtrömte ihm entgegen. Da ſprach der König: ‚das iſt Herzog Hermengar; er kommt zurück als Sieger über die Weſtgoten. Da ſpringt er vom Gaul · — er umarmt die ſchöne Frau, die beiden Söhne, die ſich ihm entgegen werfen. Schau!‘

Ich wandte mich ab.

‚Schau hin!‘ mahnte er. ‚Ich will's. Du ſollſt ihn kennen. Schau!‘

Ich ſah hin: — ſa ihn an ihrer Bruſt. O Jeſus, Jeſus Maria! Wie gern wär' ich vom Fenſter herab geſprungen. Seitdem trag' ich den Stachelgürtel, ſeitdem hab' ich an Faſten, an Büßen, an niedrigſter Mägdearbeit . . .“

„Ja leider, leider.“

„Das Äußerſte auf mich genommen, meine Gedanken zu erſticken. Und doch! mein Leben war all'

die Jahre Ehebruch. Denn ſein war meine Seele und mein geheimes Sehnen.“

„Unſelige! Beruhige dich. Laß uns abbrechen!“

„Und dein Gatte riethe mir, in neuer Ehe neue Schuld zu üben? Deines Sohnes Ring ſollte ich an der Hand, die Feſſel des Andern aber an der Seele tragen? Wieder dem Einen den Leib geben, dem Andern das Sehnen? Und meine arme junge Schweſter, das ſüße Ding, die ſollte, die geheime Liebe im Herzen .... — denn das haſt du doch längſt geſehen?“

Seufzend bejahte die Mutter.

„Neben dem Manne hingehn, der ihrer Schweſter Gemahl? Auch dieſes reine Kind in Schuld, in geheime ſündige Gedanken verſtrickt? Nein, Mutter! Beſſer mit ſcharfem Schnitt die giftige Wunde ausgeſchnitten. Meine arme Schweſter: — was wird ihr Los?“

„Das deine: — das Kloſter,“ — hauchte da eine liebliche Stimme und Gunthildis trat aus dem

langwallenden, dunkelrothen Vorhang, der den Eingang in das Schlafgemach verhüllte. „Ich vernahm — ohne es zu wollen, ich ſprach euch an, ihr hörtet nicht! — euer Geſpräch: ach, es hat mir das ganze Weh des Frauenthums enthüllt! Schweſter im Blut: — auch deine Schweſter im Schmerz laß mich ſein.“

Und ſie glitt an dem Bette nieder und drückte das ſchmale blonde Köpfchen auf die gefalteten Hände der Heiligen. —

Am andern Morgen ward dem überraſchten Palatium verkündet: „Die Regentin hat die beiden Verurtheilten dahin begnadigt, daß ihnen die Todesſtrafe erlaſſen iſt: ſie werden in zwei verſchiedenen Klöſtern — Ebroin in Luxeuil, Vanning in Rebais — ihre Tage beſchließen.

Als Nachfolger Ebroins im Majordomat iſt beſtellt Herzog Hermengar.

Das iſt der Königin letzte Regierungsthat: fortab wird der junge Childerich, der heute noch die Schwert-

leite empfängt, unter Hermengars Leitung herrſchen. Die Königin und ihre Schweſter ſind als Nonnen in das Kloſter Chelles getreten: die Äbtiſſin hat ſie bereits dorthin gebracht."

Ebroin.

Hiſtoriſcher Roman aus der Völkerwanderung

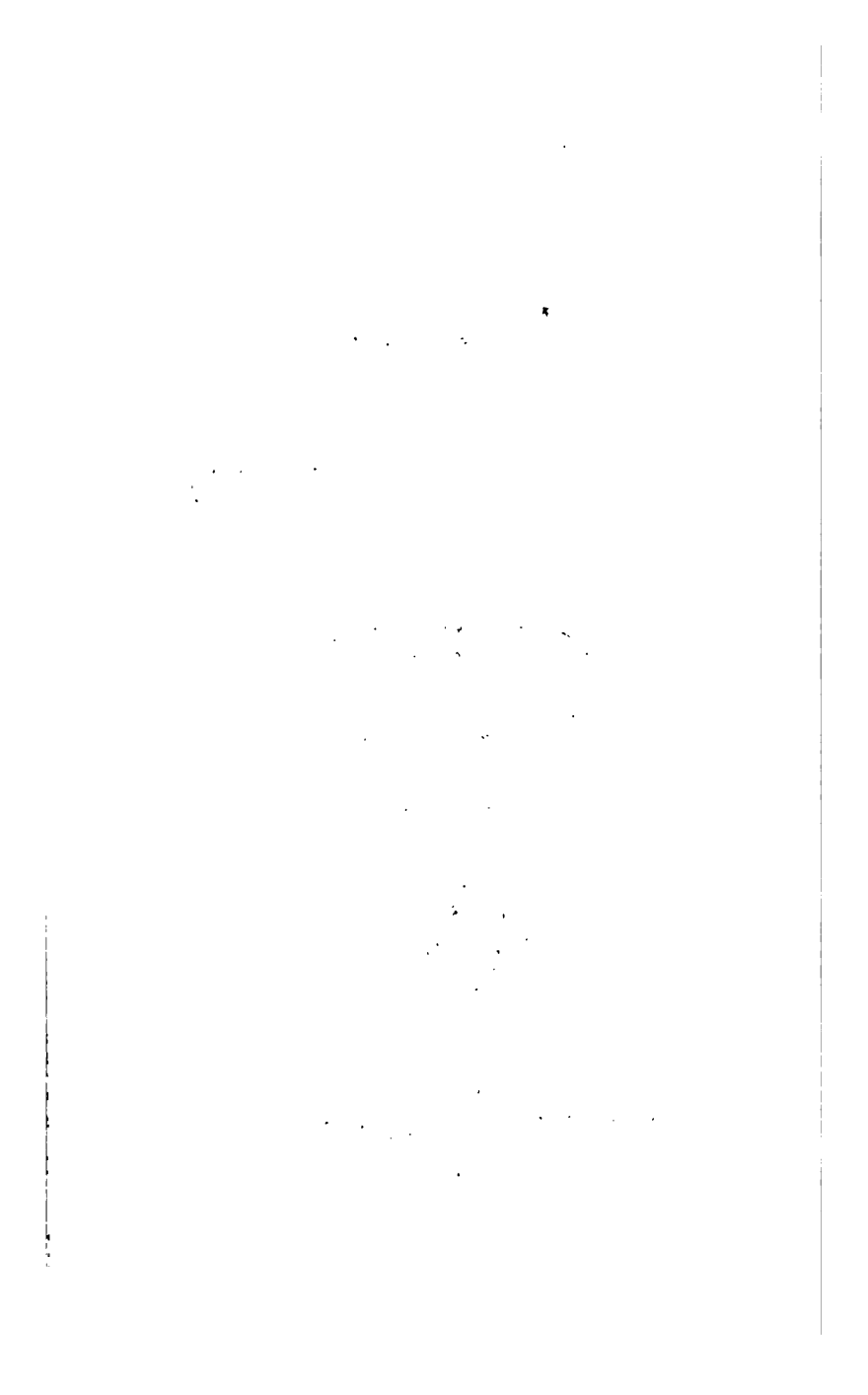
von

Felix Dahn.

Zweite Abtheilung.

Vierte Auflage.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1897.



Erſtes Buch.

I.

Jahre waren in's Land gegangen. Heißer Sommer lagerte auf den ſchattenloſen Plätzen von Paris.

Da finden wir in dem Bau Leodegars in dieſer Stadt den Hausherrn in eifrigem Geſpräche wandelnd mit Hektor, dem Patricus von Marſeille.

„Komm," hatte der Prälat nach Aufhebung der reich beſetzten, reicher noch geſchmückten Tafel dem Gaſtfreund zugerufen, „komm, laß uns da unten im immer friſchen Grün wandeln, luſtwandeln. Ja, luſtwandeln," wiederholte er behaglich, die wohl gepflegte Hand in der dunkelbraunen Marmorſchale ſpülend, die ihm, duftenden warmen Waſſers gefüllt, ein ſchön gewandeter junger Diener hinhielt. „Denn es iſt eine Luſt, all' der Dinge zu gedenken, die ſich nun ge-

ſtaltet haben in Neuſter und Burgund. Und eine Luſt auch iſt es für den Bauherrn und den Gärtner, dem Freunde zu zeigen, was er da unten alles gebaut, wiederbelebt, geſchaffen, gepflanzt hat. Oft muß ich's mit Behagen denken: wie würde ſich jener Abtrünnige — Julian! — wundern und ärgern, müßte er mit anſehen, was ich aus ſeinem Phöbostempel geſchaffen. Er rühmte, daß hier an der Seine Lorber und Myrthe überwintern um ſeine Götterbilder her: — nun grünt der Lorber, glänzt der Marmor mir! Einem Biſchof der Kirche, die er vernichtet zu haben wähnte! Der arme Narr von einem Asketen. — Haſt du den aufwartenden Knaben bemerkt, ſeinen Wuchs? Ein wahrer Ganymed! Aber du haſt nur Augen für die ſchöne Aurelia. Komm nun in den Garten, er wird dir gefallen.

„Ich begreife," entgegnete der Gaſt, wie er ſtaunend, bewundernd von dem Speiſeſal aus durch eine Reihe von reich und edel geſchmückten Gemächern an romaniſch-byzantiniſchen Rundbogen der ſeltenſten

Marmorarten vorüber endlich über eine zu beiden Seiten von antiken Götterſtatuen bewachte Freitreppe in den parkähnlichen Garten gelangte, „ich begreife, mit welchem Stolz der Bauherr — wie du treffend ſagſt, — den Umbau betrachtet und herzeigt den ſtolzen Neubau, den er im Reich der Franken ſo glänzend durchgeführt hat wie an dieſem Haus und Garten. Aber bitte, berichte mir von den Neubauten im State genaueres. Du gedenkſt: unmittelbar von jenem Hoftag hinweg, von dem Schlachtfeld ſo zu ſagen deines großen Sieges, haſt du mich nach Byzanz geſchickt, die längſt rückſtändigen Geldzahlungen einzuheiſchen, die wir für Waffenhilfe gegen Goten und Langobarden zu fordern haben! Soeben erſt in Marſeille eingetroffen . . .“

„Leider mit leeren Händen,“ ſeufzte der Biſchof. (Sieh dieſe neue Lilienart: feuergelb! Pabſt Vitalian ſandte mir die Zwiebeln aus Monte Caſino. Nicht geſchenkt! Ich mußte ihm dafür die beiden Daumen der heiligen Conſortia ſchicken. Ach, hätte die Gute

doch vier Daumen gehabt!) Leider ſag' ich. Denn ſo glänzend Alles im Reiche beſtellt iſt, — mit dem Gelde hapert es hart. Kein Wunder! Die eine Hand, die mir geblieben, iſt eine Verſchwendehand, die Erwerbehand hab' ich, ſo ſcheint's, verloren. Und ich muß viel, viel mehr ausgeben als ich habe. Wie ich das mache? Davon zuletzt! Es iſt nicht hübſch. — Frage, ſo kommen wir am Raſcheſten in's Klare."

„Ich ſtaune über Mancherlei. Unter Majordomus Hermengar reiſe ich ab: — ich komme wieder und finde als Majordomus . . ."

„Niemanden!" lächelte der Prälat. „Ja, ſiehſt du, das kam ſo.

Dieſer Herzog Hermengar, den uns die Heilige — ſie ſoll jetzt bei Mondlicht unaufhörlich Geſichte haben! — als Abſchiedsgeſchenk vermacht hatte, iſt ein vortrefflicher Kriegsmann, überhaupt ein vortrefflicher Mann, aber das Gegentheil von einem Statsmann. Der verhält ſich zur Statskunſt wie der Nordſturm zum Flötenblaſen. In den erſten par

Wochen hatten ihn Oheim Dedo — du, der verſteht ſich auf feine Nadelſtiche! — und ... nun ein Anderer dermaßen verärgert, indem wir immer „ja“ ſagten und „nein“ thaten, daß er uns alsbald eines Morgens, gluthrothen Kopfes, das vielbeneidete Elfenbeinſtäbchen des Majordomats vor die Füße warf und ſich wieder den Heerbefehl an der Gotengränze erbat. Den gaben wir ihm gern, aber jenes Stäblein ...“

„Nun?“ forſchte Hektor eifrig.

„Ja“, lächelte Leodegar, „das Stäblein ſchlag' dir aus dem Sinne, du Helmumflatterter. Das Stäblein ließen wir liegen, wo es fiel und wehe der Hand die es ergreifen wollte.“

„Warum nahmſt du's nicht ſelber auf?“

„Ein Biſchof! An weltliche Dinge rühren? Und zumal ſo vor aller Welt? O der Sünde! Nein, es geht auch ohne Majordomus. Ich heiße ganz beſcheiden: ‚Leiter des Palaſtes‘: ‚rector palatii‘: und leite in der Stille Reich, Palaſt, König und Kirche.“

„Und dieſer König: — wie läßt er ſich an?“

Leodegar zuckte die Achſeln: „Er iſt ein Merovinq! Das ſagt Alles. Das heißt doch aber nur: er iſt ein Merovinq im ſechſten Grad von Chlodovech, ein Merovinq des untergehenden Geſchlechts. Er iſt daher ſchlau, verſchmitzt, falſch wie nur ein echter Merovinq, — ein Sprößling Chlodovechs! — ſein kann. Daneben dumm bis zum Blödſinn wo irgend der Glaube, wollte ſagen der Aberglaube, in's Spiel kommt. Wollüſtig, gewaltthätig, recht- und ruchlos, rachſüchtig, bösartig: — aber feig, wo er auf Kraft trifft. So iſt der Knabe Childerich."

„Er folgt dir doch unbedingt?"

„Bis jetzt — ja. Ich möcht' es ihm auch rathen," drohte der Biſchof finſter. „Es giebt gar viele Klöſter noch außer Luxeuil und noch mancher Merovingenſproß ſteht zur Verfügung, muß ich dieſen einmal ſcheeren laſſen: zum Beiſpiel ſein jüngerer Bruder Theuderich. Noch hält es — aber es könnte brechen. Zum Glücke ſieht er nichts von allerlei Schatten im Reiche, die der Glanz meiner Herrſchaft wirft,

ab werfen muß. Aber höre weiter. Du mußt doch erfahren, wie wir das Ergebniß jenes Siegestages fest gelegt, gesichert, ja gesigelt — buchstäblich gesigelt! — haben für alle Zeiten.

Der Sieg ward erfochten von zwei Verbündeten: den Bischöfen und dem Weltadel: billigerweise mußte die Siegesbeute unter sie getheilt werden. Die Beute aber ist der Stat. So hab' ich denn auf dem nächsten Hoftag eine Reihe von Gesetzen beschließen lassen, die sind . . . nun, die sind nicht übel," schmunzelte er. „Man sagt, der Vater dieser Gesetze sei kein schlechter Jurist . . ."

„Ein gefürchteter, sagt man."

„Nun, du wirst sie im Einzelnen kennen lernen: zum Beispiel, der Graf muß aus dem Gau sein, dessen Graf er werden will, seine Amtslehen müssen in diesem Gaue liegen."

„Nicht schlecht," lachte der Patricius und strich das nach Römer Art glatt geschorene Kinn. „So vererbt sich das Amt mit den Gütern und wir werden Könige

im Kleinen, denen in ihren kleinen Königreichen der König im Großen nichts zu ſagen hat.“

„Ja, ja,“ meinte der Biſchof faſt verdrießlich: „So treibt ihr's, ihr Herrn Seniores. Schon klagt man über die zahlloſen Gewaltherrn in ganz Neuſter und Burgund.“

„Wer klagt? Doch nicht ihr Biſchöfe?“

„Bewahre! Wir ſuchen's euch nach zu thun. Auch in der Erblichkeit,“ lachte er cyniſch. „Nein: aber die kleinen Freien, die Bauern! Sind ſie einmal aufgeſtört, kommen ſie nicht wieder zur Ruhe mit Klagen und Anklagen und Begehren.“

Hektor ſtampfte mit dem Fuß: „Winſeln dieſe Hunde immer noch?“

„Sie bellen ſogar! Zum Glück hab' ich ihnen einen Maulkorb angelegt, — daß ſie nicht mehr beißen können. Und das iſt gut. Denn viele ſind wuthtoll vor . . . nun ja, vor Verzweiflung. Ein Majordomus wie dieſer Ebroin und ſie zerfleiſchen uns.“

„Wann nun aber einmal ein Majordomus wieder kommt?“ Die Frage klang beſorgt.

„So lange ich lebe kommt keiner mehr. Kehrt aber doch einmal einer wieder, nun, ich hab' ihn durch jene neuen Geſetze gefeſſelt für alle Zeit. Nicht mehr der König ernennt, der Adel wählt ihn“

„Gut.“

„Jedesmal aus einem andern Geſchlecht.“

„Sehr gut.“

„Der Adel wählt ihn nur auf Zeit.“

„Noch beſſer.“

„Er ſetzt ihn beliebig ab.“

„Am Beſten.“

„Jedes Adelsgeſchlecht — der Reihe nach — ſoll alſo einmal daran kommen.“

„Vortrefflich! So wird das ein Schattenamt — neben einem Schattenkönig. In Wahrheit herrſcht . . .“

„Ihr: — der Adel,“ lächelte Leodegar verbindlich.

„Höre,“ forſchte der Edeling, plötzlich ſtehen bleibend. „Doch gewiß nicht wir — der Adel —

allein? Ihr Bischöfe habt euch sicher nicht vergessen bei der Theilung der Beute. Was hast du für euch . . .?"

„Komm," erwiderte der Wirth schmunzelnd, „speereschüttelnder Hektor, Stolz der Troër und des Frankenadels, versuche diese köstliche Erdbeere," er bückte sich und holte die große, gelbröthliche Frucht unter den breiten dunkelgrünen Blättern hervor. „Eine neue Art: der Abt des Johanneskloſters in Monza in Italia sandte sie mir. Süß wie Aurelias Kuß, nicht? So! Nun, daß ich lediglich für euch, gar nicht für uns gesorgt, — das würde mir ja dein heller Scharfsinn doch nicht glauben. Also: ein par kleine Sicherungen mußte ich freilich wohl für die heilige Kirche aussinnen. Ich glaube, es gelang. Du wirst das Alles lesen. Denn ich habe das ganze Gesetz: — ‚das Gesetz von Autun' — dort hielt ich den Reichstag ab — nenn' ich es — zusammenschreiben lassen auf Ein Pergament: das hab' ich, wie vom König, von allen Bischöfen des Reichs, von allen Senioren

beſchwören, von allen Biſchöfen aber auch noch ſegnen und weihen laſſen, und neben dem großen Königs-ſigel hab' ich ſechs der koſtbarſten Reliquien in Silberkapſeln an golddurchwirkten Schnüren daran aufgehängt: — ich ſage dir, die ſechs Kapſeln ſind ſechs Kunſtwerke: hab' ich doch ſelbſt die aufgepreßten Zierrathen gezeichnet, freilich nach heidniſchen Muſtern, die ich in dieſem alten Phöbostempel fand. Hat ein Vermögen gekoſtet: — etwa zehn Bauernhöfe werth! Dieſes hochheilige Weihthum, jetzt den Reliquien ſelbſt an Würde gleich, hängt an goldenen Ketten, an ſicherſter Stätte: in der Baſilika zu Autun über den Gräbern der heiligen Martyrer. Wehe der Hand, die daran rühren wollte, Patricius, und ſei ſie noch ſo edelem Blut entſproſſen."

Hier traf der Blick der ſtechenden ſchwarzen Augen ſo drohend, daß der Laie ſich erſchrocken bekreuzte: „Ja, der wäre der Hölle verfallen!" brachte er zagend hervor.

Zufrieden mit dem erzielten Eindruck, fuhr der

Leiter des Palaſtes fort: „So lange ſie keinen Führer finden unter den Großen, ſind ſie nun ungefährlich, die Kleinen. Wenigſtens ſo lang ich lebe. Und was nach mir kommt: — was kümmert's mich? Was iſt mir dieſes Reich der Franken? — Die Scholle, auf die mich der Zufall der Geburt geſetzt. Die heilige Kirche bindet ſich nicht an die Gliederung der Völker: — warum ſoll ich es thun?"

„Jedoch," meinte der Römer, „der Stat . . "

„Iſt des Teufels, wie die Kirche des Herrn. Komm du mir nicht mit den Heiden, . . . ausgenommen," ſprach er und ſtrich wohlgefällig mit der flachen Hand über die Hüfte eines Eros, der aus dem dunkeln Grün einer Lorberhecke die weißen Marmorglieder hob, „mit ihrer Schönheit. Ihr Stat aber . . . ? Weißt du, was Sanct Auguſtinus lehrt? Nur ſo viel Recht und Berechtigung haben Geſetz und Stat, als die lex aeterna, das heißt die Lehre der Kirche, ihnen zutheilt. Es kann alſo nie einen Widerſtreit zwiſchen Stat und Kirche geben,

wie dieſer plumpe Hermengar behauptete, da er mir die Befreiung der Kirchen von der Grundſteuer nicht bewilligen wollte: denn wo der Stat mit der Kirche in Streit geräth, da iſt er ja an ſich ſchon im Unrecht."

„Dieſe Befreiung der Kirche von der Landſteuer, — du haſt ſie durchgeſetzt?"

„Ich ſollte meinen! Herr Hermengar ſpaltet wieder Gotenhelme, dafür taugt Er, nicht Rechtsbegriffe, dafür tauge ich. — Aber freilich, auch dies hat viel bös Blut gemacht. Und wahr iſt es: unter den unaufhörlichen Spenden an Kirchen und Adel iſt der Königsſchatz, den Vanning gefüllt hatte, auf's Neue geleert, das Fehlende — die Koſten meines Hofhalts, meiner Bauten, meiner Kunſtliebe überhaupt, die Beſtechungsgelder an die Großen in fremden Landen, zu Metz, Byzanz, Pavia, Toledo, — all' das muß eingebracht werden durch die Steuern und Frohnden der Kleinen. Mein Schatzmeiſter, Bruder Gairinus, hat ſie verdreifacht, verfünffacht. Es langt nicht!

Die Bauern können's nicht mehr. Sie laufen lieber in die Wälder, laſſen den Pflug auf dem Acker ſtehen, der ihnen doch nichts trägt, ſie rotten ſich dort zuſammen in Räuberbanden . . ."

„Das iſt ja," meinte Hektor erſchrocken, „wie zu den Zeiten der alten Ahnen, wie in dem Aufruhr der Bacauden."

Leodegar zuckte die Achſeln: „Kann's nicht ändern. Biſchöfe und Seniores verlangen mit Recht ihren Beutetheil. Und ich: — nun, knauſern hab' ich nicht gelernt, du auch nicht! Mögen ſie hungern, wir müſſen üppig ſchmauſen! Das Volk! 's iſt gar kein Rechtsbegriff: — und was iſt des ‚Volkes' Werth? Der Thor, Ebroin, er hat's erprobt. Das Volk, dem er — wirklich! — ich weiß es aus ſeinem Munde: nicht Lüge, nur Wahn iſt es von ihm! — helfen wollte — hat ihn mir in die Hand und in den Kerker geliefert. Nieder, was in die Niederung gehört! Aber da bringt Ganymed den Nach-Trunk: beſter Rhäter aus dem Caſtrum Rametzanum, dort an der

Etſch — ſchon Auguſtus trank ihn gern —! Ein Heilo den Seniores und der Kirche, dem Adel des Geblüts und des Geiſtes! Sie ſind von Gott dem Herrn ſichtbarlich berufen zu herrſchen, zu glänzen . . .“

„Und zu genießen, wie du zu ſagen liebſt, denn das iſt deine Dreieinigkeit!“ ſchloß Hektor, ihm Beſcheid trinkend: „Du ſelbſt zugleich ein Edeling und ein Prieſter höchſten Ranges. — Und ſo werde ich denn keine Fehlbitte thun an meinen hohen Verbündeten. Es handelt ſich nämlich um Aurelia . . .“

Leodegar blieb ſtehen, hob die Augenbrauen ein wenig und blies leiſe vor ſich hin: „Puh! Schon aus? Das Letzte war doch, daß du ſie der frommen Muhme entführteſt. Auf Frauenraub ſteht Excommunikation und — nach deinem römiſchen Recht — der Tod. Ich habe das Verfahren auf Kirchenbann auf deinen Wunſch niedergeſchlagen, habe ſogar — was verboten! — die Ehe zwiſchen dem Entführer und der Entführten verſtattet: — und jetzt ſoll wohl

die Ehe angefochten werden? Ich hörte ſo was von einer jüngeren Schweſter? Ja? Ei, das geht etwas raſch! Die Gemeinde von Marſeille wird ein Ärgerniß nehmen: — aber das iſt ſie an dir gewohnt. — Nun, es wird ſich wohl ein kanoniſcher Rechtsgrund ausdifteln laſſen."

„Nicht doch! Nicht das! Und was die Schweſter betrifft — Aureliana heißt ſie — ſo iſt Aurelia . . . nun, ſagen wir: nachſichtig."

„Ja, ja, man kann den Frauen die Eiferſucht nicht früh genug abgewöhnen. Sie iſt ja Sünde! Schließlich — ſieh hier an der beſonnten Südwand die beiden Apricoſen an Einem Zweig: du haſt Recht: man ſoll nicht trennen, was Gott verbunden!" Und er pflückte beide und verzehrte ſie, mit Wohlbehagen ihre Süße ſchlürfend, eine nach der andern.

„Aber nun höre," hob Hektor wieder an. „Die fromme Muhme — der Satan brenne ſie für ihre Frömmigkeit! — hat in ihrem Teſtament zwar ihre beiden Nichten zu einzigen Erbinnen eingeſetzt . . ."

Nun blieb der Biſchof abermals ſtehn und lachte ihm in's Geſicht: „Na, höre, mehr kannſt du doch eigentlich nicht verlangen. Du haſt beide hübſche Mädchen und Beider Geld ... was ... was willſt du denn nun noch?“

„Ah, die dumme Gans hat — als ſie ſtarb, kam's zu Tage! — ein Drittel ihres unermeßlichen Vermögens den Armen der Kirche ihres Geburtsorts vermacht.“

„Ei, Freundchen, gönne ihnen das Drittel.“

„Um keinen Preis! Bedenke, 100,000 Solidi!“

„Und zweimalhunderttauſend — plus der beiden ſchönen Weiber — haſt du: iſt dir das nicht genug?“

„Nein.“

„Nun, dich ehrt deine Offenheit. Ohm Dedo würde ſeinen Martial anführen: ‚Fortuna multis dat nimis, satis nulli,‘ das Glück giebt Vielen zuviel, genug Keinem!‘ Der Geburtsort iſt ...?“

„Clermont.“

Abermals hemmte Leodegar raſch den Wandel-

ſchritt. „Oh . . . Oh . . .“ pfiff er leiſe vor ſich hin. „Praejectus alſo, mein alter Widerſacher, iſt zuſtändig zur Klage? Ei, das reizt mich.“

„Herrlich!“

„Das heißt,“ der Biſchof begann, kopfſchüttelnd, auf's Neue zu wandeln, . . . „die Sache hat ihre Dornen! Zwar gerade die feine Rechtsfrage würde mich anziehen. Man müßte,“ er grübelte vor ſich hin, „man müßte die alte wurmſtichige falcidiſche Quart aus dem römiſchen Recht . . . was verſtehen unſere Richter viel davon? Große lateiniſche Brocken machen ihnen gewaltigen Eindruck. — Allein es wäre wieder Waſſer — Vollwaſſer! — auf die Mühle der Unzufriednen. Wieder eine „Beraubung“ (— unrichtig: zum Raub gehört Gewalt! —) der kleinen Freien zu Gunſten des Weltadels, würden ſie ſchreien. Und wenn dies Geſchrei immer wieder zu den Ohren des Königs dringt . . .“

„Ich denke, er folgt dir?“

„Ja, ja. Doch ſcheint er in der letzten Zeit

manchmal des Vormunds müde, ſo freien Spielraum ich ihm laſſe für ſeine . . . Freuden. Mitten durch ſeine Liederlichkeiten dringt manchmal ein anderer Ton: — ich weiß, woher der klingt!"

„Woher?"

„Aus Chelles. Die Heilige und die alte Betſchweſter Leutrud ſchreiben ihm fromme Briefe, bisher unſchädliche: ich leſe ſie ja alle heimlich vor ihm: aber in dem letzten haben ſie ihm von der Noth der Freien vorgejammert, die im ganzen Reiche unter dem Steuerdruck ſeufze! Ja, und — denke nur! — am Schluſſe hieß es: ‚erwäge, daß dem Königthum der Adel über die Krone zu wachſen droht, während deine einzige wahre Stütze gerade gegen dieſen Adel jene verzweifelnden kleinen Freien ſind'."

„Bei Sanct Martin! Das iſt nicht mehr Frömmigkeit, nicht mehr Weibergewäſch, das iſt . . ."

„Statskunſt. Seine — Ebroins! — Statskunſt! Ich kenne ſie inwendig und dieſe Weiblein haben ſie auswendig gelernt. Denke nur, das Königs-

bürſchlein ſtellte mich ordentlich zur Rede und verlangte meine Meinung über dieſen Satz.“

„Nun, du wirſt ihn . . .“

„Ich hab' ihn nur an die zweitauſend Bauern erinnert, mit denen jener Hochverräther den Willen des Hoftags brechen wollte. Ich hab' ihn erinnert, wie dieſer Bauerntrotz ſich ſchon gegen ſeinen großen Ahn, den erſten Chlodovech, erdreiſtete: — die Geſchichte jenes Krieges von Soiſſons, — ein frecher Heermann zerſchlug ihn, als ihn der König über ſeinen Beutetheil hinaus verlangte — ſie blieb ihm nicht erſpart, das magſt du glauben. Nun, das half für diesmal. Aber auf wie lange wirkt's? Miſcht ſich freilich mein alter Feind Praejectus ein, dann erheiſcht es die Selbſterhaltung . . . . Was iſt's, was meldeſt du, Akoluth?“

Der reichte unter tiefer Verneigung auf flacher goldner Schale ein kleines Pergament hin.

„Ein Brevis? Vom König? Du verſtatteſt, daß ich leſe: . . . ‚Begieb dich ſofort zu mir und lade

durch Eilboten den Patricius Hektor von Marſeille. Er iſt ſchwer verklagt — auch du biſt mit bezichtigt — durch den ehrwürdigen Biſchof von Clermont.'

Beide zuckten zuſammen.

„Gut," ſprach Leodegar, ſofort gefaßt. „Das iſt ein Trompetenſtoß: er ruft zum Kampf. Komm, tapfrer Hektor! Hier gilt's mehr als jene par Solidi: das wird der Kampf auf Tod und Leben."

II.

Mehrere Tage waren hingegangen über die Verhandlungen die zwiſchen dem Kläger Praejectus einerſeits, dem Beklagten Hektor und deſſen Rechtsbeiſtand Leodegar andrerſeits vor dem König waren geführt worden.

Nach Vernehmung von Zeugen, Verleſung und Vergleichung von Urkunden war auf den dritten Dienstag nach Pfingſten abermals ein Gerichtstag in dem Palatium zu Paris anberaumt worden: — in weit geſtreckter Friſt, den Parteien Zeit zu laſſen, noch andere Beweismittel bei zu ſchaffen.

Ein geſchäftiges Mühen von abreitenden und einſprengenden Boten aus dem Königspalaſt, dem Hauſe Leodegars, dem Kloſter des Iren Columba, in dem

Praejectus abgeſtiegen war, ließ erkennen, wie eifrig der wichtige Handel betrieben wurde. Denn in der That, nicht mehr blos um jenes fromme Vermächtniß handelte es ſich.

Die feſtgeſetzte Stunde war lange verſtrichen, die Urtheiler die Parteien und ihre Begleiter harrten ſchon ungeduldig auf den breiten Stufen der Freitreppen, die zu dem Palaſt hinauf führten, die Sommerſonne brannte heiß auf dieſen Marmor und die Bänke der Urtheiler, als endlich die Vorhänge rauſchten, die in das Innere führten und unter Voranſchritt des Pfalzgrafen der Meroving erſchien. Schleifenden Ganges kam er geſchlichen: er verſank und verſchwand in dem für Erwachſene bemeſſenen Königsmantel, den die goldgeſtickten Bienen allzulaſtend beſchwerten.

Mit einem müden Nicken des Kopfes erwiderte er die ehrdienigen Grüße der Verſammelten: es war ihm ſichtlich eine Mühe, die ſchweren Lider der Augen aufzuſchlagen: die Jahre unüberwachten, ungezügelten

Lebens hatten offenbar in der Zerstörung dieses jungen Lebens starke Fortschritte gemacht. Wie er die par Stufen des mit Purpur ausgeschlagenen, von einem Purpurbaldachin gegen die Sonnenstrahlen überdachten Thrones hinanstieg, strauchelte er über das lange Schwert, — das unnütze! — das ihm vom breiten, goldgestickten Wehrgurt nieder hing: er wäre gefallen, hätte nicht Leodegar, hinzuspringend, ihn mit seinem Einen Arm gehalten, ja den schon Gleitenden wieder aufgerichtet.

Ein finstrer Blick ward sein Dank: „Höchst überflüssiger Eifer, rector palatii," sprach der Knabe. „Voreilig! Zur Schau getragen! Der Enkel Chlodovechs bedarf nicht der Stütze auf seiner Ahnen Thron. — Entschuldige," fuhr er in ganz anderem Tone fort, „ehrwürdiger und theurer Herr Bischof von Clermont, daß ich dich warten ließ. Mein Arzt hat verboten, mich zu wecken. Da ich des Nachts nicht Schlaf finde, muß ich lang in den Tag hinein . . . . O, schiebt mir ein Kissen hinter den Rücken: — er

ſchmerzt. Nun, beginne oder vielmehr fahre fort in deiner Klage, Praejectus.“

Die vielen Jahre hatten das Haar des Biſchofs völlig mit Silber überhaucht, ſeine Haltung war nun die eines alten Mannes: aber die großen, durchdringenden blauen Augen hatten ihren hellen Glanz behalten und die Stimme ihren kräftigen Wohlklang.

„Herr König, der Fürſprech des Beklagten hat zuletzt vorgebracht, auch wenn das von ihm angefochtene Teſtament der Domna Benigna zu Recht beſtände, — Kraft eurer Herrſchergewalt hättet ihr zu verhüten, daß ſo viel Geld den nächſten Erbinnen entzogen und den Armen zugewendet werde.“

„Ja wohl,“ rief Leodegar. „Wie ſagt die Lex Romana? ‚princeps legibus solutus‘ das heißt: der Herr König ſteht über Geſetz und Recht und: ‚regis voluntas . . . .‘ oder, was daſſelbe ‚salus publica suprema lex esto,‘ des Königs Wille (der ſtets gleich iſt mit dem öffentlichen Wohl) iſt oberſte Richtſchnur des Handelns.“

Das ſchien dem Knaben da oben auf ſeinem Purpurſitz gar wohl zu gefallen: freundlich nickte er jetzt dem Unterbrecher zu.

„Mit Urlaub, Herr König, das war niemals Recht im Volk der freien Franken,“ ſprach da der Pfalzgraf Bodilo, Aigulfs Nachfolger, „und ſolche Rechtsbelehrung muß ich ſchelten.“

„Biſt du gefragt?“ ziſchte der König und ballte die dünnen Finger um den Drachenknopf der rechten Armlehne.

„Nein! Aber meines Amtes iſt's, ungefragt den richtigen Gang des Rechts vor dem Hofgericht zu überwachen: und ich wache ſchärfer als Aigulf.“

Der bleiche Jüngling drückte die Augen zu. „Warte nur: Hähne, die zu laut krähen, krähen nicht lange,“ murmelte er aus halb geſchloſſenem Munde.

„Ich aber ſage dir, Herr König,“ fuhr Praejectus fort, „du ſollſt ein König ſein nicht nur für die Großen und Reichen, vorab ein Schirmer und Schützer der Kleinen und Armen, die ſich ſelbſt nicht ſchützen

können: das gelobteſt du in deinem Königseid und das ſollſt du halten oder wehe deiner Seele nach dem Tode!“

Der Kranke zuckte zuſammen.

„Die Noth der Kleinen in deinem Reich iſt aber himmelſchreiend! Die Bauern um Clermont, um Rouen, um Poitiers, um Tours, um Orléans haben's nicht mehr ertragen. Sie haben zu den Waffen gegriffen!“ —

„Aufruhr? Infidelitas!?“ rief der bleiche König und fuhr empor.

„Ich darf's nicht entſchuldigen, aber ich muß es begreifen,“ ſchloß der Kläger.

„Bah,“ rief Hektor an's Schwert ſchlagend. „Ich ſprenge dieſe Haufen von Knüttel- und Sichel-Trägern mit meinen ſiebzig Vaſallen-Reitern allein auseinander.“

Da winkte Praejectus und aus den ihn verdeckenden Prieſtern ſeiner Begleitung trat ein ſtattlicher Krieger in voller Waffenrüſtung hervor.

„Herzog Hermengar!“ rief der König erſtaunt. „Du hier? Du ſollteſt ja die Feinde an der Gotenmark zurück werfen!“

„Sie ſind geworfen. Aber ſchleunig rief mich von dem Siegesfeld bei Nimes zurück der Hilfeſchrei deines Schatzmeiſters . . .“

„Was iſt mit meinem Bruder?“ forſchte Leodegar beſtürzt.

„Geſchlagen iſt er, auf's Haupt geſchlagen von den verzweifelten Bauern, die er in ihren Wäldern bei Orléans aufſuchte, ſie ſelbſt als Schuldknechte zu greifen, nachdem er ihnen das letzte Rind, den Pflug und das elende Bett genommen. Schwer verwundet liegt er zu Orléans: mit Mühe rettete ich die noch Übrigen ſeiner Schar. Schaff' Hilfe, Herr König, oder dieſe Flammen ſchlagen über dir zuſammen.“

„So übel hat man mich bisher berathen?“ grollte der und ſah drohend auf den Leiter des Palaſtes.

„Und in ſolcher Zeit will man den Armen von

Clermont entreißen, was ihnen frommer Sinn gespendet hat?“ rief der Biſchof.

„Gemach,“ entgegnete Leodegar unerſchüttert: „‚Justitia fundamentum regnorum.‘ Auf gerechtem Gericht ruht alles Königthum. Die beiden Nichten ſind die nächſten, die einzigen Familienerben: ihnen gehört die ganze Erbſchaft: — denn jenes Teſtament oder doch das zugefügte Vermächniß iſt — falſch.“

„Falſch? Falſch?“ ging es da mit ſtaunendem Gemurmel durch den Umſtand.

„Gieb Acht, was du ſagſt,“ warnte der Pfalzgraf. „Auf dieſem Wort, kannſt du es nicht beweiſen, ſteht . . .“

„Ehrloſigkeit, ich weiß,“ entgegnete der Fürſprech.

„Ich ſchelte die Urkunde falſch mit meinem Schwert,“ rief Hektor. „Kampflich ſteh' ich für die Schelte ein.“

„Wo iſt das Pergament?“ fragte der König.

„Hier,“ ſprachen Kläger und Beklagter zugleich. Und beide reichten ihm je ein Exemplar der

Urkunde auf den Thron, ſie auf ſeinen Schos legend.

„Seht nur genau hin, Herr König! In beiden Exemplaren — Praejectus vertraute mir das ſeine auf kurze Zeit an — iſt die Zeile, die das Vermächtniß enthält, mit andrem Atrament — jüngerem — geſchrieben oder doch übermalt.“

„Unmöglich!“ rief Praejectus. „Das hab' ich vorher nie wahrgenommen.“

„Doch iſt es ſo,“ ſprach der König. „Sieh her: ... dies iſt doch dein Exemplar? Das mit dem Biſchofkreuz gezeichnete?“

„Ja wohl. Eben erſt gab mir's Leodegars Tabellio zurück: ich zog es noch nicht aus der hölzernen Hohlrolle. Was ... was ſehen meine Augen? Wirklich .... das iſt andre Dinte ....“

„Und ebenſo in unſrem,“ ſprach Leodegar mit dem Finger auf die Zeile deutend. „Schau nur her, Kläger.“

Aber Praejectus ſtarrte noch immer auf das Per-

gament ... „Das ... das war früher nicht. Das iſt ... Zauberei. Oder“ — nun richtete er plötzlich die leuchtenden Augen auf den Biſchof von Autun „oder ... Schlimmeres.“

„Was ſoll das heißen?“ rief der laut. Aber die Entrüſtung ſchien gemacht und er ſenkte dabei die ſchwarzen Wimpern.

„Ich ... ich wage nicht .. noch nicht,“ fuhr der Ehrwürdige fort, ſeine Stimme bebte ... „gegen einen Bruder im hohen Amt ... Aber ich begreife nicht ...“

Da ſprach Bodilo, der Pfalzgraf: „Mit Gunſt, Herr König: beide Urkunden ſind nur Abſchriften: beglaubigte zwar, aber doch nur Abſchriften. Wo iſt die Urſchrift?“

„Verloren, leider verloren!“ erwiderte Leodegar achſelzuckend.

„Ja, verloren,“ wiederholte Praejectus. „So muß auch ich annehmen. Zwar fand ich in dem Nachlaß der frommen Frau — all' ihre Urkunden

hatte ſie vor ihrem Tode mir verſigelt zur Aufbewahrung überſandt — einen ſchmalen Pergamentſtreifen, — hier iſt er, Herr König, — auf dem offenbar geſchrieben ſtand, wo die Urſchrift — zur ſichern Behütung — hinterlegt war: ‚in Kloſter . . .‘ hieß es: allein der Name des Kloſters iſt abgeriſſen: ich fand nur einen kleinen Fetzen, die Buchſtaben darauf waren unleſerlich. Ich ſandte nun umher an alle Klöſter, um Clermont, um Marſeille . . . vergeblich.“

„Nun, unmöglich,“ höhnte Hektor, „können wir warten, bis alle Klöſter des Frankenreichs ihre modernden Urkunden durchſtöbert haben. Herr König, ich heiſche ein Urtheil des Hofgerichts.“

Da eilte ein Geiſtlicher des Praejectus in den Palaſt und flüſterte ihm in's Ohr: hoch auf horchte der.

„Ja wohl,“ fuhr Hektors Fürſprech fort, „die beiden allein vorgelegten Abſchriften ſind gefälſcht: es legt alſo kein Teſtament vor und jede der beiden

Richten erbt die Hälfte. Ich heische das Urtheil des Pfalzgerichts."

„Rasch rasch," rief Praejectus dazwischen. „Herein, herein mit ihr."

„Was unterbrichst du die Verhandlung?" grollte der König, dem das lange Sitzen verleidet war.

„Herr König," warf der Pfalzgraf ein, „noch ist der Beweis in vollem Schreitegang. Laß den Kläger gewähren. Welch' neue Beweismittel bringst du noch vor?"

„Eine Urkunde," rief der „und eine Zeugin. Platz! Platz! Gebt Raum dort an der Thür: Platz für die Königin Balthildis."

III.

„Was will die Nonne wieder in der Welt?“ grollte Hektor leiſe.

„Wer hat ihr verſtattet, ihr Kloſter zu verlaſſen?“ zürnte Leodegar laut. „Es ſteht unter dem Biſchof von Paris. Ich werde den fragen, ob er . . .“

„Nicht weiter, Rector,“ entgegnete der König. „Ich habe es vor ſieben Tagen unmittelbar unter die Krone geſtellt. Willkommen, heilige Frau Mutter! Was führt dich hieher?“

Erſchöpft ſank die Frau auf eine Polſterbank, die ihr die Geiſtlichen des Praejectus hinſchoben: man ſah an ihrem langen weißen Nonnengewand die Spuren haſtigen Rittes über ſchmutzige Wege.

„Was mich — gegen meinen Willen! — aus der

Stille des Kloſters hieher führt? Die Pflicht, mein Sohn, die Pflicht, für die Wahrheit, für die bedrohten Armen Zeugniß abzugeben. Sobald der Bote dieſes ehrwürdigen Dieners Gottes dort mit ſeiner Frage mich erreichte: — er meldete, heute ſchon falle hier die Entſcheidung! — raffte ich mich auf, holte die mir anvertraute Urkunde aus dem Altarſchrein, wo wir ſie verwahren, und eilte — mit Verſtattung der Frau Äbtiſſin — ſo raſch mich das Maulthier tragen konnte, hieher, ohne Raſt, ohne den Zügel zu ziehen. Hier iſt die Urſchrift des Teſtaments meiner alten Freundin Benigna. Und nun erfüll' ich zugleich die Bitte der Sterbenden: ſie beſchied mich an ihr Lager, ſie beſchwor mich, mit aller meiner Macht dafür einzuſtehen, — ich war damals noch Regentin dieſes Reiches! — daß das Drittel ihres Vermögens, wie ſie es in dieſer ſiebenfach verſigelten Urkunde — ſeht hin, die Sigel ſind unverletzt! — beſtimmt habe, doch auch gewiß den Armen von Clermont zukomme: denn ſie fürchte Alles von dem Patricius Hektor. Ich leiſtete ihr den

Eid, den ſie verlangte, und ſtehe hier jetzt, ihn zu erfüllen. Schirme das Recht, mein König und mein Sohn.“

Da durchdrang gewaltige Aufregung das Pfalzgericht: Leodegar erbleichte, Hektor griff trotzig an's Schwert.

Mit zitternden Händen zerſchnitt der König mit dem Kurzſchwert, das ihm der Pfalzgraf reichte, die Verſchnürung, die, unter den Sigeln hinlaufend, das Pergament zuſammen hielt, entfaltete es und las: . . . „den dritten Theil aber meines Nachlaſſes vermache ich den Armen der Kirche zu Clermont unter Verwaltung des hochehrwürdigen Biſchofs dort und ich bedrohe mit dem Fluche der ewigen Verdammniß Hektor, den Gatten meiner Nichte, und jeden ſonſt, der dieſe fromme Zuwendung anficht und jeden ſeiner Helfershelfer bei ſolchem Frevel und den Herrn König . . .“

Erſchrocken ſchlug der ein Kreuz.

„Und den Pfalzgrafen und das ganze Pfalzgericht, das dieſes Recht der Armen brechen wollte.

Und dieſes Vermächtniß hab' ich auch in die beiden Abſchriften dieſes Teſtaments genau eintragen laſſen, die ich für den Biſchof von Clermont und für meine Nichte Aurelia heute habe ſchreiben laſſen.

Dieſe Urſchrift aber habe ich, wie ich in einer Schedula in meiner Urkundenvaſe verzeichnet habe, in dem Kloſter Chelles unter Obhut meiner gnädigen Gönnerin, der Frau Königin Balthildis, hinterlegt, deren Treue und Frömmigkeit ich die genaue Ausrichtung empfehle. Gott gnade meiner Seele in Ewigkeit. Amen!"

Tiefes, eiſiges Schweigen folgte auf dieſe Verleſung, die der König in wachſender Erregung zu Ende führte.

„Herr Rector des Palaſtes," rief er nun aufſpringend, mit einer Schnellkraft, die überraſchte, „und du, Patricius, was ſagt ihr hiezu?"

Und drohend hob er die Urkunde empor: ſie kniſterte in ſeiner vor Zorn bebenden Hand.

Hektor fand kein Wort; finſter ſah er zu Boden.

Leodegar aber hatte ſich gefaßt: er warf das ſchwarze Haupt trotzig in den Nacken und ſprach: „Ich verlange, daß man augenblicklich den Schuldigen verhafte, meinen Geheimſchreiber Deſſavus. Aber raſch! Denn er verlangte dringend Urlaub: — im Gefühl wohl der Gefahr. Vielleicht iſt er ſchon entflohn.“

„Du aber ſollſt uns nicht entfliehen, Fälſcher,“ ſchrie der König außer ſich „und nicht dein Geſelle. Auf, Lanzenträger, ergreift beide und führt ſie in die Kerker des Palaſtes — in daſſelbe Loch,“ grinſte er, „wohin ihr damals Ebroin gebracht habt. Denn, — wie hat er doch geſagt, der gelehrte Biſchof? — ‚Justitia fundamentum regnorum‘.“

IV.

In dem düſtern unterirdiſchen Gewölbe der alten römiſchen Waſſerheizung, in das nur durch eine ſchmale Ritze im Gemäuer einiges Dämmern drang, gab ſich Hektor dumpfer Verzweiflung hin.

Unabläſſig durchmaß er mit haſtigen Schritten den engen Raum, ſeufzend, ſtöhnend, fluchend.

„Ah," rief er, „jede Waffe haben ſie mir abgenommen. Sonſt hätte ich ein Ende gemacht. Aber dieſe Mauern ſind hart genug: — ich werde mir den Schädel daran einrennen."

„Das wirſt du bleiben laſſen," meinte ſein Schickſalsgenoſſe gleichmüthig, ſich in einem Winkel des achteckigen Raumes niederlaſſend und den Rücken an die Wand lehnend. „Es würde deine Seele reuen,

ſähe ſie — vom Fegefeuer aus — mich alsbald aus dieſer Finſterniß wieder zu Licht und Glanz aufſteigen."

„Fegefeuer! Ach nein! Arger Biſchof! Dein ſchlimmer Rath, dem ich — wie immer — allzuwillig folgte . . . "

„Bitte: der eignen Geldgier biſt du gefolgt. Ich mahnte, den Armen jenes Scherflein zu gönnen."

„Hat mein Leben in Gefahr, meine Ehre in Schmach, meine Seele in die Hölle — fürcht'! ich — gebracht."

„Die Hölle! Ihr dummen Laien! Ihr wollt durchaus nicht begreifen, daß Sanct Petrus, der die Macht hat, zu löſen, nicht unerbittlich iſt. Ich habe längſt im Leben für die Heiligen ſo viel geſpendet und in meinem Teſtament für meinen Todesfall beſtimmt, daß ich ſicher bin, ich habe mich von der Hölle losgekauft, ich mag nun noch beginnen, was ich will. Ohne dieſe Überzeugung" — ein Schauer durchſchüttelte ihn — „müßt' ich freilich verzagen, ver-

zweifeln, vergehen vor Angſt! — Alſo mit der Hölle hat das gute Wege. Und dieſer Aufenthalt hier iſt allerdings keine luftige Sommerluſt wie die auf unſern ſchönen Villen. Aber er wird nicht lange dauern."

„Woher weißt du . . . ?"

„Genug, ich weiß. Und ſind wir erſt wieder frei und da oben im Licht, dann —" er ſprang plötzlich auf und ballte die Fauſt, „dann — wehe unſern Feinden! Praejectus! Nichts iſt dir geſchenkt! Und die Heilige, wenn ſie nicht bald ſtirbt, — nicht ganz geſchwind! — kommt mir in ein Kloſter, deſſen Schlüſſel i ch führe."

„Aber die Urkundenfälſchung?"

„Hat natürlich mein Schreiber verübt: — und der iſt ſchon ſeit vorgeſtern über die Berge nach Italien. So können ſie ihn nicht auf der Folter fragen. Wir aber ſind eben von ihm getäuſcht worden."

„Wird der König das glauben?"

Leodegar ſtampfte mit dem Fuß. „Der Abgrund verſchlingt den Knaben Childerich, bevor er uns weiter

ſchaden kann. Dies Gebilde, das Werkzeug meiner Hand, es ſträubt ſich gegen mich? Hei, fort mit der Miſchung von elender Mannes-Schwäche und knabenhaftem Trotz."

„Du willſt ihn . . . ?"

„Stürzen will ich ihn! In ein Kloſter mit dem Undankbaren!"

„Wahrlich, dein kühnes Planen iſt erſtaunlich. Du liegſt hier im Kerker und ſchickſt Andre in's Kloſter."

„Ich habe ſeinen Nachfolger ſchon bereit."

„Wer . . . wen? Aber wie müßig, ſolches zu bereden!"

„Meinſt du? Ich aber ſage dir: zwar noch die Mitternacht, aber nicht die Morgenröthe mehr findet uns hinter dieſer Eiſenthüre."

V.

Und also geschah's.

Bald nach Mitternacht ward draußen auf dem mit Granit-Quadern belegten Gange vor dem Achteck des Gewölbes, das als Kerker diente, ein leiser Schritt vernehmbar, den nur die schlummerlos und eifrig Harrenden hören konnten: bald ward ein Schlüssel angesteckt: er knarrte nicht: — er war in Öl getaucht: — geräuschlos öffnete sich das Schloß, geräuschlos ging die schwere Pforte nach Außen auf, eine Hand griff herein und zog den zunächst stehenden über die Schwelle: es war Leodegar.

Hektor zögerte, zu folgen: „Wohin? Es kann ein Mordbote des Königs sein!"

„Schweig, bei allen Heiligen!" flüsterte der Bischof

zurück. „Schweig! Gieb mir die Hand. So! Nun bücke dich. Die Waſſerleitung iſt niedrig.“

Nach zwanzig vorſichtig getaſteten Schritten ſtanden ſie abermals vor einer Thüre: dieſe war bereits angelehnt, ihr Führer ſtieß ſie auf: da leuchteten von dem dunkeln Himmel die Sterne auf ſie herab: tief ſogen ſie die weiche Luft der Sommernacht ein, die ſie nun ſtatt der dumpfen, feucht modrigen in den ewig triefenden Waſſergewölben begrüßte.

Eine zweite Geſtalt trat hinter den dichten, dunkeln Liguſter-Büſchen hervor: nun erkannte Hektor, daß ſie außerhalb der Mauer des Schloßgartens angelangt waren: ein Pferd wieherte, eine Waffe klirrte: er fühlte, wie ihm ein Wehrgehäng mit einem Schwert umgegürtet ward. Bald ſaßen die Flüchtlinge auf zwei raſchen Roſſen und ſtoben die große Straße hinab, die gegen den Strom hin führte — ohne Laut: die Hufe waren mit Stroh umflochten.

Wo die Straße an den Fluß ſtieß, lag am Ufer ein Nachen: der Ferge empfing ſie ſchweigend: vor-

ſichtig wurden die Gäule, dann die Reiter eingeſchifft, bald ſchoſſen ſie ſtromabwärts dahin. —

Als die Sonne über die Höhen von Saint Ouen emporſtieg, waren ſie ſchon lang in Sicherheit und trabten was die Pferde laufen konnten auf der guten alten Römerſtraße in der Richtung nach Rouen gen Nordweſt.

„Höre.“ rief Hektor, nun ſeine Neugier nicht mehr zügelnd, „wären wir unſchuldig, — ich glaubte an Wunder. . . . So aber . . .! Erkläre dieſes . . . Unerklärliche!“

„Sehr einfach. Schon ſeit Jahren war ich darauf gefaßt, einmal bei einem Umſchwung des Glücksrades in jene Tiefen geſchleudert zu werden. Oder vielleicht einen Freund daraus befreien zu wollen. Oder auch etwa einen dort in Unterſuchung gehaltenen Feind raſch verſtummen laſſen zu müſſen. Der Kerkerwart und ſeine beiden Söhne beichteten mir einen Raub-

mord, den ſie gemeinſam an einem Gefangenen verübt hatten. Ich ſprach ſie los unter der Bedingung, daß ſie mich, käme ich je dorthin, erlöſten in der erſten Nacht. Sie hielten Wort. Die fromme Menge aber wird in unſerer wunderhaften Befreiung einen Beweis unſrer Unſchuld ſehen. Schon gar mancher Engel des Herrn, der Gefangenen die Kerkerthüre erſchloß, trug wohl ſtatt der Flügel — die richtigen Schlüſſel. Aber horch! Von dort — aus dem Gehölz her — zur Linken der Straße — tönen Stimmen: — da tritt ein Mann — ſchon ſind es zwei, vier — aus dem Dickicht vor den Waldeingang: — ſie haben uns geſehen: ſie rufen uns an."

„Wer mag das ſein?" ſprach Hektor und griff an's Schwert. „Sollen wir halten?"

„Laß ſehen!" ſprach der Biſchof ſich vorbeugend. „Gewaffnet ſind ſie: — wohl Wachen oder Späher...? Jetzt tauchen noch mehrere auf. Aber es ſind keine Reiter darunter. Ich meine, wir jagen mitten durch ſie hin."

„Ja," ſo ſtimmte Hektor bei, ſich umwendend, „denn da von rückwärts, wo wir herkommen, taucht ebenfalls ein Haufe aus dem Waldesſaum auf: Waffen blitzen dort im Morgenlicht."

„Alſo vorwärts. Und durch!" rief der Biſchof und beide ſprengten, was die müden Gäule noch laufen konnten, gerade aus auf der Straße, die durch den Wald vor ihnen führte.

Aber nun ward plötzlich dieſer Wald lebendig.

Aus jedem Buſche, hinter jedem Baum und Strauch hervor, auf beiden Seiten der Straße ſprangen Männer, ſchlecht gewaffnet, aber gewaffnet, ohne Helm, Brünne und Schild, jedoch mit Knütteln, Senſen, Sicheln, Dreſchflegeln bewehrt, und — was hier gefährlicher war! — mit Bogen und Pfeil.

„Halt! Steht! Halt, in des heil'gen Hungers Namen!" ſchrie es den beiden Reitern entgegen und — bald — nach.

Die trieben die Roſſe mit lautem Zuruf an. Sie kamen aber nicht weit.

Ein Pfeil traf Hektors Pferd, ein mächtiger Stein das des Biſchofs: beide Thiere ſtürzten.

Im Augenblick waren ſie umringt von dem tobenden Haufen.

Beide Flüchtlinge ergriff eiſiger Schreck bei dem Anblick.

Denn nicht Menſchen, — böſe Dämonen ſchienen es, die einen hölliſchen Tanz um ſie aufführten: Weiber unter die Männer gemiſcht und gräßlicher, grimmiger anzuſchaun als dieſe: alle in Lumpen gehüllt, Har und Bart verwildert, barhäuptig, bararmig, barfüßig, die Geſichter vom Hunger, vom Elend, vom Haß abgemagert, entſtellt, angefreſſen; die tief eingeſunkenen Augen glänzend im Glanz des Fiebers, die hagern Finger wie Krallen gegen die Ergriffenen ausgeſtreckt; ein teufliſches Gejohle und Gehöhn, nicht Worte einer Sprache, ſchlugen an ihr Ohr. Gleich die erſten Männer und ein Weib, die ſie erreichten und ihre koſtbaren Gewande wahrnahmen, ſchwangen ohne Weiteres die breiten Gürtelmeſſer über

ſie: — das Weib hob drohend eine Spindel, deren eherne Spitze, ſcharf zugefeilt, blitzte.

Da gebot eine rauhe Stimme von rückwärts: „Halt! Laß, Nachtfahre! Brüder, laßt noch! Erſt ſehen, wer die bunten Vögel ſind.“

„Laß ſie mich am Spieße braten!“ gellte das Weib.

„Lebend ſind ſie vielleicht mehr werth als todt. Wer ſeid ihr?“ rief der Führer, ein baumſtarker, vierſchrötiger Kerl, der, die ungeſchlachten Glieder im Übrigen von ungegerbten Fellen mangelhaft verdeckt, um die Schulter wie eine Schärpe einen reich mit Gold geſtickten ſchmalen Purpurſtreifen geſchlungen hatte, in deſſen Knoten eine lange krumme Sichel baumelte; in der Rechten trug er eine dreiſpitzige Miſtgabel. „Sprecht, wer ſeid ihr, feine Herren?“

„Schweig!“ warnte Leodegar. Aber es war zu ſpät.

„Elender,“ ſchrie Hektor den Führer an und zog das Schwert, „wie kommſt du zu dieſem Pur-

pur? Ich erkenne ihn an den goldenen Buchſtaben. Das iſt ....“

„Das war das Banner des Schatzmeiſters Gairin .. Mit dieſer Fauſt riß ich's ſeinem Bandalar aus der Hand. Aber ich habe zu fragen, — nicht du. Wer ſeid ihr? Redet oder ....“

Und drohend hob er die blutgefärbte Gabel.

„Wir ſind eure Freunde,“ hob Leodegar an: „denn ihr tragt dieſe Waffen doch gegen den König? Wohlan, wir ſind Gefangene, ſo eben ihm entſprungen. Schützt uns: — er iſt unſer Feind wie der Eure.“

Aber nun hatte der andere Haufe, von hinten, von Südoſten heraneilend, die Stelle erreicht.

„Zu rechter Zeit zuſammengetroffen, Blutigel,“ rief deſſen Führer, ein buckliger kleiner Knirps, ein Kelte aus Aremorica, von brandrothem Haar den dicken Kopf umſtarrt. „Wie verſprochen! Jetzt geht's gemeinſam auf Rouen. Aber wen habt ihr da?“

„Wir wiſſen's noch nicht, Brandhahn. Der da iſt ein Prieſter: ... ſeht die Verſcheerung.“

Da warf ſich der Rothkopf vor Leodegar auf beide Kniee, ließ die ſcharf geſchliffene Senſe, die er auf der Schulter trug in's Gras fallen und flehte weinerlich: „Deinen Segen, heil'ger Vater, deinen Segen, bevor ich dich vielleicht abwürgen muß.“

„Hui,“ rief da ein Dritter der Neuangekommenen, den Dreſchflegel hebend, „aber der Andre da, der mit dem Schwert, — ei, das iſt Hektor von Marſeille! — Ich kenn' ihn! Er hat ſich meinen alten Vater als Schuldknecht eingefangen.“

„Was? Hektor? Der Patricius?“ ſchrie da eine heiſere Stimme. Und aus dem hinterſten Haufen ſprang, von Ruß über und über bedeckt, barhäuptig und barbeinig bis an's Knie, herzu ein rieſenlanger Köhler. Sein ſtruppiges ſchwarzes Haar war, eine Wunde zu bergen, um den runden Kopf mit einem rothen Lappen zuſammen gebunden. „Hund! Wo haſt du meine Schweſter hingeſchleppt?“

Und er ſchwang den wuchtigen Schürbaum hoch

in der Luft und zerſchmetterte dem laut Aufſchreienden den Schädel.

Sein Blut ſpritzte in Leodegars Geſicht.

„Brav, Reißewolf! Nun nieder auch der Prieſter!“ ſchrillte das Weib. „Hilf mir doch, Raubrabe, trauter Buhle!“

Auf dieſe Mahnung trat ein hübſcher Burſche vor und zückte den Dolch gegen Leodegar. „Alles, was du willſt, ſüß' Schätzlein!“ lachte er.

„Halt! Nein, Nachtfahre! Zurück, Raubrabe, du zärtlicher Bräutigam! Nicht doch!“ gebot der Schwarzkopf. „Er ſagt, er ſei dem König entſprungen. Feſſelt ihn! Aber feſt! Die Arme, auch die Fußknöchel bindet ihm zuſammen. Und werft ihn auf meinen Leiterwagen. Und ſchickt ihn dem König zurück nach Paris. Der zahlt wohl hohen Preis für ihn. Und jetzt vorwärts, ihr Brüder in Sanct Hungers Orden, vorwärts gegen Rouen!“

Zweites Buch.

I.

Auf der grünen Inſel des heiligen Patricius lag, in tiefſtem Frieden, weltentrückt, das Kloſter des Apoſtels Marcus mit ſeinen edeln, romaniſchen, würde- und weihevollen Formen.

Die Sonne ſank über dem fernen Wald im Weſten und vergoldete mit ihren letzten Strahlen wie den rothen, den Römern entlehnten Ziegelbau der Kirche, der nun im warmen Lichte erglühte, ſo die weiß bekalkten Mauern, die den Kloſtergarten umhegten; die Zinnen waren von wuchernem Epheu wie überſchüttet: Tauſende von Bienen trugen aus den gelblichen Blüthen heim: ihr Summen glich einem leiſen, langen, andauernden Gebet.

Und zu beten, in Gebet verſunken zu liegen ſchienen Himmel und Erde und Meer und die ganze Natur.

Im abendlichen Blau glänzten, zart roſa angehaucht, zahlloſe kleine Wölkchen, alle im Halbrund, zierlichen handgroßen Muſcheln vergleichbar: auf der glatten, ebenſo blauen Meeresfluth dort unten an der Küſte zogen ſie, genau geſpiegelt, ein Zweitesmal dahin.

Kaum wahrnehmbar rauſchte die letzte leiſe Welle der ebbenden See an den weißen Sand des vielzerklüfteten Geſtades.

Ein langer Zug von Silbermöwen ſtrich langſam, mit feierlichem, ſeltnem, lang aushaltendem Flügelſchlag, den Saum des Ufers entlang auf ein ſanft wogendes Schilficht zu, dort auf ſchmalem Werder zu übernachten.

Die blumigen Sommerwieſen, von rothen Feldnelken, gelben Butterblumen, blauen Glocken dicht überſät, ſchimmerten im Abendlicht; die müden Falter

flogen langſam über die ſanft nickenden Halme hin: auch ſie ſuchten beim Sinken der Sonne die Ruhe.

Aus dem dunkeln Wald gemiſchten Schlages, — Tannen und Buchen, — der im Weſten das friedliche Bild abſchloß, drang feierlich flötend das wohllautreiche Abendlied der Amſel.

Auch der ſchmale Bach, der zuerſt die Gartenmauern des Kloſters umgürtete und dann in ſanftem Gefälle zu Thale rann, ſchien langſamer als am Tage zu fließen: es eilte ihm nicht, das ſchöne Gelände zu verlaſſen: ohne rippelnde Wellen, eben floß er dahin: nur zuweilen hüpfte aus der glatten Flut ein Aſch oder eine Forelle, nach einer der zahlloſen Mücken ſchnappend, die im Sonnenſchein über dem Waſſer hin ihren geflügelten Reigen tanzten.

Und der tiefe Friede, die Stille des Abends ward auch nicht geſtört durch das ſeltne und leiſe Silbergetön, das ein par weiße Schafe hören ließen, die einer kleinen Herde führend voranſchritten: die Thiere ſtiegen gemächlich, immer wieder haltend und wähleriſch

aus den dicht sprießenden Blumen den Wegerich, die Weiß-Garbe, die jüngsten Kleeblätter rupfend, den sanften Wiesenhang hinan, der, den Bach entlang, aus dem Thalgrund gegen die Pforte in der Gartenmauer auf der Hügelkrone hin sich erhob.

Hinter den willig schreitenden Thieren, deren kostbare Wolle, musterhaft sauber gehalten, in hellstem Weiß leuchtete, schritt die junge Hirtin, ein Kind von kaum sechszehn Jahren; die schmalen Füßlein trugen keine Schuhe: das einzige Gewand, ein Linnenrock, hellblau wie die Blüthe des Flachses, reichte kaum bis an die feinen Knöchel: um die noch kindlichen Hüften hielt das Kleid ein geknoteter Gürtel von weißer Wolle zusammen und auf der linken Schulter festigte den Überwurf ein kleiner Zweig vom Rothdorn, dem die schmale weißrothe Blüthe belassen war; das braune Har fluthete, gelöst, vom unbedeckten Haupt in breitem Strom über den Rücken hin bis auf den Gürtel; in der Rechten hielt sie die schwanke Haselgerte, deren sie kaum je bedurfte; die linke ruhte

auf dem breiten Kopf des prachtvollen hochſchreitenden Schäferhundes, deſſen zottiges, dunkelgelbes Fell jetzt in der Sonne wie Gold leuchtete, wie er bedächtig, — wie nachdenkſam — neben der Kleinen dahin ſchritt, zuweilen mit den klugen treuen Augen ihren Blick ſuchend.

Wie ſie ſo langſam wandelnd daher kam, das ſchmale Geſichtchen durchleuchtet von zwei faſt allzu großen, hellbraunen Augen, die in bläulichem feuchtem Weiß ſchwammen, glich ſie mehr als einem Menſchenkinde jenen überirdiſch ſchönen Feen-Mädchen, von denen ihres Volkes Sage ſo hold zu flüſtern weiß.

Denn iriſch waren die Worte, die ſie leiſe ſummend vor ſich hinſang:

„Liebe Sonne, Sinkeſonne
Sei gegrüßt mir noch einmal!
Ach wie früh ſchon mußt du ſcheiden!
Denn dein Wagen hat gewendet
Und der Kuckuck ruft nicht mehr.

Raſch verglüht die Morgenröthe,
Früh verglüht der Thau im Graſe,
Früh im Moſe welkt das Veilchen,
Bald verblaßt der Regenbogen
Und der ſchöne Abendſtern.

Raſch vorüber zieht der Frühling,
Raſch vorüber flieht die Freude:
Früh muß ſterben, was da hold iſt,
Holdes Mädchen, freud'ger Knabe, —
Wartet nur, bald ſterbt auch ihr."

Wehmuthvoll verhallte der letzte Ton des kurzen, melodiſchen Liedes: auch die raſch verklingende Schwingung ſeiner Schlußlaute ſchien die trauervolle Klage des Inhalts zu beſtätigen.

Horch, da ward die ſchmale, bisher halb geöffnete Pforte, die von dem Weideanger in den ummauerten Hof und Garten des Kloſters führte, von Innen völlig nach Außen geſtoßen und auf der Schwelle erſchien die Geſtalt eines Knaben — oder war es ſchon ein Jüngling? — der, mit einer kleinen, drei-

eckigen Harfe ſich begleitend, dem eben verhallten Liede in gleicher Sprache antwortete:

„Klage nicht, o holde Karin,
Daß die Sonne und der Frühling
Und das Veilchen und die Freude
Und der Regenbogen müſſen
Frühe ſcheiden: — und auch du!

Denn das iſt der Reiz des Schönen
Und das iſt der Anmuth Zauber:
Hartes, Häßliches, Gemeines
Dauert wie der Stein der Straße:
Doch der Roſe Duft verfliegt.

Aber nicht verloren iſt er:
Daß er einmal hat geduftet,
Iſt für immer unentreißbar
Und in Gottes ew'gem Athem
Athmet er unſterblich fort.

Alſo, holde Karin, werden
Ungeſchieden auch wir Beide

Athmen fort in Gottes Athem
Und wenn hier wir früh verwehen, —
Holde Karin, freue dich.

Hier iſt Elend, Nacht und Sünde,
Dort iſt Wonne, Licht und Unſchuld:
Und je früher hier wir ſcheiden,
Deſto früher ſinken Beide
Dort wir an des Vaters Bruſt."

Der Jüngling trat nun über die Schwelle heraus in's Freie: da küßte der Vollguß der ſinkenden Sonne ſein licht-blondes, lang wallendes, aber ungelockt ganz ſchlichtes Haar, das in Einer ungebrochenen Welle auf die jugendlichen Schultern fluthete: die Kutte, die er trug, von ſchimmerndſtem Weiß, war offenbar aus der Wolle jener Herde gefertigt.

Er hielt die Hand vor die Augen, das blendende Licht des Sonnenunterganges auszuſchließen.

Da eilte der mächtige Hund Hirtin und Herde voraus in großen Sätzen, ſprang an dem Jüngling

hinauf und legte ihm die ſtarken Pranken auf die Bruſt.

„Ryan, treuer Geſell!“ ſprach er, ihm über den Rücken ſtreichend. Nun lief der zu den Schafen zurück und half, ſie rings umkreiſend und freudig bellend, die kleine Herde durch die Pforte in den Hofraum treiben und in den hier geöffnet ſtehenden Pferch. Ein ganz junges Lämmlein trug das Kind auf dem Arm hinein und ſtellte es neben die blökend rufende Mutter.

Nun reichte der Jüngling dem Mädchen die Hand: „Der Herr ſegne dein Kommen wie dein Gehen, Karin. Mein Gebet begleitet dich überallhin, über Berg und Thal, durch Wald und Heide.“

„Und meine Gedanken bleiben bei dir zurück wohin ich gehe.“

„Komm, laß uns draußen ruhen, vor der Mauerthüre, auf dem weichen Mos, und die Sonne vollends zu Golde gehen ſehn. Ryan, ſo! Lege dich nur zu meinen, — zu unſern Füßen!“

„Gern! Es iſt gar ſchön hier, ſtill und friedlich: — als wäre dies Stück Welt, dieſer Anger und der Wald, herausgehoben aus der Erde . . .“

„Und wir zwei Beide lebten allein darauf! Etwa wie auf dem Abendſtern, der dort aus den Dämmerwolken grüßt.“

„Schau, Freund Innocens, was ich dir mitgebracht und wie ich allüberall deiner gedacht habe: — bei jedem Schritt: auf der feuchten Wieſe am Bach, auf der ſonnigen, trocknen Heide und im ſchattigen Walde.“

Sie griff in ihre weite Hirtentaſche von geflochtnem, weißem Baſt, die ſie am Gürtel trug, und holte daraus einen Blumenkranz hervor, der in allen Farben leuchtete: vom tief ſatten Goldgelb des Ginſters bis zum hellblauen Wild-Ritterſporn und zum veilchenblauen Nachtſchatten, von dem purpurnen Fingerhut bis zu der weißen Seeroſe, die am Ufer hin auf dem Teich des nahen Waldes ſchwamm.

Sie hielt ihm das Gewinde vor die ſtaunenden

Augen, dann drückte ſie es ihm mit leichtem Schwung auf die blonden Haare.

Nun ſchlug ſie in die Hände: „Ei, Innocens, wie ein König ſiehſt du aus!“

Da erſchrak der Jüngling, und haſtig nahm er den Kranz ab: „O laß . . . laß, Liebe! Nicht dies Wort.“

„Und weßhalb nicht? Und warum verſchmähſt du meinen Schmuck?“

„Weil . . . weil: . . . nun, du magſt es wiſſen. Der Biſchof-Abt hat mir nicht Schweigen auferlegt. Weil ich — ach, leider, leider! — ein Königsſohn bin, ja ein entthronter König!“

„O, wie traurig!“ rief die Kleine, aufſpringend. „Da darf ich nicht mehr wie mit einem Bruder mit dir . . . ! Aber wie ſelbſtiſch von mir!“ Und ſofort warf ſie ſich auf beide Kniee vor ihm nieder — ſehr erſtaunt betrachtete der verſtändige Ryan dies ungewohnte Gebahren! Als ſie nun aber vollends die Hände zuſammenlegte, in der uralten Form der Hul-

digung, und ihm zurief: „Ich huld'ge dir, Herr König,“ da ſtimmte er mit lautem Bellen freudig bei.

„Nicht, nicht doch!“ mahnte Innocens, und drückte das Kind wieder auf ſeinen Sitz zurück. „Still, Ryan!“

„Mich wundert's aber gar nicht! Du kamſt mir ſtets anders vor als Andre, als die Väter und Brüder im Kloſter. Und König welches Reichs? Etwa gar von Avălon, dem Feenreich?“ Und mit leiſem, aber ſüßem Schauer des Aberglaubens ſah ſie zu ihm auf.

„Nein, nein. Im Oſten — weit von uns, fern über der See — liegt ein großes Land: — Auſtraſien heißt's: — das iſt mein Königreich!“

„Und ſeit wann weißt du das?“

„Seit heute früh. Bei Tagesanbruch — ich lauſchte durch das offne Fenſter meiner Zelle dem ſilbernen Geläut deiner abziehenden Lämmer — trat Wilfrid, der große Biſchof-Abt, an mein Bett, ſprach mit mir den Morgenſegen und hob darauf an: ‚Es

iſt nun die Zeit gekommen, mein Innocens, da du reif und verſtändig genug biſt, zu vernehmen und zu verwerthen, was du und wer du biſt. Heute vor zwölf Jahren war's, daß dich, den Schlummernden, ein mächtig Seeſchiff an unſere Küſte brachte, dort unten, ſiehſt du, in der Lough-Bucht. In einem Langſchild trugen ſie den Schlafenden uns herauf. Das eine runde Ärmchen hing heraus: — auf dem andern ruhte, in dem dichten Geflechte des gelben Hars, das roſige Geſicht. Franken waren's, die dich brachten, Männer aus dem Oſtland, wo Berge ragen und Ströme fließen deren Namen ich damals noch nie gehört hatte. Unter ihnen war ein frommer Prieſter, Romarich, den ich vor Jahren in der heiligen Stadt am Tiber kennen gelernt hatte, an den Gräbern der Apoſtelfürſten: das gemeinſame Gebet an ſolcher Stätte hatte uns befreundet. Der erzählte denn, — und die Krieger, die ihn begleiteten, beſtätigten es: — in jenem fernen Oſtreich der Merovingen ſei ein frommer König, Sigibert, zu Sterben gekommen:

da habe er ſeinen einzigen Sohn, einen zarten Knaben, der Treue ſeines Hausmeiers, Grimoald, empfohlen: der habe geeidet auf den Heiligen, das Kind auf des Vaters Thron zu erheben und auf dieſem Thron zu halten mit ſtark ſchützender Hand. Aber nach des Königs Tod habe der eidbrüchige Mann raſch ſeinen eignen Knaben, Childibert, auf den Königſtuhl geſchwungen, in deſſen Namen zu herrſchen; den echten Erben aber habe er morden wollen'."

„O Gott, kann ſolche Sünde ſein auf dieſer ſchönen Erde?" rief das Mädchen und ſah gen Himmel auf und Thränen füllten ihre Augen.

„„Schon ſei der Dolch über dem Kinde gezückt geweſen, da habe Romarich ſich zu des Gewaltherrn Füßen geworfen und habe ihn angefleht, des unſchuldigen Blutes zu ſchonen: er wolle den echten Erben in ein Kloſter bringen, ſo weltentrückt, ſo fern dem Reich der Franken, daß weder der Knabe, noch ſonſt ein Menſch auf Erden daran je denken könne, zurück zu kehren oder ihn zurück zu holen auf jenen

Thron. Und der Tyrann gab nach. Und der Prieſter führte den Geretteten davon — hieher zu mir: denn du biſt jener Knabe, biſt Dagobert, des Frankenoſtreichs Erbe'."

„Ich grüße dich, ich grüße dich, Herr König!" rief das ſchöne Mädchen und küßte ihm wiederholt die Rechte.

Und Ryan leckte ihm die Linke, die im Graſe lag.

„„Und deßhalb — fuhr der ehrwürdige Abt fort, — deßhalb hab' ich dich zwar hier im Kloſter, wie einen Kloſterknaben, wie einen künft'gen Prieſter erzogen, aber niemals dir, ſo oft, ſo heiß du darum bateſt, das volle Kloſtergelübde abgenommen oder irgend eine Weihe zugedacht'."

„Warum nicht?"

„So forſchte auch ich. Wilfrid aber gab Beſcheid: ‚weil wir Gottes Willen nicht vorgreifen dürfen, der dich vielleicht zu großen Dingen auserſehen hat. Denn wiſſe: übel gedieh dem Treubrecher die That: die wackeren Franken jenes Oſtlands,

die der Arge mit Liſt und Gewalt überrumpelt hatte, ermannten ſich alsbald, erhoben ſich gegen ihn, lieferten ihn gefangen dem Meroving, der zu Paris das Weſtreich beherrſcht, zur Todesſtrafe aus und hätten zornig auch ſeinen Knaben getödtet, hätte nicht Romarich, der dich gerettet, auch deſſen Leben gewahrt. — Er erinnerte, daß der nun geſtürzte Grimoald ja auch dein geſchont habe: ſo flüchtete er auch dieſen Unſchuldigen in ein Kloſter — in Wälſchland am Po. Allein Frieden und Ruhe iſt doch nicht eingekehrt in dem unſeligen Oſtreich der Franken: blutige Kriege mit dem Weſtreich, zwiſchen den raſch wechſelnden Knaben auf jenen Thronen, Empörungen und Fehden der Großen laſſen es nicht gedeihen: es iſt, als ob der Fluch des Herrn ſo lang auf dem Lande laſte, bis die Schuld geſühnt iſt, die durch des rechten Erben Verſtoßung darauf geladen iſt. Und deßhalb hab' ich in den letzten Zeiten erſt recht nicht nachgegeben deinem dringenden Bitten, dir die Gelübde abzunehmen: nur das erſte, unerläßliche für

Alle im Kloster, das des Gehorsams gegen mich, mußt' ich dir auferlegen. Und wohl mir, heil mir, daß ich also verfuhr. Gott hat mich dabei erleuchtet. Denn wisse: was ich Jahre lang geahnt — gehofft: — es ist geschehen. Was ich lang in dieses Klosters Stille geträumt, das hat nun draußen in der Welt die Gedanken der Großen, der Mächtigen ergriffen in beiden Reichen der Franken.

Jener Priester hat jüngst, bevor er die Welt für immer verließ und Abt eines Klosters ward, frommen Bischöfen und wackern Palatinen zu Metz — das ist deines Reiches Hauptstadt und Hauptveste — entdeckt, wo du in Verborgenheit bisher gelebt.

Und nun senden mir wohlmeinende Männer Boten und Briefe, — immer häufiger, — und rufen dich auf deinen angestammten Thron. Ein ehrwürdiger Bischof aus dem Westreich, Praejectus, tapfre Krieger aus dem Ostreich haben sich verbunden, den bösen Wirren dort ein gottgefällig Ende zu setzen, indem

ſie, das alte Unrecht ſühnend, dich, den alle Frevel dieſer Jahre dort nicht beflecken konnten, den Reinen, auf den Thron erheben, der ihm längſt gebührte'. So ſprach Wilfrid der Abt und Biſchof: ich aber warf mich auf die Kniee vor ihm und beſchwor ihn unter heißen Thränen, mich doch nicht zu verſtoßen, mich doch nicht aus dem heil'gen, ſel'gen Frieden dieſes Kloſters, aus der Unſchuld dieſes Lebens hinaus zu treiben in eine Welt, von der ich ja nichts, gar nichts weiß, als das ungezählte Leidenſchaften, Laſter, Frevel ſie beherrſchen. Er aber ſchüttelte das weiße Haupt, ging hinaus und überließ mich meinem Weh. Nie war er doch ſo grauſam gegen mich!"

Er erhob ſich ſeufzend. Da ſprang die Jungfrau auf und mit leuchtenden Augen rief ſie:

„Recht hat er, Recht, bei allen Heiligen! Längſt ſagte mir das Herz: dein Freund iſt was anderes, höheres, zu höherem berufen als all' die Andern hier. O Dagobert, mein Stolz, bedenke, welcher Beruf: das Unrecht ſühnen, das Recht herſtellen, der Retter,

der Erlöſer ſeines ganzen Volkes werden! Du mußt! Du darfſt nicht anders! Ich grüße dich, mein König und mein Held."

Und abermals wollte ſie auf die Kniee vor ihm ſinken, aber er fing die ſchlanke, noch ſo kindliche Geſtalt auf in ſeinen Armen und drückte ſie an die Bruſt.

Freudig und laut bellte Ryan und ſprang an Beiden hinan: — er hatte das noch nie geſehn: doch ſichtlich gefiel's ihm.

Da thaten ſich die wieder halb zugefallenen Flügel der Mauerthüre weit auf und hervor traten zwei Männer, die unvermerkt das Geſpräch und deſſen Abſchluß mit angehört und angeſehen hatten: der ehrwürdige Biſchof-Abt Wilfrid, deſſen Haar ſo ſilberweiß war wie die Wolle ſeiner Kutte, und neben ihm eine ſtattliche Kriegergeſtalt in voller Waffenrüſtung, einen weißen Stab, von einer goldnen Kugel gekrönt, in der Rechten.

„Amen," ſprach der Abt die Hand auf die Häup-

ter des jungen Pares legend, das, überraſcht, aber ohne Beſtürzung oder Beſchämung, vor ihm ſtehen blieb.

„Aus dieſes Kindes Mund ſprach Gottes Wille. Er geſchehe auf den Thronen wie an den Herzen.“

Der Krieger aber ſank auf das linke Knie vor dem Jüngling und ſprach: „Ich grüße dich, Herr König von Auſtraſien, im Namen deines treuen Volkes. Geſtorben iſt der Merovinq, den wir zuletzt, nicht wiſſend, daß und wo du lebteſt, auf den Thron zu Metz geſetzt hatten: der Königsſtuhl ſteht leer, er harrt des rechten Erben: ich aber komme, ich vor allen Andern, dich darauf zu führen um meines Geſippen Grimoald Schuld zu ſühnen: denn wiſſe: ich bin ſein Neffe Pippin. Eben landete mein Schiff dort in der Bucht: es liegt bereit, dich zurück zu führen, in das Reich, das Erbe deiner Väter. Hier nimm ihn hin, den Königſtab der Franken.“

Er erhob ſich.

Aber heftig wehrte der Jüngling ab: „O nein! O nein! Ich bitte, ich flehe euch an! Schonet mein! Reißt mich nicht aus Frieden und Stille in den böſen Kampf, in den Lärm der wilden Welt. Ich bin ihr nicht gewachſen. Ich ſehe ſchon Blut — Blut — gezückte Waffen! — O nein! Ihr treibt mich in's ſichere Verderben. Und fort von hier? Und fort von ihr, von dieſer? Die ich bis heute nur wie eine Schweſter zu lieben wähnte, — die ich aber — ich fühlt' es jetzt, als ſich unſre Lippen fanden im erſten Kuß! — die ich heiß liebe als meiner Seele andre Hälfte: — als meine Braut. Und ich fühl's, ich ſeh's: — auch ſie . . . ! Wie? Dieſe Liebe, — kaum entdeckt, — ſoll ich laſſen? Nein. O nein!"

Und zärtlich drückte er, mit beiden Armen ſie umfaſſend, die vor Weh und Wonne Bebende an ſeine Bruſt.

Der Abt aber ſprach: „Was ihr beiden Kinder jetzt entdeckt, — ich hab' es wachſen, blühen ſehen

all' die Jahre her. Sieh, König Dagobert, auch deßhalb verbot ich dir die andern Gelübde. Kraft deines Gelübdes des Gehorſams aber fordre ich, befehle ich, daß du dieſen Stab ergreifſt."

Zögernd gehorchte der Jüngling. „Und Karin . . .?" fragte er, ſie enge an ſich ziehend.

„Führſt du als deine Königin mit nach Metz," rief Pippin. „Noch keine ſchönre hat die Moſel je geſpiegelt."

„Ja," ſchloß der Abt „und daß ihr's Alle wißt in jenem fernen Land und ſie auch nach ihrem Blute gebührend würdigt: von königlichem Abſtamm iſt auch ſie: — und ähnlich wie Dagoberts ihr Los. In Wales, auf der großen Inſel der Brittannen, trug ihr Vater Llewellyn, trugen ihre Ahnen Krone. Die wilden Sachſen eroberten das Land: ihr Vater, all' ihre Geſippen fielen im Kampf, die Mutter ward von treuen Männern über's Meer hieher geflüchtet: hier genas ſie dieſes Kindes und ſtarb. Allverlaſſen, allverwaiſt wuchs in unſerm Schutz das Königskind

heran in einer Hirtin Demuth: nun aber hat ihr Gott, hat ihr die Liebe die Krone auf das junge Haupt gedrückt.“

II.

Tief in den Buchen und Tannen des Wasgenwaldes, verborgen in grüner Wildniß-Einsamkeit, lag das Kloster Luxeuil, die Stiftung des feurigen Eiferers Columba.

In einer rauhen Herbstnacht jagte der Wind die dichten Nebelmassen von draußen über die hohen Mauern bis in den geräumigen Klosterhof, wo die in düstrem Roth glimmenden Pechfackeln auf ihren hohen eisernen Ständern in der Nässe fast zu verlöschen drohten.

Obgleich die Mitternacht vorüber war, brannte noch Licht in einzelnen Zellen: manche der Mönche lagen noch dem Gebet oder dem Lesen in frommen Büchern ob.

Die ſchmale Pforte einer ſolchen Zelle auf einem der hochgewölbten Steingänge ward von Außen behutſam geöffnet und der Abt trat über die Schwelle, ein alter, ehrwürdiger Mann, aus deſſen faltenreichen Zügen ſchwere Lebenserfahrung nicht minder als gottesfürchtige Ergebung ſprach.

Das graue Haupt ſchüttelnd blieb er am Eingange ſtehen. Der einſame Inſaſſe des ſchmalen Gelaſſes hemmte plötzlich den raſchen, haſtigen Schritt, mit dem er den engen Raum durchmaß und hielt hart vor ſeinem Beſucher.

„O Vater Romarich! Noch immer nicht zur Ruhe? Bei deinen hohen Jahren! Und bald ruft dich ſchon wieder die Hora. Du ſollteſt ſchlafen!“

„Wie kann ich ſchlafen, Bruder Renuntiatus,...“

Der Angeredete machte eine unwillige Bewegung.

„Wenn ich unter meiner Zelle ſtundenlang in der Stille der Nacht deinen raſtloſen, ruheloſen Schritt über dieſe Quadern hin vernehme! Du haſt und

findeſt, ja du ſuchſt gar nicht den Frieden, mein Renuntiatus . . .“

„Nenne mich nicht ſo,“ rief der Andre mit dem Fuße ſtampfend, „Ebroin, heiß ich, Ebromuths Sohn,“ und ſo will ich heißen und bleiben, leben und ſterben. Jenen Namen — er iſt eine Lüge! — hat man mir aufgezwungen wie dies ganze unleidliche, unerträgliche Leben hier im Kloſter: das heißt — für mich — im Kerker. Wahrlich, längſt hätt' ich mich aus dieſer ſeelenzermürbenden Gefangenſchaft befreit: — ein Sturz vom Kloſterdach in den Hof zerſchmettert mit dem gequälten Gehirn zugleich die darin tobenden Gedanken . . .“

Der Alte ſchlug ein Kreuz vor Entſetzen: „Welcher Frevel! Welche Sünde gegen deinen Schöpfer!“

„Hielte mich nicht Eins zurück.“

„Mein Sohn, du hätteſt längſt den Rath befolgen ſollen, den ich dir — mit dem weislich gewählten Kloſternamen! — ertheilt habe, bald nach deinem Eintritt in dieſe friedlichen Hallen. Du hätteſt

dich aus unſerem Gefangnen in unſern Genoſſen verwandeln, du hätteſt das Mönchsgelübde ablegen, der Welt und ihrer Eitelkeit entſagen ſollen für immerdar. Dann hätteſt du Friede gefunden in dieſer Zelle, in der du nun herum raſeſt wie ein gefangenes Raubthier."

Grell auf lachte Ebroin. „Gut, dies Gleichniß! Beſſer gewählt als jener Name! Ja, ja: ich ſah einmal am Hofe des Knaben, der mich hier eingeſperrt hält, einen mächtigen Bären aus den Ardennen. Das arme Thier hatten ſie in einen vergitterten Käfig gezwängt, in dem es ſich gerade wenden konnte. Unaufhörlich, Nacht wie Tag, wandte es ſich, trippelte die drei Schritt, die es machen konnte, riß verzweifelt an dem Eiſengitter, und wandte ſich wieder und trippelte wieder und riß wieder: . . . ., der böſe Königsbube ſtand dabei und hielt ſich den Bauch vor Lachen über die ohnmächtige Wuth, den Freiheitsdrang des ſtarken Geſchöpfes, das ihn mit einem Druck der Pranke zerquetſchen konnte; und er ſchlug

zuweilen hinein mit ſchwanker Gerte. Nach ſechs Nächten verendete das prachtvolle Thier in Raſerei. O, länger als der Bär, ſcheint's, hält der Menſch ſolche Qualen aus."

„Du Armer! Ich habe dir mehr Freiheit gewährt, als . . ."

„Als du darfſt, ich weiß. Ich darf wie im Hof, ſo im Kloſtergarten umher laufen, ganz wie jener Bär: — aber überall ragen unerſteiglich, glatt, ſenkrecht die hohen düſtern Mauern auf. Ah, nur Eines hält mich noch am Leben!"

„Unſeliger, ich weiß es: die Rachſucht!"

„Ja, ja, ja!" ſchrie der Gepeinigte tobend, „ich läugne's nicht. Wehe, wehe meinen Feinden, meinen Quälern allen, die mich all' dieſe Tage meiner beſten Manneskraft hier eingeſperrt halten, während draußen das Leben freudig weiter fluthet. Ach neulich drang des Hifthorns fröhlicher Klang in dieſes ſchweigende Grab: — draußen folgte die laute Jagd dem flüchtigen Hirſch. Und ich? — Oh ich lag auf

meiner Binſenmatte da und las das tief verhaßte Buch des heiligen Auguſtinus.“

„Ich darf dir ſtets nur je Eines geben ....“

„Da weinte ich. Vor Sehnſucht. Oder vor Wuth. Wehe, führ' ich einſt wieder ein Schwert in meiner Fauſt, wehe Allen, die an mir und an dieſem Frankenvolke freveln! In Strömen will ich ihr Blut vergießen.“

„Die Rache iſt mein, ich will vergelten, ſpricht der Herr.“

„Nein, Alter! Dieſe Rache iſt mein. Zittert, bebt vor Ebroin dem Rächer! Aber nicht der Rächer nur, — der Retter Ebroin lechzt nach Freiheit, Macht, nach dem ſchützenden wie ſtrafenden Schwert. Bis in dieſe Einſamkeit dringt zuweilen durch Flüchtlinge, die Aſyl ſuchen, durch Brüder, die du an den König, an die Heilige im Kloſter entſendeſt, warnende Nachricht von dem Unheil, das allüberall dies Reich zerfleiſcht. Nicht nur Leodegar und ſeiner Mitſchuldigen Druck und Gewalt gegen die Freien, — auch des

knabenhaften Böſewichts, des Königs, Übelthaten, die Fehden der Großen untereinander, das Aufkommen von Gewaltherrn in allen Provinzen von Neuſter und Burgund: — all' das hat die kleinen Leute zur Verzweiflung getrieben. Ich ſehe, ich höre das Vaterland zertreten und ich liege hier, wie ein treuer Hof-Hund an die Kette gefeſſelt, indeſſen Räuber und Mordbrenner das Haus plündern und zerſtören! O, zuweilen fürcht' ich, wahnſinnig zu werden. Ich ſehe dann nichts mehr vor den Augen als Blut, Blut, rothes Blut!"

„Bei allen Heiligen, Bruder! Dann — in ſolchen Augenblicken — nimm deine Zuflucht zum Gebet."

Schrill lachte der Gequälte: „Beten? Hei, zu wem ſoll ich beten? Leer iſt der Himmel. Wie ſoll ich glauben an einen Gott, der ſolchen Frevel, ſolches Unrecht triumphiren läßt? Und ſolchen Undank! Das, das traf am Allerſchwerſten, daß die Geringen, deren Errettung ich all' mein Leben geweiht, daß die Bauern, die ich zu ihrer Befreiung hergerufen, von

ein par heuchlerischen Worten bethört, sich gegen mich wandten, mich niederzwangen, in Fesseln schlugen. Damals ist, frommer Romarich, etwas gerissen in mir: das Beste an mir: — das Band, das mich in Herzensgüte an die Menschen gebunden hatte. Ich bin verwandelt: — fürchterlich verwandelt, mir selbst oft unheimlich! Früher konnte ich, statt an Gott, an meine Macht und Stärke glauben: — ah, wie dein Gott hat meine Stärke mich verlassen. Hier lieg' ich, in ohnmächtiger müssiger Wuth mich verzehrend . . . !

Aber wartet! Bei allen Schrecken der Hölle! Komm' ich jemals frei, — jedes Mittel, das zur Rache und zum Siege frommt, sei willkommen. Seit sie mich von meiner frommen Mutter und von jener Heiligen gerissen, haben mich alle guten Gewalten verlassen: böse Geister sind in mich gefahren! Und gerne, könnt' ich nur an ihn glauben, schlöß' ich, um den Preis der Rache, Bündniß mit dem Satan!"

Und in wildem Weh warf er ſich auf das Antlitz nieder auf die morſche Schilfmatte der Zelle.

„Du raſeſt ſchon, Unglücklicher! Ich bete, daß . . .“

„Horch, was war das?“ rief Ebroin jäh aufſpringend. „Ein Hornruf vor dem Außenthor! Auf der großen Straße! Das iſt der Ruf der königlichen Lanzenreiter. Ah, wie lange hört' ich ihn nicht mehr!“

„Und nun,“ forſchte Romarich, — „man ſchlägt mit Waffen an das eherne Thor — was kann ſo ſpät noch . . . ?“

Der ſchmale Mauerritz, der das Fenſter der Zelle erſetzte, verſtattete nicht den Blick auf das große Hofthor.

Doch hörte man nun, wie es geräuſchvoll geöffnet wurde: die roſtigen Angeln knarrten, die ſchweren Riegel klirrten, die langen Thorketten raſſelten zur Erde. Fackelglanz ſchien den düſtern Hof zu erhellen: die Hufſtritte von mehreren Roſſen hallten auf dem

Steinpflaster, Waffen klirrten, rauhe Stimmen — nicht der Mönche! — wurden vernehmbar.

Schon näherten sich Schritte auf dem Klostergang der Zelle: die Thüre ward aufgerissen: im Geleit des Pförtners und des Probstes wurden zwei Lanzenreiter des Palastes sichtbar, die den Abt ehrfürchtig begrüßten: „Du bist Romarich, so sagten die Mönche. Und das ist der tapfre Ebroin ... wir kennen ihn! Nun, Ebroin, wir bringen dir Gesellschaft: der Herr König hat befohlen, daß dieser Gefangne hier — hinter uns — deine Zelle theile: ‚der Fuchs mit dem Bären', gebot er lachend dir zu sagen: es ist Leodegar, einst Bischof von Autun."

Drittes Buch.

I.

Einige Wochen darauf wandelten die beiden Gefangenen in tiefem Gespräch in dem großen Garten, der ſich an der Rückſeite des Kloſters hinzog.

Das rauhe Herbſtwetter war ſonnigen Tagen gewichen: um die Mittagſtunde flogen Bienen und Falter, aus der Erſtarrung durch die freundliche Wärme in das Leben zurückgerufen, auf die letzten noch blühenden Blumen: Aſtern und Herbſtzeitloſen.

„Und ſo hat alſo," begann Leodegar, an einer Biegung der ſäuberlich mit gelbem Sand beſtreuten Gartenwege Halt machend, „jener boshafte Bube das Gegentheil von dem erreicht, was ſeine arge, giftige Abſicht war: er wollte jedem von uns die Gefangenſchaft noch bittrer vergällen durch die engſte Geſellung

mit dem Andern: und was hat er erzielt? Unter den alten Freunden, die kurze Feindschaft — auf beiden Seiten verschuldet! — entzweit hatte, hat er die frühere Eintracht wieder hergestellt. — Verweile, Freund: da droht eine Biene zu ertrinken in dem Becken des Springbrunnens. — Ich kann kein Thier leiden sehn."

Und der Bischof kniete nieder und hob nicht ohne Mühe mit seiner Einen Hand die halb todte Imme auf einen sonnenbeschienen Grashalm. „Nun wirst du dich rasch erholen, Geschöpflein" lächelte er, aufstehend.

Ebroin hatte ihm aufmerksam zugesehen, mit verwunderten Augen.

Nun schritten sie weiter.

„Hieher, in die Sonne. Nicht, Freund?" fragte der Priester.

„Nicht allzurasch, nicht allzuoft," grollte Ebroin, die Brauen furchend — tiefe Falten hatten sich ihm in der Gefangenschaft senkrecht zwischen die Augen

gegraben — „das Wort Freundſchaft über die glatte Zunge gleiten laſſen. Entweih' es nicht! So weit ſind wir nicht und kommen nie mehr dahin! Es fehlt ....“

„Was fehlt dir denn noch immer? Die Geſchichte meines Sturzes hab' ich dir — ohne jede Verſchweigung! — erzählt: habe auch eingeräumt, daß ich nicht ohne Schuld dabei bin. Ach ja, wohl allzu eifrig hab' ich vor meinem Geheimſchreiber, dieſem nur zu fingerfertigen Ravennaten, den Wunſch ausgeſprochen, Hektors — des Armen, auf der Heerſtraße liegt er erſchlagen! — Streitſache gewinnen, das feindſelige Teſtament unſchädlich machen zu können. Da hat er denn, uns beide täuſchend, zu jener Fälſchung gegriffen. Ach, es war von je mein Fehler, daß ich meinen Freunden zu rückſichtslos diente.“

„Wohl eher, daß du deinen Feinden zu rückſichtslos an die Gurgel griffſt. Aber ich will verdammt ſein, hier zu verrotten, mach' ich's in Zukunft nicht ebenſo.“

Und so gefährlich blitzte sein graues Auge, daß der Bischof fast ängstlich auf ihn sah. „Aber," fuhr Ebroin fort, „nachdem du auf der Flucht gefangen warst, doch von Räubern: — wie kam es, daß du in die Hände des Königs . . . ?"

„Der elende Merovinq ließ sich wirklich auf Verhandlungen, auf einen Tauschhandel ein mit den Mördern und Mordbrennern und Aufrührern, die Hektor erschlagen und mich gefangen hatten. Er schickte ihnen so viel Solidi, als sie für mich verlangten, entgegen. Und dann? Nun, du weißt ja, wie's in solchen Fällen gemacht wird am Hof. Erst rief man ein sogenanntes Concil zusammen: — von allen Bischöfen, die mich haßten, fürchteten, beneideten: — Praejectus hatte den Vorsitz! — die entsetzten mich des Bisthums. Dann traten dieselben Bischöfe mit einem Dutzend Seniores zusammen — das nannte man ein Hofgericht: — sie verurtheilten mich — wie dich — zum Tode und der hochherzige König begnadigte mich zu lebenslänglicher Einsperrung — mit dir zusammen.

Und da bin ich nun, ein Opfer der knabenhaften Laune."

„Was du dem Meroving gefehlt, haſt du nicht mir gefehlt. Aber all' deine Wortkünſte können mich doch wahrlich nie vergeſſen machen, daß du es warſt, der mich hieher gebracht hat. Und in welcher Weiſe, mit welchen Mitteln, mit welchen Schändlichkeiten!"

Wieder blieb der Biſchof ſtehen und legte die Hand auf Ebroins Schulter, „Mit ſcharfen Mitteln, — ich geb' es zu: — aber in offnem Kampf und nicht mit Brechung, — unter Wahrung unſerer Vereinbarung. Erinnre dich! Nach jener Verhandlung mit den Auſtraſiern haben wir beſchloſſen, Beide als Verbündete danach zu trachten, daß der Meroving zu Paris auch wieder über Auſtraſien herrſche: dies, unſer gemeinſames Ziel hab' ich nie aus den Augen verloren, es mit dir, wie du, angeſtrebt."

„Das iſt wahr! Jedoch . . ."

„Deine andern Pläne aber, die du mir enthüllt, die Kirche und den Adel einzudämmen, auf deren Kosten die kleinen Leute zu heben: — nun, ich meine du haſt jetzt erfahren, was die werth ſind! — die hab' ich nie gebilligt, vielmehr offen verworfen. Und wie du nun, — geſteh's: mit gröbſtem Rechtsbruch, mit wilder Gewalt! — Biſchöfe und Seniores durch die Bauernlümmel zu deinem Willen zwingen wollteſt, da hab' ich das bekämpft mit allen Mitteln — ſcharf, — aber ohne Treubruch und Vertrauensbruch. Hätteſt du mir jenen Raubmord anvertraut, — nie hätt' ich ihn verrathen! Ich erfuhr ihn ohne deinen Willen! So durft' ich ihn verwerthen! Es war ein Kampf zwiſchen uns nicht nur um die Macht, — nein: um das Heil des States, wie es jeder verſteht. Darfſt du mich ſchelten, weil ich's anders verſtehe und weil ich geſiegt?"

Aber Ebroin entgegnete grimmig: „Glatt und glimpflich weißt du's zu wenden. Und dennoch: ich ſage dir, hätte ich, als ſie dich neulich nachts

in meine Zelle brachten, ein Schwert zur Hand gehabt, — ich hätte dich bei'm erſten Anblick erſchlagen."

„Wahrſcheinlich," meinte der Bedrohte, achſelzuckend. „Den Wehrloſen, den Krüppel! Es wäre dein dritter Mord geweſen."

„Schweig von Mord, ſag' ich dir," ſchrie Ebroin wild. „Es iſt nur der Jähzorn, der unbändige, der mich vom Knaben an reitet wie der Nachtmar. Noch hab' ich mit Vorbedacht Keinen getödtet. Aber mir iſt, ich könnte leicht dahin kommen. Die Rache, der erneute Kampf um die Macht . . ."

„Hier aber, in dieſen Mauern, wirſt du weder zu Rache noch zu Kampf noch zu Macht gelangen. Und deßhalb wiederhole ich meinen Vorſchlag: Freundſchaft . . ."

„Nie mehr im Leben! Ich haſſe dich, ich verachte dich!"

„Nun, dann nicht Freundſchaft, aber Bündniß, Bündniß zu gemeinſamem Zweck."

„Wie damals!“ lachte Ebroin bitter. „Und in Feſſeln ließeſt du den Verbündeten ſchlagen.“

„Nein, nicht den Verbündeten: — den unbändigen Bekämpfer all' meiner Strebungen. Jetzt aber müſſen wir beide vor Allem entrinnen aus dem Käfig, in den uns dieſer Lotterbube geſteckt hat, und, ſind wir frei, ihm die Macht nehmen, das Reich vollends zu verderben. Dann müſſen wir den Glanz Neuſter-Burgunds wieder herſtellen und Auſtraſien zurückgewinnen. Willſt du das oder willſt du's nicht?“

„Du weißt ſehr gut, daß ich's will. Und wie ich des Satans Hilfe nicht verſchmähen würde um Freiheit, Rache und des States Heil, — ſo ſchlag' ich auch deine Hilfe nicht aus, ſo wenig ich dir jemals wieder traue, dir und deinen falſchen Augen.“

Da richtete Leodegar dieſe Augen voll auf ihn und ſprach: „So möge ſie mir der Henker ausreißen, breche ich dir jemals den neu geſchloſſenen Bund. Gott hat's gehört! — Alſo wir ſtreben die Freiheit an mit allen Mitteln . . .“

„Auch mit dem Blut unſrer Wächter? Gut. Aber nicht Romarichs: der war mir wie ein Vater! Bietet ſich Einem von uns die Möglichkeit der Flucht, — er flieht nicht allein, nur mit dem Andern: er läßt nie den Genoſſen in dieſen Mauern zurück.“

„Gewiß,“ nickte Leodegar.

„In Freiheit und Macht gelangt enthält ſich jeder jedes Schrittes der Gewalt gegen die Geſippen, die Getreuen, die Angehörigen des Andern: er ſchützt ſie wie die eigenen.“

„Selbſtverſtändlich.“

„Keiner trachtet nach der alleinigen Herrſchaft, dem Andern wird er die volle Gleichmacht wahren.“

„Sicherlich.“

„Gemeinſam wird von uns Beiden Neuſter-Burgund aus dem lodernden Verderben gerettet, gemeinſam Auſtraſien zurück erkämpft. Das ſollſt du mir Alles beſchwören.“

„Ich beſchwöre es.“ Und er reckte ſofort die Hand hoch in die Luft.

„Nein, nein, Biſchof. So leicht geht dir das nicht hin. Mich bindet mein ſchlichtes Wort wie euch der Eid bei eurem Gott. Aber auch den Eid muß man dir, Treuloſer, noch ſchwerer brechbar machen . . . wohlan, du ſollſt mir ſchwören bei den dir heiligſten Dingen . . .“

„Bei'm Reich der Franken!“

„Bah, bah! Was gilt dir das? Nein, bei den Reliquien der dir heiligſten Heiligen.“

Unwillig ſtockte im Schreiten Leodegars Fuß. Verdrießlich meinte er: „Wozu das?“

„Ich ſagte es doch! So weltklug du biſt, — die Furcht vor den Heiligen, das heißt vor der Hölle . . .“

„Nenne ſie nicht! Es iſt ein furchtbar Wort!“ Und er ſchauderte.

„Siehſt du, wie du erbebſt? Dieſe Furcht vor der Hölle iſt dir doch von Kindheit an in den tiefſten, innerſten Winkel deiner Seele hinein gepredigt worden. Und wenn irgend etwas im Himmel und

auf Erden, ſcheueſt du ſolche heilige Knochen, Haare und Gewande. Der gute Abt hat deren gar viele von den allerſchönſten: — darauf ſollſt du mir eiden."

II.

Und alſo geſchah's.

Am folgenden Tag trafen in der Krypta der Kloſterbaſilika die beiden nun wieder verbündeten Feinde zuſammen.

Waren die katakombenhaften Untergewölbe ſelbſt größerer Kirchen unheimlich düſter, ſo ſteigerte ſich der Eindruck in den ſo viel engeren Raumverhältniſſen des kleinen Gebäudes: in ein Grab glaubte man auf der ſchmalen Steintreppe hinab zu ſteigen.

Der Altar mit ſeinen drei Stufen füllte den größten Theil des Vierecks aus: die beiden qualmenden Pechfackeln an den Seiten verbreiteten mehr Dunſt als Licht.

Auf dem Altar, deſſen Mittelſtück ein Moſaik

bildete, den guten Hirten mit dem Lamm auf dem Arme darſtellend, ſtand, faſt deſſen ganze Fläche bedeckend, ein Reliquienſchrein: ein länglicher Sarkophag aus ſchwarzem Marmor, mit ſilbernen Schließſtangen und reichem Goldgeſpäng verwahrt zugleich und geſchmückt: ein koſtbares Geſchenk des Stifters, Sanct Columba's, koſtbarer freilich noch nach dem Glauben der Zeit durch ſeinen wunderwirkenden Inhalt ſeltenſter Überbleibſel.

Daß das neue Bündniß auch gegen den ſchlimmen Königsknaben eine ſcharfe Spitze richtete, ſollte deſſen treuer Unterthan, der Abt, nicht erfahren: Ebroin ſetzte daher eine Urkunde auf über all' die vereinbarten Dinge, die Beide unterſchrieben, und die nun bei dem Schwur auf den Reliquienſchrein gelegt ward.

Zur beſtimmten Stunde trafen der Abt und Ebroin in der Krypta ein.

Sie fanden Leodegar bereits in brünſtigem Gebet auf dem Altare knieend, mit beiden Armen über den

Schrein hingeſtreckt, deſſen Deckel er bei dem Eintritt der Beiden gerade mit Küſſen bedeckte.

„Du ſiehſt, wie ernſt er es nimmt,“ flüſterte der fromme Romarich. „Dein Mißtrauen thut ihm Unrecht. Ich freue mich, daß ihr euch ſo feierlich wieder im Sinne Chriſti verſöhnt.“

Aber Ebroin ſchüttelte das Haupt und ſprach laut zu dem Biſchof, der ſich nun erhoben hatte:

„Höre alſo, Leodegar: du wirſt nun beſchwören, was wir vertragen und in dieſem Pergament unterſchrieben haben:“ — damit rollte er es auseinander und ſpreitete es über den goldſtrotzenden Deckel des Schreins — „du wirſt mir ſchwören bei den dir heiligen Überbleibſeln, die in dieſer Truhe liegen, und deren Verzeichniß dir der Abt nun verleſen wird.“

Da nahm Romarich einen langen Papyrosſtreifen aus einem in die Wand eingelaſſenen Schranke, küßte ihn ehrfurchtvoll und hob an zu leſen:

„In dieſem von Pabſt Bonifatius dem Vierten Sanct Columba und von ihm dem Heiligthum überwieſenen theuren Schrein, deſſen Innenholz aus Cedern des Libanon geſchnitzt iſt, werden verwahrt als koſtbarſtes Eigen dieſes Kloſters und dem Schutze des Höchſten empfohlen: ein Nagel von dem Kreuze des Herrn Chriſtus, ein Glied von den Ketten des Apoſtels Petrus, der kleine Finger der rechten Hand des Apoſtels Lucas, der Gürtel der Märtyrerin Sancta Afra zu Augsburg, ein Nagelſchnitzel des großen Lehrers Athanaſius, ein Eckzahn des heiligen Martin von Tours, eine Rohrfeder Sanct Auguſtins, ein Splitter aus dem Biſchofſtab von Sanct Avitus, und ein Streifen aus dem Schleier der heiligen Königin Chlotilde: zuletzt aber haben wir auch eine ſilberfarbne Locke aus dem Har unſeres heiligen Stifters, des großen Columba, darauf gelegt, der ſelig unter den Seligen auf uns herniederſchaut.“

„Wohlan,“ fuhr Ebroin fort, zu Leodegar gewendet, „nun erhebe die Hand und ſprich mir nach:

‚Alles, was ich in dieſer Vertragsurkunde Ebroin, Ebromuths Sohn, verſprochen, ſchwöre ich hiemit, treulich zu erfüllen: ſonſt treffe mich der Fluch, der da lautet . . . bitte, frommer Abt, verlies ihn: — du haſt ihn ja ausgeſucht unter den vielen alten Formeln.“

Und Romarich zog einen Zettel aus dem Kuttengürtel und las, und ſeine Stimme erbebte vor Grauen:

„Und verletze ich, was ich nun beſchworen habe, auch nur im kleinſten Stücke, ſo ſoll Wahnſinn toben in meinem Gehirn, meine Augen ſoll mir ausreißen der Henker und ſie hinwerfen zum Fraße der Raben, vertrocknen ſoll mir die Kehle, wie dem, der in der Wüſte verſchmachtet, mein Herz verzehre ein freſſendes Feuer, meine Beine treffe die Lähmung, mein Todesröcheln ſoll währen ſieben Tage und ſieben Nächte, meine Seele aber, für die Chriſtus nicht ſoll geſtorben ſein, ſoll der Teufel Ahitofel entführen, ſo wie ſie aus des Sterbenden Munde fährt mit dem letzten Hauch,

und im tiefſten Pfuhl der Hölle ſoll ſie ewig die Qualen erleiden der Verdammten."

Ein leiſes Fröſteln rieſelte — kaum merkbar — durch des Biſchofs Glieder bei den letzten Worten.

„Ich will . . ." ſtammelte er.

„Halt! Noch nicht. Sollteſt du vielleicht hoffen, — denn Viele von euch leben dieſes ſchnöden Wahns! — durch Gold und Gaben die Strafe der himmliſchen Zeugen deines Schwures ablöſen zu können, ..."

Leodegar ſenkte raſch die langen Wimpern vor dem bohrenden Blick des Andern.

„So nenn' ich dir Einen Rächer, dem kaufſt du ſeine Rache nicht ab: der heißt Ebroin, Ebromuths Sohn."

So laut rief er dies, daß die Wände und Wölbungen des ſonſt ſo ſtillen Gemaches erdröhnten und beide Hörer erſchraken.

„Ich ſage dir: brichſt du auch diesmal mir die Treue und deinen Eid nur im Kleinſten, ſo werd' ich dich tödten, grauſam, unter Qualen tödten, wo immer

ich dich greife. Ich ſchwör's bei meines Vaters Blut: — ſo wahr ich den gerächt habe vor deinen Augen."

„Ebroin," mahnte der Abt. „Du tobeſt und ſchäumeſt wie . . ."

„Ein Eber! Ja! So haben ſie ſchon den Knaben genannt! Hütet euch vor ſeinen Waffen! — Schwöre jetzt, Biſchof!" Und befehlend wies er auf den Schrein, der, von der Urkunde bedeckt, auf dem Altare ſtand.

Leodegar kniete nieder, legte die Hand auf Pergament und Schrein und ſprach laut und feſt: — er hatte ſeine Erregung offenbar bemeiſtert: „Ich ſchwöre den Schwur, wie ihn Ebroin geſtabt hat, und werde ihn halten, ſo wahr dieſer Schrein die Heiligthümer birgt, die der fromme Abt verleſen."

„So! — Nun iſt er gebunden, falls Furcht vor Himmel, Hölle — und mir ihn irgend binden mag!" rief Ebroin. „Jetzt ſteh auf. Und komm' mit hin-

auf. Ich kann ſie nicht mehr athmen, die modernde Grabesluft.“

„Sogleich!“ entgegnete Leodegar. „Ich folge euch auf dem Fuße. Verſtatte nur, daß ich — nach dieſem furchtbaren Eide — mich beruhige im Gebet.“

Und wieder ſank er auf den Altar nieder.

Die Beiden hörten ihn laut beten, wie ſie die feuchten Marmorſtufen hinan ſchritten.

III.

Zwei Monate — die letzten des Jahres — waren in's Land gegangen seit jenem Eid in der Krypta. Eintönig, inhaltlos waren sie verlaufen in dem stillen Kloster; Ebroin verzehrte sich immer schärfer in Ungeduld, in fiebernder Sehnsucht nach Freiheit.

Viel ruhiger schien der Bischof sein Los zu tragen.

Nachrichten aus der Welt, dem Hofe, gelangten selten und spärlich in diese Einsamkeit; doch verlautete, der Aufstand der „kleinen Leute" sei noch immer nicht unterdrückt. Der König werde immer verhaßter, auch seinen eignen Großen, da er wiederholt Feldherrn, die sich hatten von den Empörern schlagen lassen, mit dem Tode bestraft hatte.

Grimmig seufzte Ebroin bei solchen Berichten:

„Und ich? — Ich ſitze hier müßig unter den Mönchen!“

Einige Tage nach Eintreffen der letzten dieſer Berichte fehlte Leodegar bei dem Frühmahl.

Bei der Hora war er noch zugegen geweſen: von der Capelle aus hatte ihn der Abt die Treppe hinab ſchreiten ſehen, die zu ſeiner und Ebroins Zelle führte; freilich zweigte dieſe in einer ſchmalen Nebenſtiege nach dem Garten ab.

Als man in dieſem ſuchte, fand man bald in dem tiefen und weichen Schnee die Spuren ſeiner Sandalen eingedrückt: ſie führten an eine Ecke der hohen Mauer; oben, von der Zinne derſelben, hing eine ſchwanke Strickleiter herab.

Ebroin, der, voll heiß auflodernden Argwohns, die Spurfolge geführt hatte, kletterte raſch hinauf: — oben angelangt brach er in einen wilden Schrei aus: „Entflohn! Allein! Ohne mich!“

„Was ſiehſt du? Sprich!“ rief der Abt hinauf.

„Hier, vor der Mauer, ſind die Eindrücke der

Hufen von zwei Pferden, nein, dreien. Und die Fußtritte von Männern, schwer beschuhten neben den Sandalen des Schurken. Hier lehnte — man sieht's im Schnee! — eine Leiter: — sie ist entfernt. Er hat mich verrathen! Er ist allein entflohn. Gleichviel! Ich springe nach auf Tod und Leben!"

Zu spät!

Ein starker Haufe der gewaffneten Klosterknechte, die den Verschwundenen gleichzeitig vor den Mauern gesucht hatten, war zur Stelle. Er wäre in ihre gezückten Lanzen gesprungen.

So stieg er die Strickleiter wieder in den Garten hinab, bebend vor Wuth.

Allen voran flog er in die Zelle zurück, hier unter den Sachen des Flüchtlings eine Andeutung zu finden, eine Vorbereitung des Plans.

Aber nichts fand sich als in den dicken Rollen einer Psalmenübersetzung ein Rohrpfeil, wie man sich deren bediente, Nachrichten über Mauern zu schießen: daran haftete noch, halbverbrannt, ein schmaler Fetzen

eines Papyrosſtreifens, auf dem, trotz der Verkohlung, noch die Worte lesbar waren „Hora“ . . . „Nordecke“.

„Er iſt befreit worden, hat ſich befreien laſſen — allein! — Mich hat er nicht mit genommen,“ knirſchte Ebroin. „Der erſte Eidbruch! Wann hör' ich vom zweiten? O könnt' ich ihn ſechsmal tödten!“

IV.

Eine Woche ſpäter verbarg die aufgehende Januar-Sonne ein dichter Nebel, der auch die große Heerſtraße zwiſchen dem Kloſterthor und dem nahen Urwalde dicht verhüllte.

Völlig überraſcht daher wurden die Kloſterpförtner, die von Außen mehrere Klafter Holz auf Schlitten in das weitgeöffnete Thor ſchoben, als auf einmal, wie die ſiegend empor geſtiegne Sonne den Nebel zerſtreute, gleichzeitig aus dem Gehölz eine ſtattliche Kriegerſchar hervorbrach, die mit lautem Waffenruf die par Knechte über den Haufen rannte und ohne Widerſtand in den Kloſterhof drang, hier hellen Hornruf erhebend.

Zu ſpät zur Abwehr eilten nun der Abt und einige Mönche herbei.

„Fürchtet euch nicht, fromme Brüder,“ rief der glänzend gerüſtete Führer. „Wir thun euch nichts zu leide. Wir ſuchen nur Ebroin! Gebt ihn heraus!“

„Nimmermehr! Mit meinem Leben ſchütz' ich ihn!“ rief Romarich, beide Arme ausbreitend und ſo dem Gepanzerten den Zugang aus dem Hof zu der Innenthüre verwehrend.

„Ebroin!“ rief der nochmal. „Wo ſteckſt du?“

„Hier iſt Ebroin,“ antwortete der und ſprang, einen eiſernen Feuer-Schür-Haken ſchwingend, die Treppe herab und — an dem Abt vorbei — in den Hof. „Und theuer wird er ſein Leben verkaufen.“

Aber bei dem Anblick des Führers ließ er die ungefüge Waffe fallen: „Vanning!“ rief er frohlockend, „Vanning, treuer Geſell! Du biſt's? Was bringſt du?“

„Die Freiheit! Und die Rache! — Komm, frommer Abt, kommt, ihr Mönche, herein in's Haus!

In's Refectorium: — wo möglich zu einem guten Schluck warmen Weines! Der Ritt durch die Nacht, durch Eis und Schnee war kalt."

Alsbald ſaßen und lagen Krieger und Mönche, bunt durcheinander gemiſcht, in dem geräumigen Speiſeſal des Kloſters, auf deſſen breiter Herdſtelle gewaltige Scheite von Buchenholz ein mächtig Feuer unterhielten und eine wohlige Wärme verbreiteten.

„Ei," ſprach Vanning, den koſtbaren Pocal nach einem vollen Zug auf die lange Tafel niederſetzend, „mir ſcheint, ich muß ganz von vorn anfangen. Ihr wißt rein von gar nichts, hier in eurem verſchneiten Bergwald. Alſo hört! König Childerich iſt todt, ermordet!"

„O des Frevels!" rief Romarich und bekreuzte ſich.

„Sein Thron iſt leer?" forſchte Ebroin eifrig.

„Ja, wie man's nimmt. Leer oder allzu ſtark beſetzt."

„Ermordet! Von Wem?" fragte der Abt.

„Erſchlagen vielmehr, in gerechter Blutrache. Von den Söhnen des Pfalzgrafen Bodilo! Der Merovinq hatte ſchon lang einen Groll wider den freimüthigen Mann: als er nun von den Aufſtändiſchen bei Rouen geſchlagen ward, ließ ihn der böſe Bube zuerſt auf's Blut geißeln . . .“

„Einen freien Franken!“ rief Ebroin.

„Und dann hinrichten. Ein par Tage drauf, als der König jagte im Walde von Livie — zwiſchen Chelles und Saint-Denis, — fielen die beiden Söhne des Getödteten über ihn her und ſchlugen ihn todt.“

„Arme Heilige!“ ſprach Ebroin zu ſich ſelbſt. „Aber recht ſo! Blutrache für den Vater iſt des Sohnes höchſte Pflicht.“

„Kein Schad um ihn,“ meinte Vanning. „Aber wer ſollte ſein Nachfolger werden? Nun gränzenloſe Verwirrung im Palaſt, in Neuſter und Burgund. Alles ging und geht drunter und drüber! Zwei, drei Merovingenknaben wurden genannt, ja

auch ein neu erhöhter, Dagobert, drüben in Auſtraſien. Ein Führer nur fehlte: . . . . Ebroin! Wie viele Stimmen riefen nach dir! — der ſaß hier gefangen. Deßgleichen Leodegar, der Giftwurm. O was habt ihr ihn losgelaſſen!“

„Wir doch wahrlich nicht! Er iſt entflohn,“ riefen die Mönche.

„So? Er verbreitet, ein Engel des Herrn ſei Abt Romarich erſchienen und habe befohlen, ihn frei zu geben: ſo habe der ihn geſegnet und entlaſſen.“

„Auch ich, ich will ihn ſegnen,“ ſprach Ebroin und ballte die Fauſt.

„Erſt haben! Sein Bruder Gairin hat — gleich nach des Königs Tod — ein Heer geſammelt und verſprochen, in wenigen Tagen den rector palatii wieder in Paris einzuſetzen.“

„Alſo Gairin hat ihn entführt!“ rief Ebroin.

„Und er hielt Wort. Mächtig und prächtig herrſcht der Schurke in Paris über Neuſter und Burgund, ſeine Anhänger fürſtlich belohnend, die deinen aber

blutig verfolgend: Dutzende hat er hingerichtet und ihre Güter eingezogen!“

„Ich komme!“ sprach Ebroin.

„Ja, komm', um zu rächen: — auch das Leben deines ältesten Freundes.“

„Praejectus! Sein Silberhar . . . ?“

„Es hat die Mordboten nicht abgehalten, die der unversöhnliche Leodegar nach Clermont entsandte. Am Altare haben sie ihn erstochen.“

„Mein Schützer, mein zweiter Vater! Ich gelobe: wie meines leiblichen Vaters Blut will ich das seine rächen an dem Eidbrüchigen! Bei seinen höchsten Heiligthümern hat er mir geschworen. Du warst Zeuge, Romarich! Was sagst du dazu?“

Der faßte wehklagend mit beiden Händen nach seinem grauen Haupt: „Weh! Die Reliquien sind entweiht, geschändet durch seinen Meineid.“

„Aber,“ fuhr Vanning fort, „doch nicht unbestritten, nicht ungetheilt ist seine Herrschaft. In Neuster haben sich andre Große aufgethan, auch in seinem

eigenen Burgund folgen ihm nicht alle Grafen; der mächtige Herzog Hermengar hat ſich noch nicht für ihn erklärt, der ſteht mit ſtarker Macht zu Troyes. Mein Abt iſt dir viel mehr als Leodegar geneigt: ‚wäre Ebroin nur frei,‘ meinte er, ‚dann wüßte ich, wem folgen!‘“

„Wohlan,“ rief ich, „laß mich aus dieſen Thoren und ich hole ihn heraus, den Retter von uns Allen. So kam ich frei, raffte eine Handvoll Leute, alte Vaſallen und Grundholden meines Hauſes zuſammen — unſer Stammſitz bei Meaux liegt ja nahe dem Kloſter Rebais! — und da bin ich. Und bald biſt du nun da, wohin du gehörſt: — am Steuerruder dieſes führerloſen Schiffs. Noch einen tüchtigen Trunk — Herr Abt, dein Wein iſt gut! — und dann zu Roß.“

„Ja,“ rief Ebroin, aufſpringend. „Zu Roß! Und wehe meinen Feinden!“

V.

Es war hohe Zeit geweſen, daß der Gefangene aus dem Kloſter und in ſchützende Bedeckung gelangt war.

Denn ſchon gleich nach dem Ausritt aus dem Thor in den nahen Wald traf er mit ſeiner Schar auf einen Reiterzug, der bei ſeinem Anblick raſch die Gäule herumwarf und entfloh. Ein par Eingeholte geſtanden, daß Leodegar ſie entſendet habe, mit dem Auftrag, Ebroin lebend oder todt in ſeine Hände zu liefern.

Der Befreite warf ſich mit ſeiner treuen Schar zunächſt nach der nahen Stadt Juſſey, deren Grafen er ſich befreundet wußte. Hier fand er bereitwillige Aufnahme: von hier aus gewann er den Anſchluß

mehrerer benachbarter Gaue, wie Langres und Chaumont. Gleichwohl erwies ſich ſeine Waffenmacht zunächſt zu gering, um ſofort, wie ſein heißes Herz ungeſtüm begehrte, den Hauptſtoß auszuführen, Leodegar und den König, in deſſen Namen der zu herrſchen vorgab, aufzuſuchen, jenen zu vernichten, dieſen in ſeine Gewalt zu bringen.

Denn Vanning hatte nicht zu viel geſagt mit den Worten, daß Alles im Frankenreich drunter und drüber gehe.

Von Auſtraſien her verlautete, daß das Land auf die Nachricht von Childerichs Tod ſich von den neuſtriſchen Merovingen wieder ganz losgeſagt und den lang verſchollenen Sohn Sigiberts auf den Thron zu Metz erhoben habe.

Ebroin aber mußte ſich bei dieſem Wirrwarr vorerſt in Gebiete wenden, wo er ſicher war, zahlreiche Anhänger zu finden. So zog er denn gen Nordoſten an die Gränze von Auſtraſien, um ſo, unabhängig von Auſter wie von Neuſter-Burgund, aus jener Land-

ſchaft — vorläufig! — ein viertes Theilreich zu bilden.

Leodegar aber war nach einigem Schwanken zu dem Entſchluſſe gekommen, das Kind Theuderich, den jüngſten — letzten! — Sohn Balthildens, der Mutter und dem Kloſter Chelles zu entführen, um an ſeiner Statt zu herrſchen; er weilte mit ihm in Paris.

Damals ſchrieb ein Zeitgenoß: „Überall kriechen jetzt, unter Leodegars Herrſchaft, die Böſewichter aus ihren Verſtecken hervor, wie die Sonne im Frühling die giftigen Schlangen aus ihren Löchern lockt. Solche Wirren durchtoben das Reich, daß man den Antichriſt erwartet, deſſen Erſcheinen dem Untergang der Welt vorher geht.“ Am Himmel aber ſtand ein Schweifſtern, der den Geängſteten Wechſel der Könige, Blutbad im Volke bedeutete.

Allein Ebroin war doch noch zu ſchwach gegen über den Streitkräften, die Leodegar zur Verfügung ſtanden, zumal in Burgund, in der Umgebung ſeines

Biſchoffitzes Autun, wo die Vaſallen und Grundholden des Bisthums, überaus zahlreich, ihrem freigebig ſpendenden glanzvollen Kirchenfürſten eifrig ergeben waren.

Da ward der Majordomus von der Noth, von dem Bedürfniß zu einem Schritte gedrängt, den ihm die längſt gehegten Herzenswünſche und ſtatsmänniſchen Pläne ohnehin gleich warm empfahlen.

Die Rettung der ärmeren Freien vor dem Verſinken in Knechtſchaft eines geiſtlichen oder weltlichen Großen, — die Erhebung der wirthſchaftlich Verſinkenden hatte ja dem Sohn Ebromuths all' dieſe Jahre her als eines ſeiner höchſten Ziele vorgeſchwebt.

Nun erfuhr er, ſobald er die Kloſtermauern hinter ſich gelaſſen, daß in ganz Neuſter und Burgund jene gewaltige Bewegung dieſer bisher ſo ſchwer Bedrückten ſich noch immer wilder geſteigert hatte.

So ſcharf Ebroin ihre Ausſchreitungen verwarf, — er mußte doch einen berechtigenden Grund der ganzen

Erregung anerkennen, die ſich aus den Urtiefen des Volkes mit der Unwiderſtehlichkeit einer Naturkraft, einem Vulcane gleich, erhob.

„Was wollen,“ ſagte er dem bedenklichen Vanning, „dieſe Armen, — freilich auf den Wegen unſinniger Zerſtörung, rachewüthiger Gewaltthat, — Anderes erreichen, als was ich ſelbſt durch fürſorgliche Mittel der Geſetzgebung, durch weiſe Maßregeln von jeher hatte erzielen wollen?“

Dieſe ſchlecht gewaffneten, ſchlecht geführten, vereinzelten Haufen hatten gleichwohl, wie der Majordomus alsbald erfuhr, gar oft die ſchwachen Heerbann-Aufgebote der Königsgrafen überwältigt: was mußte ſich mit dieſen Männern, denen die Verzweiflung ihre Kräfte lieh, ausrichten laſſen, faßte ſie eine ſtarke Hand zuſammen, leitete ſie bewährte Feldherrnſchaft!

In der That: mit dieſen vielen Tauſenden, die bis jetzt in allen Landſchaften von Neuſter und Burgund vereinzelt umher tobten, wußte ſich Ebroin weit

überlegen Allem, was Leodegar an Waffenmacht aufbringen mochte.

So faßte er seinen großen, folgenreichen, schicksalschweren Entschluß: er stellte sich selbst an die Spitze dieses Aufstandes: — schon um dessen Ausufern einzudämmen — er schuf sich ein Heer aus den Empörern.

Zu Jucey schon entwarf er einen Aufruf, den er, von den Mönchen zu Luxeuil in vielen hundert Exemplaren abgeschrieben, durch so viele Boten, als er beritten machen konnte, in alle Gaue von Neuster und Burgund entsendete.

In flammenden Worten, mit der ganzen Wucht aufrichtigster Überzeugung und selbsterlebter Erfahrung forderte er alle Unzufriedenen, alle Bedrängten und Bedrückten, alle mit List oder Gewalt um Freiheit oder Eigenthum Gebrachten, alle, die kein Recht gefunden hatten gegen Bischöfe, Äbte, Seniores, auf, sich zusammen zu thun zu einem großen Bund der „Kleinleute": er versprach, an ihrer Spitze, mit

Waffengewalt den viel verhaßten Rector Palatii, den recht eigentlichen Vertreter des Doppeldrucks der Biſchöfe und des Adels, mit ſeinem ganzen Anhang zu ſtürzen, ja blutig zu beſtrafen, den jungen König aus dieſer Gefangenſchaft zu befreien und, nach dem Sieg, auf einem großen Reichstag durch weiſe und milde Geſetze die Urſachen jener Herabdrückung der Kleinleute für alle Zukunft weg zu ſchneiden.

Dabei ermahnte er freilich zugleich, ſich jeder Eigenmacht und Selbſthilfe, alſo jener bisher geübten Gewaltthaten zu enthalten, die er wie gemeine Verbrechen mit dem Tode beſtrafen werde, vielmehr, ohne weitere Gewalt als die zur Abwehr der Angriffe der Biſchöflichen erforderlich, ſich auf beſtimmte Sammelplätze zuſammen zu ziehen, die er für jede Provinz genau bezeichnete.

Als Vanning den Entwurf geleſen hatte, ſprach er kopfſchüttelnd: „Du, höre, das iſt ein gefährlich Spiel! Die wilde Meute, die du da aufrufſt, wird den Fuchs ohne Zweifel zerreißen: — ob ſie aber

dann ſich von dem Jäger wieder an die Koppel wird legen laſſen?“

„Dafür laß dies Schwert ſorgen!“ erwiderte der Majordomus.

VI.

Und der Erfolg gab ihm — zunächſt — raſch und glänzend Recht.

Überall, wohin der Aufruf kam, wirkte er wie ein Blitzſtrahl, der auf Brandſtoff trifft: er zündete augenblicklich, unwiderſtehlich, unlöſchbar.

Überall ward der ‚Bund der Kleinleute‘ gebildet: vielmehr, er bildete ſich von ſelbſt: die bisher verſtreut umher ziehenden Haufen ſchloſſen und floſſen in größeren Maſſen zuſammen, und mit erſtaunendem Gehorſam eilten ſie auf die ihnen bezeichneten, mit Feldherrnkunſt gewählten Sammelorte zu: ſo bildeten ſich bald kleine Heere von Auſtraſien ab durch ganz Neuſtrien gen Nordweſten bis an die See, bei Langres, bei Châlons ſur Marne, bei Laon und

fern im Nordweſten bei Rouen. Dieſe Stadt hatten die gefürchteten Banden des Blutigels, des Brandhahns, des Reißewolfs genommen, und ſie ſtießen hier zu Ebroin, der von Südoſten aus bis hieher quer durch das ganze Land, Paris einſtweilen ſüdlich liegen laſſend, gezogen war.

Wenig richteten gegen dieſe entfeſſelten elementaren Gewalten die Maßregeln aus, die Leodegar und ſeine Heerführer taſtend, unſicher trafen: ihre dünnen Scharen konnten nirgend das offne Feld halten gegen die wie brandende Meeresfluth heranwogenden Maſſen der rachegrimmigen Empörer: ſie mußten in die feſten Städte weichen und ſich dort belagern laſſen.

Aber ſelbſt in Paris fühlte ſich Leodegar nicht mehr ſicher: denn Ebroin zog nun drohend heran. Schon ſtand er in Beauvais: der Biſchof verlegte eilig den Hofhalt des Knaben Theuderich und die Regierung in das feſte Autun, den Hauptplatz ſeiner Macht.

Vorher aber plante er von Paris aus noch einen Handſtreich auf Meaux, das ſich früh Vanning angeſchloſſen hatte. Ebroin erfuhr den Anſchlag durch einen Späher: — auch hierin war er dem Gegner überlegen, da die ganze Landbevölkerung, auch die nicht die Waffen erhoben hatte, auf ſeiner Seite ſtand.

Ganz nahe lag das Kloſter Chelles: der Sohn bangte um die Mutter in jenen Mauern: vielleicht hatte es der Rector Palatii mehr auf dies Kloſter als auf die Thore von Meaux abgeſehen. Denn daß ihn der Eid von Luxeuil abhalten werde von den Geſippen ſeines Eid-Bruders, war ja nicht mehr zu erwarten. Ebroin entſandte daher raſch Vanning mit einem ſtarken Geſchwader erleſener Reiter — von ſeinen Heerbannmännern, — nicht Kleinleute, deren man doch nicht ſo ſicher wie jener war — jener Streifſchar entgegen zu eilen und das Kloſter zu ſchützen.

Tiefe Trauer lag auf des Treuen Antlitz, als

er nach mehreren Tagen, ſeinen Reitern vorauf eilend, nach Beauvais zurückgekehrt, in Ebroins Zelt trat.

„Du bringſt ein Unglück!“ ſchrie der aufſpringend und im Ungeſtüm den Feldſchemel umſtoßend, darauf er geſeſſen.

„Ja. Ein großes. Ich erfuhr Alles durch Gefangene, die wir auf der Verfolgung machten. Ich kam zu ſpät. Am Tag vorher hatte Gairin das Kloſter überfallen und deine Mutter gefangen — als Geiſel für dich — fort geſchleppt.“

„Ah, meine Mutter! In der Gewalt dieſes . . .“

„Sie iſt es nicht mehr.“

„Befreit?“ jubelte Ebroin. „Wo, wo iſt ſie? In Sicherheit?“

„Ja, in Sicherheit! Faſſe dich, Ebroin: — ſie iſt im Himmel.“

„Todt?“ ſchrie der Sohn auf und wankte vorwärts den Freund an beiden Schultern faſſend. „Gemordet?“

„Leodegar, zu dem ſie nach Autun gebracht ward, bedrohte ſie mit der Folter . . .“

„Ah, er ſoll nicht leben. Glied für Glied ſoll er mir . . .“

„Wenn ſie dich nicht in einem Briefe, den er ihr vorſchrieb, zur Unterwerfung auffordre: darin ward auch dir die Folterung der Mutter angedroht . . .“

„O zehnmal möcht' ich ihn erwürgen!“

„Die tapfre greiſe Frau weigerte ſich, den Brief zu unterſchreiben. Und um dir jede Rückſicht abzunehmen, die du für ſie — ſie wußte es! — hegen würdeſt . . .“

„O meine Mutter!“

„Beſchloß ſie, durch die Flucht ſich jeder Gewalt zu entziehen. Glücklich war ſie in der Nacht — ganz allein — bis an den reißenden Arroux gelangt. Aber hier verfehlte ſie — ihre Augen waren zu ſchwach . . .“

„Ach ja! Die geliebten Augen!“

„Den ſchmalen Steg. Sie irrte lange rathlos

am Ufer auf und ab. Da kam Leodegar, kamen die Verfolger mit Fackeln nachgeſprengt. Endlich fand ſie nun zwar die Brücke: — ſie gelangte hinüber: aber Leodegar befahl . . . "

„Was? Was befahl er?"

„Seinen Bogenſchützen . . . Gairin that den erſten Schuß! — Sie fiel, von Pfeilen durchbohrt."

„Sie hat ſich geopfert für mich! O Mutter, Mutter! Treu bis zum Tod! Aber Geduld! Du ſollſt fürchterlich gerächt werden. Wir brechen auf, ſofort. Laß die Trompeten durch das Lager ſchmettern! Auf! Nach Autun!"

VII.

Ohne Raſt riß der Rächer ſeine Scharen mit ſich fort: willig, ohne Murren über die ihnen zugemutheten Gewaltmärſche folgten ſie ihm: es war, als habe er all' den Tauſenden ſein Ungeſtüm, ſeinen Haß, ſeinen Racheeifer eingeflößt.

Und die zahlreichen Kleinleute wenigſtens, die den weitaus ſtärkſten Theil ſeiner Heeresmacht bildeten, waren nicht nur von der Kampfluſt beſeelt, wie ſie in gewöhnlichen Kriegen die Franken erfüllte: — ſie brannten in der wilden Leidenſchaft, in der Wuth, die in Bürgerkriegen die Waffen ſchärft. Und es war ja nicht ein Kampf politiſcher Parteien um Macht und Herrſchaft im Stat, — es war das verzweifelte Emporringen der Geknechteten aus wirthſchaftlichem Unter-

gang, das ſich Aufbäumen gegen die gehaßten Bedrücker, die, viele Menſchenalter lang in Reichthum und Genuß ſchwelgend, jede Willkür gegen die Schwachen geübt, jedem Laſter auf deren Koſten gefröhnt hatten: nicht Waffenkampf, — blutige Vergeltung ſuchten dieſe „Knüttelträger“ und „Senſenſchwinger“, wie der Adel ſie höhnte: an der erſchlagenen Reichen Statt wollten nun ſie in Müſſiggang ſchwelgen und praſſen in dem den Räubern abgejagten Raub.

Dieſem Anſturm, den kluge Feldherrnſchaft leitete, widerſtand nichts.

Aber freilich: ſogar dem geliebten und gefürchteten Führer gelang es oft nur mit Mühe, — oder auch gar nicht! — die von ihm entfeſſelten Leidenſchaften von wilden Verbrechen abzuhalten.

So war der Zug in geflügelter Eile bis an die Aisne und die Oiſe, bis in die Nähe von Compiegne gelangt.

Ebroin erkundſchaftete, daß der einzige Übergang

über den hier sehr reißenden Strom, die Brücke von Pont Saint Maixence, abgebrochen und das südliche Ufer von der weitaus stärksten Macht, die ihm bisher entgegen getreten war, unter Gairins Befehl besetzt war: eine leichte, den Sieg sichernde Aufgabe schien die Vertheidigung der hier steil abfallenden Ufer gegen einen Angreifer, der ein so gewaltiges Hinderniß, wie der Strom es bildete, erst zu nehmen, dann aus der Tiefe bergan zu stürmen und, wenn abgeschlagen, auf der Flucht in dem Strom ein breites und tiefes Grab im Rücken gähnen hatte.

Herzog Hermengar, der sich — nach einigem Zögern — Ebroin angeschlossen, zumal nachdem der aufrichtig Gottesfürchtige von dem schnöden Bruch des auf die höchsten Heiligthümer geschwornen Eides vernommen, und Vanning riethen daher, als man spät Abends sich der Brückenstelle bis auf ein par Stunden genähert hatte, Halt zu machen und am andern Morgen durch Streifscharen, flußabwärts und flußaufwärts, nach Furten zu suchen, um dann

an unbewachten Stellen den Übergang zu bewerkſtelligen.

Aber Ebroin ſchüttelte das Haupt, auf deſſen Helmdach der eherne Eber die gewaltigen Hauer ſenkte: „Nicht doch! Ich gedenke Fredigundens. Ihrem Beiſpiel folg' ich.“

Der fromme Hermengar ſchlug ein Kreuz: „Die üble Walandine! Folge nicht ihrer blutigen Spur!“

„Ja, ſanfter Herzog, ich muß. Es iſt wahr: Ich ſehe oft nur noch Blut vor den Augen. Dann rauſcht es wie Wellen mir in den Ohren. Ich habe ſchon ſoviel vergoſſen: — zurück kann ich nicht mehr. Vorwärts! — An's Ziel: — durch noch mehr Blut.“

„Aber was hat Fredigundis . . . ?“ unterbrach Vanning, der dieſe düſtern und blutigen Gedanken des Freundes mit Beſorgniß immer häufiger wiederkehren ſah und ablenken wollte.

„Die? Sie hat einmal in ähnlicher Lage ge-

ſprochen: ‚wen du noch in der Nacht erſchlagen kannſt, erſchlag' nicht erſt am Morgen'."

„Ein grauenhafter Spruch!" meinte Hermengar.

„Ihr Weg ging über lauter Frevel," warnte Banning.

„Gewiß! Aber wohin führte er? An's Ziel! Zum Siege! Sie ſtarb friedlich, in ihrem Bett, als Beſiegerin all' ihrer Feinde: — ihre große, edle Gegnerin, die hehre Frau Brunichildis, erlag grauſamſtem Geſchick. Es geht nicht ohne Blut und Gewalt, Freund Banning, will man wankende Reiche retten. Und auch nicht ohne Verbrechen, wie es ſcheint! Wie lange triumphirte Leodegar! Noch trotzt er uns: warum? Weil er kein Mittel, das da half, verſchmähte. Wohlan, ich lerne von ihm. Übrigens heute Nacht gilt es ja nur raſchere Entſcheidung, kein Verbrechen. Da drüben ſteht der Feind, in Maſſe geſchart: laſſen wir ihn uns nicht mehr entweichen! Jetzt drei Stunden Raſt! Aber um Mitternacht ſtehn wir am Fluß! Jeder Führer,

der zu ſpät eintrifft, — hängt. Verkündet's im Lager."

Solch' kräftig Zureden half!

Um Mitternacht ſtanden alle ſeine Haufen in langer Reihe hart an dem Norduſer der Oiſe, bei dem ſtehengebliebenen erſten Joch der Brücke: die beiden Flügel ſeiner Aufſtellung ragten links — öſtlich — und rechts — weſtlich — darüber hinaus.

Ebroin hatte ſich den Befehl über das Mitteltreffen vorbehalten: er führte hier die Reiter, deren Gäule in erſter Reihe ſchwimmen ſollten. Herzog Hermengar und ſein älterer Sohn Hermenfried ſollten den rechten, Vanning und der jüngere Herzogsſohn Hermenvech den linken Flügel befehligen.

Der Majordomus war in dem Zelte des Herzogs zugegen, als die beiden Söhne — ſtattliche ſchöne Jünglinge — mit ſorglichſter Liebe darüber wachten, daß der Vater auf das Sicherſte gerüſtet, auf das Schärfſte gewaffnet ſei.

„Wie neid' ich dir," ſprach der jüngere zum

älteren Sohn, daß du an des Vaters Seite fechten, über sein Leben wachen darfst."

Freundlich lächelnd nickte Ebroin mit dem Haupte, dann sprach er sehr ernst: „Das gefällt mir, solche Liebe der Söhne! So hing ich an meinem armen Vater! So mag denn auch der jüngere Sohn den Vater in den Kampf begleiten. Vanning wird auch allein fertig."

VIII.

Der meiſterhaft geplante Anſchlag gelang vollſtändig.

In tiefſter Stille war der Anzug aller Scharen an dem Ufer erfolgt: keine Waffe hatte geklirrt, ja kein Pferd hatte gewiehert: — die klugen Thiere ſchienen zu merken, daß es ſich um ein Geheimes handle.

Die Frühlingsnacht war mondlos und ſternenlos. Kein Lagerfeuer durfte angemacht, keine Fackel entzündet werden: ſchwarzes Dunkel deckte das Norduſer, das in der ganzen Ausdehnung von Weidengebüſch und — vom Waſſer her — von hohem Schilf beſtanden war, während drüben, im Süden, zahlreiche

Fackeln und Wachtfeuer die Laubhütten des feindlichen Lagers und deſſen Inſaſſen deutlich zeigten.

Kein lauter Befehlsruf ertönte: geräuſchlos glitt, allen voran, Ebroins Rappe in die leiſe gurgelnde Fluth: — ebenſo folgten ſeine Reiter und dieſen — in einigem Abſtand — zuerſt watend, dann ſchwimmend das Fußvolk.

So gelangte Alles an das Südufer, ohne daß die Wachen der Annäherung gewahr geworden waren.

Erſt als die Pferde wieder trocknen Grund unter den Hufen fühlten, ſchnaubten ſie laut das eingeſchluckte Waſſer aus: — einige wieherten: nun wurden die Feinde merkſam, die Wachen riefen laut den Waffenſchrei, einige rannten die Wieſenhügel hinunter, dem verdächtigen Geräuſch entgegen: — ſie kehrten nicht zurück!

Und bevor die Überraſchten oben auf dem Höhenzug ſich aus ihren weitverſtreuten Laubzelten geſchart und geſtellt hatten, waren die Reiter Ebroins auf

der Gipfelfläche angelangt: ohne Mühe ritten ſie die vereinzelt, noch ungeordnet, aus den Lagergaſſen Herbeiſtrömenden über den Haufen.

So kam es auf Seite der Feinde gar nicht zur Bildung einer Schlachtreihe: bevor ſie ſich ſtellen mochten, waren ſie überfluthet und flohen nun aus dem Preis gegebenen Lager landeinwärts nach Süden, in der Richtung auf Autun.

Groß war die Zahl ihrer Todten: denn die grimmen Kleinleute machten keine Gefangenen: zumal Ebroin erklärt hatte, die in dem Bürgerkriege gefangenen Landsleute ſollten nicht der Verknechtung unterliegen: eine Verordnung, die mit lautem Murren war vernommen worden! — ſo ſtachen denn die Bauern mit ihren breiten Meſſern erbarmungslos auch die Verwundeten nieder und die, welche die Waffen weggeworfen hatten.

Den Majordomus überkam ein Grauen, als er im blutigrothen Licht der Wachtfeuer dieſe Wirkung ſeiner ſo menſchenfreundlich gemeinten Verfügung

wahrnahm: „Viel Blut! Immer mehr!“ ſprach er zu Banning, als ſie, von der Verfolgung zurückgekehrt, durch das eroberte Lager ritten, neben den Haufen der Erſtochenen — Abgeſchlachteten! — hin. „Du haſt Recht: — ich habe unheimliche Bundesgenoſſen: Blutigel und Brandhahn, Reißewolf und Raubrabe und Frau Nachtfare — meine Helfer und Freunde! Aber ich halte ſie feſt in der Hand.“

Gering war der Verluſt der Sieger; unter den Verwundeten waren aber die beiden Söhne Hermengars.

Ebroin bemerkte es, wie er ſich nach Sonnenaufgang zum Frühmahl niederſetzte: in dem reich geſchmückten Zelt Gairins — der entkommen war — ließ er ſich und ſeinen Feldherrn das für den Flüchtling beſtimmt geweſene auftragen.

„Ja,“ ſprach der Herzog freudig, beider Söhne Nacken umſchlingend, „ich dank' ihnen das Leben. Mein Gaul ſtürzte, ich lag hilflos darunter, mehrere

Feinde ſprangen zu: da holten mich die Beiden hervor und fingen einſtweilen die mir zugedachten Hiebe auf. Sind wackre Buben."

„Ja, das ſind ſie," ſprach Ebroin. „Drum ernenn' ich den Älteren zum Grafen von Amiens und den Jüngeren zum Oberfalkenwart. Aber auf daß ſie ſtets ein mahnend Andenken daran führen, welcher That ſie ſolche Ehrung danken, da — nehmt!"

Er griff neben ſeinem Sitz zur Erde, wo die koſtbarſten Stücke der Waffenbeute aufgehäuft lagen. „Hier, Hermenfred, ein Schwert: — eine edle weſtgotiſche Klinge! — und da, Hermenbech, eine treffliche bretoniſche Streitaxt. Schwingt ſie für euren Vater! Wahrlich, nicht umſonſt haben unſre Ahnen die Blutrache für die Geſippen der Pflichten heiligſte genannt. Daran haltet feſt und laßt euch nicht beirren durch die Lehre der Biſchöfe von der allverzeihenden Nächſtenliebe! Schmach und Wehe dem Sohne, der ſeinen Vater ungeſühnt liegen ließe!

Ich bin gewiß, ihr würdet, wie ich an jenem Valerius gethan, das Blut eures Vaters blutig rächen. Darauf trink' ich euch dieſen vollen Becher zu!"

IX.

Das Eine nächtliche Treffen entſchied den ganzen Feldzug: die Streitmacht Gairins war zerſprengt: nirgend mehr wagte ſie, das offne Feld zu halten: ſeine Flüchtlinge warfen ſich zerſtreut in die feſten Städte. Ebroin hielt ſich mit deren Belagerung nicht auf.

Ohne Raſt ſetzte er ſeinen Stoß in das Innere des Landes fort.

Er erfuhr, daß ſich Gairin mit dem noch beiſammen gebliebenen Reſt ſeines Heeres nach Autun gewendet habe, wo Leodegar die alten Befeſtigungen mächtig verſtärkt hatte: auf dieſe burgundiſche Biſchofſtadt zog jetzt der Sieger, der Rächer, in eiligen Märſchen.

„Ja, ja, es eilt! ſag' ich euch," erwiderte er den Kleinleuten, die ſich lieber in Plünderung des durchzogenen Landes verweilt hätten und jetzt ſchon gar oft bei ſeinen Befehlen trotzig murrten. „Es eilt! Denn — begreift ihr's denn nicht? — unſere ganze Jagd gilt einem gar edeln Wilde: nicht dem Giftwurm Leodegar, — der wird ſeiner Strafe nicht entgehn! — nein, dem Königsknaben, in deſſen Namen er zu herrſchen vorgiebt."

„Ah was," ſchrie der ſchwarze Rädelsführer, den die Seinen den Reißewolf nannten — er war ein Aquitanier und hieß Gallus — „verſtehe ſchon. Aber wozu brauchen wir überhaupt einen König? Wir ſind ſelbſt Könige!"

„Oder, brauchen wir Einen," meinte der rothharige Brandhahn, der Kelte aus Aremorica, ſeine blitzende Senſe lupfend, „ſo ſoll Ebroin die Krone tragen. Nieder mit dem Knaben!"

„Schweigt," zürnte der Majordomus. „Wollt ihr den Bürgerkrieg verewigen? So gut wie ich,

können dreißig andre nach dem Königstabe greifen. Soll der Austrasier Dagobert, der Mönch-König, da drüben in Metz, — mit vollem Recht! — die Erbschaft der Merovingen für sich verlangen dürfen? Nein: nicht um ihn zu morden — habt ihr noch nicht genug des Bluts gesehn, ihr Wölfe? — oder ihn abzusetzen muß ich ihn haben, nicht als meinen Gefangnen — nein, als meinen Herrn und König, um Kraft seines Rechts zu herrschen — wie bisher Leodegar. Wohlan, noch weilt — sicher erfuhr ich's — der Knabe in Autun: — wer weiß, wohin sie ihn rasch flüchten und vor uns verstecken, lassen wir ihnen Zeit dazu?"

X.

So eilte denn der brausende Zug, das leere Paris westlich liegen lassend, gen Süd-Süd-Ost über Meaux, Troyes, Dijon, bis er im Monat Juni vor den Thoren von Autun anlangte.

Sofort umschloß Ebroin die Stadt auf allen Seiten — auch auf dem Fluß Arroux durch Wachtschiffe — so eng, daß an ein Entschlüpfen des jungen Fürsten oder seiner Bewacher nicht zu denken war.

Binnen kurzer Frist hatte der kriegskundige Belagerer so zahlreiche und so mächtige Sturmwerkzeuge hergestellt, daß der Gewaltangriff demnächst erfolgen konnte.

Nicht mit ungetheilter Freude doch sah Ebroin

dem Augenblick entgegen, da er den Befehl zum Sturm geben ſollte: am Erfolge zweifelte er nicht, aber er ſcheute das abermalige maſſenhafte Blutvergießen im Kampf und noch mehr die zügelloſe Mord- und Raubgier ſeiner ‚Kleinleute‘, wenn dieſe ſich — nach dem Sieg — über die volkreiche und güterreiche Stadt ergießen würden. Trotzten ſie offen ſeinem Verbot, ſo war er mit ſeinen Heerbannleuten kaum ſtark genug, ſie im Zaum zu halten oder — nach dem Verbrechen — zu ſtrafen.

So war ihm ganz willkommen, daß kurz vor dem zum Sturm auserſehenen Tag in ſeinem Lager ein Vermittler erſchien, den er am Wenigſten zurückweiſen konnte: der fromme Abt Romarich.

Der hatte, aufgeſchreckt durch die Nachrichten von dem wilden Bürgerkrieg, die ſtillen Mauern ſeines Luxeuil verlaſſen und ritt nun auf ſeinem Eſelein in die Nordgaſſe des lärmenden Lagers ein.

Alsbald vor den Majordomus geleitet, bewirkte

er bei dieſem, daß er die belagerte Stadt betreten und mit den dortigen Führern der Stadt verhandeln durfte.

Das Ergebniß dieſer Verhandlung war, daß eine Unterredung zwiſchen Ebroin und Dedo von Poitiers in dem Oſtthor ſtattfinden ſolle, in welcher die Bedingungen der Übergabe der Stadt zu vertragen waren. Mit Leodegar und Gairin zu verhandeln, lehnte Ebroin rundweg ab: „die will ich nur als Gefangne und mit dem Henker wieder ſehen,“ hatte er drohend geſprochen.

Zur beredeten Stunde — hell glänzte der Sommerſonnenſchein auf die Helme und Schilde — ritt aus dem Lager ein kleiner Zug auf das in die mächtigen Steinquadern gefügte Thor und machte vor dem breiten Graben Halt: ein Hornſtoß meldete ihn an: bald antwortete der Trompetenruf der Wächter oben auf der Zinne: ſchwerfällig drehten ſich die ſtarken, erzbeſchlagnen Flügel in den Angeln: und der Biſchof von Poitiers, in vollem Ornat, trat auf

die Zugbrücke, die nun knarrend von oben hernieder raſſelte, den Graben überſpannend.

Ebroin blieb unbeweglich ſtehn, unerachtet der weichen Handbewegung des Prälaten, die ihn einlud, auf jenen ſchmalen eiſernen Steg der Hängebrücke zu treten.

Auf die wiederholte ſtille Aufforderung ſprach Ebroin, den Eberhelm ſchüttelnd: „Nein, man ſieht ſich vor mit eidbrüchigen Verräthern.“

„Verwünſcht,“ murmelte Dedo. „Wer hat ihm den Anſchlag . . .? Aber warte, es giebt einen Magneten, der ihn doch heran zwingt.“

Er bequemte ſich nun, gefolgt von einigen ſeiner Geiſtlichen, dem Majordomus entgegen zu ſchreiten.

„Bevor wir verhandeln,“ hob er an mit ſeiner wohllautreichen, viel geübten Stimme — „warn' ich dich, mein Sohn . . .“

„Ich bin nicht dein Sohn, ſondern Ebromuths, den dein Geſippe gemordet hat.“

„Ich warne dich, weiter zu gehn in Freveln,

weiter zu waten in Blut. ‚Quousque tandem‘...? Du bist . . .“

„Nicht gekommen, eine Predigt zu hören, sondern eure Ergebung zu fordern.“

„Du hast dich verfehlt — ich schweige von den Geboten der Kirche! — gegen das wichtigste Gesetz des Reichs!“

„Das wäre?“

„Dieses hier: das heilige Gesetz von Autun!“ antwortete der Bischof und zog aus den Falten seines Mantels ein mächtig Pergament, das er sofort entrollte und Ebroin entgegen hielt. „Erkennst du hier das Sigel des Königs? Es ist das Gesetz, das alle Glieder des Hoftags zu Autun beschworen haben: es gebietet, — von Anderem zu schweigen! — daß Bischof Leodegar von Autun, so lang er lebt, als Rector Palatii unbedingten Gehorsam zu fordern hat von allen Unterthanen: aber nicht nur beschworen von Allen ward die Urkunde, — gesegnet, geheiligt und geweiht ward sie von vierzehn Bischöfen und —

ſieh her! ... mit den heiligſten Reliquien iſt ſie — zum ſicherſten Schutz ihrer Geltung — behängt. Schau her, dieſe Heiligthümer! Sieben an der Zahl! Sprich, was iſt auf dieſes Pergament deine Antwort?"

Und majeſtätiſch trat der Biſchof einen Schritt vor und hielt ihm die breite, viereckige Urkunde ausgeſtrafft vor Augen.

„Dies," ſchrie Ebroin, riß blitzſchnell ſeines Vaters Schwert heraus und zerhieb das Pergament mit einem ſauſenden Streich in zwei Hälften, die der Biſchof laut aufſchreiend fallen ließ.

„Sacrilegium! Sacrilegium!" rief er: und ſeine Geiſtlichen wiederholten kreiſchend den Ruf.

„Null iſt und nichtig," ſprach Ebroin, das Schwert einſteckend, „der der Krone abgezwungene Fetzen. Ja, leſt ſie nur auf und küßt ſie, die Urkunde! Erliſtet iſt ſie und erzwungen! Hab' ich ſie je beſchworen? Und ihr, wie könnt ihr noch von Eiden reden, ohne vor Scham in die Erde zu ſinken?

Dein Neffe, der greiſe Frauen mordet, hat geſchworen bei den allerheiligſten Reliquien und . . .“

„Vergebung,“ ſcholl da eine wohl bekannte Stimme aus dem Hintergrunde und, halb verdeckt von den Geiſtlichen, ward jenſeit der Zugbrücke ſichtbar die Geſtalt Leodegars.

„Du hier? Du ſollſt nicht lebend . . .!“ ſchrie Ebroin außer ſich und wollte auf die Brücke und über ſie vor ſtürzen.

Aber Vanning ſprang neben ihn, umfaßte ihn mit beiden Armen und hielt ihn mit Gewalt feſt: „Halt! Noch Ein Schritt und ſie ſchnellen dich mit der Brücke in die Höhe: — ſchau, die Knechte dort oben faßten ſchon die Seilwinden.“

„Auch das ſcheitert,“ grollte Dodo finſter. »Hostis habet muros, ruit alta a culmine Troja!«

Leodegar aber rief: „Du thuſt mir Unrecht mit dieſem Vorwurf.“

Da ſprach Romarich, lebhaft bewegt an Ebroins Seite tretend, drohend hob er den Zeigefinger der

Rechten: „Wie, du entarteter Sohn der Kirche, haſt du nicht bei all' jenen Heiligen und Heiligthümern . . .?“

„Ich ſchwur,“ unterbrach Leodegar, „gar viele Dinge, ſo wahr der Schrein jene Heiligthümer berge. Wohlan: er barg ſie nicht.“

„Ruchloſer Lügner! Ich habe ſie ſelbſt hineingelegt.“

„Wohl: aber ich habe ſie alle ſäuberlich wieder herausgenommen und unter dem Altarteppich geborgen, bevor ihr die Krypta betratet. Allein ſorge nicht, wo ſie verblieben: als ihr hinauf geſtiegen, legte ich ſie alle wieder ſorgfältig hinein: — nicht Eines fehlt dir, o Romarich. — Mich aber band jener Eid nicht.“

Da brachen Viele unter den Geiſtlichen um ihn her in laute Rufe des Unwillens, des Abſcheu's aus: die Krieger Ebroins aber hoben wildſchreiend die Waffen und waren kaum abzuhalten, auf die Brücke zu ſtürmen.

„Hört ihr's?“ ſprach Ebroin, nachdem der Lärm

ſich gelegt, „das iſt der Werth der Heiligthümer und der Eide dieſer Prieſter! — Genug der Worte, des Hohns! Hört mich: in drei Stunden ergiebt ſich die Stadt mit dem König und Allen, die ſonſt darinnen ſind, in meine Hand . . . Wenn nicht, erſtürm' ich ſie und gebe Stadt und alles Leben darinnen meinen Kleinleuten Preis. Nun wählt."

XI.

Geraume Zeit vor Ablauf der vorgeſtreckten Friſt thaten ſich die feſten Thore der alten Kelten-Stadt auf und pſallirende Mönche und Prieſter in großer Zahl, zu langem Zuge gereiht, ſchickten ſich an, in's Freie zu ſchreiten.

Aber noch innerhalb der Thorſchwellen wurden ſie angehalten.

Der Sieger beſorgte, in ſolcher Verkleidung möchte mancher der Führer entwiſchen. Vielmehr befahl er, daß niemand die Stadt verlaſſen dürfe, bis er es verſtatte.

In geſchloſſnem Zug, nur von ſeinen Heerbann-männern umgeben — die blutgierigen Kleinleute wurden, zu ihrem lauten Schelten, vor den Thoren

aufgeſtellt — zog Ebroin auf den weiten Platz vor dem Biſchofhaus, das Leodegar ſo kunſtſinnig und verſchwenderiſch neu gebaut und ausgeſchmückt hatte. —

Hier war auf der oberſten Stufe ein hoher Thron errichtet: darauf ſaß ein ſchöner, blaſſer Knabe, zu beiden Seiten von einem Prieſter und von dem Grafen der Stadt gehalten, daß er nicht falle: — denn das raſch empor gezimmerte Gerüſt von dünnen Latten, mit Purpur verhangen, wankte und wackelte unter den ehernen Schritten der die Stufen hinauf drängenden Heermänner.

Nun eilte auch Ebroin raſchen Ganges hinan, ließ ſich vor dem verſchüchterten Kinde auf beide Kniee nieder und legte die gefalteten Hände in die des Knaben, die dieſer offen auf ſeinem purpurbemantelten Schoſe hielt.

„Ich huld'ge dir, mein König Theuderich, du Sohn Balthildens, meiner hohen Herrin, deren Züge du trägſt. Ich ſchwöre dir Treue als dein Unter-

than: ich will dich, dein Reich, dein Recht, deine Wohlfahrt wider alle Feinde ſchirmen, ſchützen und fördern, wie ich ſchon gethan habe all' dieſe Zeit, als du noch böſer Menſchen Gefangner warſt. Du aber nimm mich nun an als den Majordomus deines Palaſtes."

„Gern thu' ich das," ſprach das Kind mit weicher, wohllautender Stimme, das engelhafte Haupt vorwärts neigend, daß ſeine langen lichten Locken auf den gebeugten Eberhelm wallten. „Ich kenne dich ja von meiner frohen Zeit zu Paris her. Du gefällſt mir viel beſſer als der ſchwarze Biſchof und ſein grober Bruder. Und die liebe Mutter hat mir oft geſagt, als ich noch bei ihr im Kloſter ſpielen durfte, bevor mich die garſtigen Leute von ihren Knieen hinweg auf den Thron riſſen: ‚Ebroin', — hat ſie geſagt — ‚iſt der zweitbeſte der Männer'."

„Und der erſt-beſte?" fragte der in Flüſterton, haſtig aufſpringend, mit weit geöffneten Augen.

„Das sagte sie nie. Sie meinte gewiß den Vater.“

Ebroin nickte befriedigt: er stellte sich nun dem Thron zur Rechten und, auf sein langes Schwert gestützt, rief er dem da unten sich drängenden Volke zugewendet:

„Nun rath' ich in Güte, ihr Bürger von Autun, liefert die Führer der Empörung aus, alle! Sonst laß ich meine Kleinleute in eure Häuser: die finden sie dort gewiß: aber auch noch viel Anderes.“

„Der Drohung bedurfte es nicht,“ sprach da eine demuthvolle Stimme von dem nun sich öffnenden Thore des Bischofhauses her und siehe, im langen härenen Bußgewand, barhäuptig und barfüßig, die Hände in Fesseln geschlagen, schritten auf den Thron zu Leodegar, Dedo, Gairin und zwölf Bischöfe, — darunter Berachar von Le Mans und Agnebert von Saintes — und weltliche Große. Sie warfen sich vor dem Thron auf die Kniee und Leodegar begann: „Blutvergießen, Brand und Raub fern zu halten von

dieſer guten Stadt, die ich ſo lang in Glück und Frieden geleitet, habe ich dem Herrn König gerathen, die Forderungen des Majordomus zu erfüllen. Nachdem ich all' mein Vermögen den Heiligen geſchenkt, werfe ich mich hier mit meinem Bruder, meinem Ohm und meinen Freunden zu den Füßen des Herrn Königs nieder und bitte um Gnade für mich und alle dieſe hier, falls wir, — wider Wiſſen und Willen! — in irgend einem Stücke uns verfehlt haben ſollten."

Unſchlüſſig, verlegen ſah der Knabe im Purpur bald auf Leodegar, bald auf Ebroin: er wollte die kleine Hand dem Knieenden herab reichen.

Aber raſch trat Ebroin dazwiſchen und rief: „Halt! Gnade? Gnade giebt es nur nach gefälltem Urtheil. Die Strafe muß ausgeſprochen ſein: — dann mag der König ſie erlaſſen oder mildern oder vollſtrecken laſſen. Ergreift ſie, alle fünfzehn, meine Lanzenträger, und führt ſie in die Kerker: — getrennt, einzeln. Stellt je zwei Wachen vor jede Kerkerthür: entwiſcht

Einer, sterben die zwei Wachen. Ich scheue die Heiligen: sie verstehn sich allzu gut auf Riegel und Schlösser! Die Verbrechen sind zu Ende: — nun beginnt das Strafgericht.“

XII.

Das Strafgericht ward ein Blutgericht.

Nachdem ein Concil von vielen neuſtriſchen und burgundiſchen Biſchöfen die neu angeſchuldigten Biſchöfe ihrer geiſtlichen Würden entſetzt und Leodegars frühere Abſetzung beſtätigt hatte, verurtheilte ſie und ihre weltlichen Mitſchuldigen das Pfalzgericht — unter dem Vorſitz Ebroins — wegen ‚infidelitas' gegen den König ſämmtlich zum Tode und zur Einziehung ihrer Güter: bei Leodegar und Gairin ward auch wegen Ermordung des Biſchofs Praejectus und der geraubten Äbtiſſin von Chelles die Todesſtrafe ausgeſprochen.

Die etwaige Begnadigung oder andernfalls die

Art der Vollſtreckung der Strafe ward dem Ermeſſen „des Königs“ überlaſſen.

Es lief doch ein Schauer des Grauens durch die Reihen der in Krieg und Frieden an viel Blut gewöhnten Palatine dieſes Reiches, als Ebroin an dem drei Tage darauf gehaltnen Hoftag neben den leeren Thron trat und, nach Vorführung der Gefangenen, mit eherner Stimme verkündete: „Der Herr König hat — auf meinen Rath! — allen Verurtheilten ſeine Gnade verſagt. Die weltlichen Seniores werden gehängt: nur Gairin, der Frauenmörder, wird — nach altem Frankenrecht — geſteinigt. Die ehemaligen Biſchöfe werden — in Ehrung ihrer früheren Würden — nicht gehängt, ſondern geköpft: aber Leodegar, der bei dem Lichte ſeiner Augen einen Meineid ſchwur, ſollen vor der Hinrichtung an dem Grabmal der gemordeten Äbtiſſin von Chelles, das ihr dort, wo ſie ſtarb, an dem Ufer des Arroux errichtet ward, die falſchen Augen ausgeſtochen werden.“ —

Ein greller Aufſchrei — Leodegar ſtürzte rücklings nieder.

„Das geſchieht: den Verbrechern zu gerechter Strafe, den Andern zu wirkſamer Mahnung. Denn, — bei meinem Schwert! — ich ſchaffe dieſem Reich der Franken wieder Einheit, Friede, Glanz und Größe und müßt' ich bis an's Knie im Blute waten ſeiner Feinde."

Alle vernahmen die grauſe Entſcheidung in tiefem Schweigen: in frommer, auch wohl reuiger Ergebung. Nur Biſchof Dedo ſprach mit lauter Stimme: „Bah, was iſt's weiter? Wir haben heiteren Geiſtes gelebt, laßt uns heiteren Geiſtes — eleganter! — ſterben: das Leben war lang, der Tod wird kurz ſein. Die alten Römer hatten Recht: ‚facilis descensus Averni!' Wir haben viel von ihrem Blut geerbt: ‚laßt uns ein wenig auch von ihrem Geiſt bewähren'."

XIII.

Der Kerker Leodegars lag tief unter der Erde, tiefer noch als der Canal des Arroux, der, hier durch die Stadt geleitet, das unheimliche Gurgeln und Rauſchen ſeiner Wellen durch die dicken Mauern dringen ließ.

Viele hohe Stufen führten von dem Erdgeſchoß der Hochburg in den immer feuchten Quadergang, auf den die Tropfen vom niedern, drückenden Gewölbe her langſam, aber unabläſſig, eintönig nieder ſchlugen.

Hier waltete Tag und Nacht das gleiche Grabesdunkel: kein Strahl des Sonnenlichtes drang je hieher.

Jetzt war in die Öſe der eiſernen Zellenpforte

ein Kienſpahn gezwängt, deſſen düſter rothes Licht ſtets zu erlöſchen drohte in der feuchten Moderluft.

Zwei Speerleute hielten Wache vor der Pforte; die Lanzen auf der Schulter gingen ſie, einander kreuzend, in dem langen Gange, der an die Treppe führte, auf und nieder.

Als hoch über ihren Häuptern die eiſerne Fallthür raſſelnd aufgehoben ward, die den Zugang zu der Steintreppe verdeckte, machten beide Halt und ſpähten ſcharf nach Oben:

„Aufgepaßt, Benniko, Benno's Sohn, da kommt was.“

„Oder wer! Aber weit kommt er nicht, Freund Beling, iſt's ein unrichtiger.“

„Ja, es gilt unſer Leben, mahnte Graf Vanning, wenn der Böſewicht entſpringt!“

„Nun, ein Menſch, ein ſterblicher, bringt nicht durch unſre Lanzen.“

„Und durch die verſchloſſne Thür.“

„Aber etwa ein Unhold? Der ſchwarze Prieſter ſoll viel ſchwarzen Zauber wiſſen, Geiſter bannen . . .“

„Bah, den Geiſt möcht' ich ſehen, den hier dieſer Speer nicht abhält.“

„Da taſtet ſich's langſam die Stufen herab.“

„Es iſt nur Ein Schritt. — Halt. Wer naht?“

„Ein Prieſter des Herrn.“

„Wohin?“

„In den Kerker. Zu Leodegar.“

„Wer ſchickt dich?“

„Der Majordomus. Hier ſein Sigelring als Wahrzeichen.“

„Ja, das war verabredet, Benniko. Aber der Ring allein . . “

„Führt dich nicht hinein. Du brauchſt noch . . .“

„Den Schlüſſel zu dem Kettenſchloß, den Ebroin abzog.“

„Und an ſeinem Wehrgurt trägt.“

„Hier iſt er,“ ſprach der Beſucher.

„Wohl! Schließ auf.“

Und ein Mann in Mönchsgewand glitt an den Beiden vorbei und öffnete — nach einiger Mühung — das Schloß der Kette, welche die Pforte von Außen kreuzweis überspannte.

Nun holten Benniko und Beling je einen Schlüssel aus ihrer Brünne hervor und schlossen zwei Schlösser auf, welche die Thüre an die rechte Mauerseite festigten: der Mönch trat über die Schwelle; sogleich wurden beide Schlösser wieder von Außen gesperrt.

„Wer bist du?“ rief eine bebende, von Angst erstickte Stimme dem Eintretenden entgegen, dessen Umrisse einen Augenblick, von dem Kienspahn draußen durch die halb geöffnete Pforte her beleuchtet, sichtbar geworden. „Und was bringst du? Die Freiheit? Oder den Tod? Oder — oh weh, oh! — die spitzen Eisen in die Augen? Wer bist du?“

„Romarich.“

„Oh, also die Freiheit,“ jauchzte der Gefangene. „Du versprachst mir . . .“

„Ich that Alles, was ich konnte. Vergeblich! Faſſe dich, Leodegar, ſchließ' ab mit dem Himmel: du mußt ſterben."

„Aber ich will doch nicht! Ich will nicht! ... Und die Blendung? Meine Augen ...?"

„Nichts hab' ich erreicht. Ebroin wies mich ab: ‚ich hab's geſchworen', ſprach er. ‚Und ich — ich halte meine Schwüre!'"

„Grauſamer, kommſt du nur, das mir zu verkünden?"

„O nein, ich komme, mein armer, tief gefallner Sohn, deine Seele aufzurichten, dich vorzubereiten auf den letzten Gang, den Todesgang. Viele deiner Sünden, deiner Frevelthaten kenn' ich ..."

„Aber lang nicht Alle," meinte der Gefangene: und es klang wie Hohn.

„Wohl, es mögen viele und ſchwere ſein. Aber die Barmherzigkeit Gottes iſt unendlich. Wenn du dich vor ihm demüthigſt ..."

„Ich mag nicht! Ich kann's nicht! Laß du das

Jenſeit nur meine Sorge ſein. Rette mir das Leben, die Augen! Das allein hat Werth für mich. Hörſt du?“ und er faßte nach ſeiner Kutte und riß heftig daran. „Schaff' mich hinaus aus dieſem Grabe in Licht und Leben. Ich will noch lange leben, . . . will . . .! Wie war es doch, was mir Ohm Dedo verheißen? Herrſchen, glänzen, genießen! Hörſt du? Ich will nicht ſterben!“ ſchrie er, daß das Gewölbe widerhallte.

„Unſeliger! Laß doch von dieſem nichtigen Begehr nach dem vergänglichen irdiſchen Daſein. Verſöhne den Himmel, beichte mir . . .“

„Nein!“ rief der zornig. „Laß das, befehl' ich. Den Himmel hab' ich mir längſt geſichert.“

„Wodurch?“

„Durch ungezählte Gaben an die Heiligen. Sieh, deshalb hab' ich ihnen — vor der Gefangenſchaft, für alle Fälle! — mein ganzes Vermögen . . . . . Sie müßten ſchmählich undankbar ſein, ließen ſie mich im Stich.“

„Wahnſinniger! Darauf bauſt du deine Hoffnung ja deinen Trotz? Deshalb verſchmähſt du meinen Zuſpruch? So wiſſe denn: Gott läßt ſich nicht ſpotten und die Heiligen laſſen ſich nicht beſtechen. Alles, was du zu ſolchem Zweck gethan, geſchenkt, geopfert, iſt nichtig.“

„Weh mir, ſprächſt du wahr!“ ſchrie Leodegar und fuhr erbebend zurück.

„Gott will ein reuig Herz, keine Opfer. Bereue!

„Ah, ah,“ ſtöhnte der Verzagende. „Ich . . ich wollte ja gern . . ., aber ich kann nicht. Ja, daß mich meine Thaten hieher — in den Tod! — geführt, ... das thut mir freilich leid.“

„Das iſt nicht Reue! Zerknirſcht vor Gott mußt du rufen: ‚wehe, weh über meine Sünde‘.“

„Wehe, weh . . . . mir, mir! Ich kann's nicht. Es wäre Lüge, alſo wieder Sünde: und Gott — er iſt ja allwiſſend! — würde es ja doch gleich merken! Ich kann nicht bereuen. Aber höre nur, was alles ich der Kirche geſchenkt . . . . viele Centner ſind's an

Gold allein und Silber und ganze große Landgüter und . . .“

„Schweig davon! Du läſterſt, wenn du Gott erkaufen willſt. Bereue oder ich verlaſſe dich.“

Und er klopfte an die eiſerne Pforte: die Wächter draußen drehten die Schlöſſer auf.

„So verlaſſe mich! Ich fluche dir und deinem ohnmächtigen Troſt: — ich fluche der Lehre, die mich bethört hat, daß ich meine Schätze vergeudete, ſtatt ſie zu genießen. Ich fluche der Welt, in der ein dummer Stein mich zum Krüppel ſchlug und zum Schleicher machte, mich, — der ich ein Held war oder werden wollte, wie jener eherne Ebroin! Ich fluche Gott, der jenen Stein nicht hemmte, der dieſe Welt ſo geſchaffen . . . — hörſt du? Ich fluche Gott, der mich verkrüppelte: er — er allein iſt der Thäter meiner Thaten! Ich fluche Gott!“

„Macht auf, macht auf!“ rief der Mönch in ſchauderndem Entſetzen und haſtete durch die raſch aufgeriſſene Thür hinaus.

„Ja, hör's nur," ſchrie der Gefangene mit der Fauſt an die Eiſenpforte donnernd, „ich fluche deinem Gott der Liebe, dieſer Lüge, und ich verfluche dich und mich ſelbſt. Ah! Die Hölle? Ewig? Ewig in Qualen? Verzweiflung! Verzweiflung! Das iſt ſchon die Hölle!" Und er brach ſtöhnend auf der Schwelle zuſammen.

Viertes Buch.

I.

Einige Wochen darauf ſaßen Vanning, Hermengar und deſſen Söhne in der Halle des Palatiums zu Paris bei'm Abendtrunk beiſammen: es war zugleich ein Abſchiedstrunk: denn am folgenden Morgen ſollten die vier Gäſte des Majordomus in wichtigen Sendungen ausziehen.

Er ward noch erwartet mit Weiſungen, die er ihnen mündlich und ſchriftlich mit geben wollte.

Ungern ließ der treue Vanning ihn allein: er wußte, daß er ſich ungezählte Feinde gemacht hatte, die ihm — mit Unrecht oder Recht — Haß trugen: und in jenen Tagen war der Haß nie weit entfernt vom Mord.

Dazu kam, daß der Freund beklagte, den Ge-

waltigen nun nicht wie bisher von mancher allzu-raſchen, allzuharten Handlung abhalten zu können. Er ſprach darüber offen zu Hermengar.

„Seit die Heilige den Hof mit dem Kloſter ver-tauſcht hat, iſt ſein guter Engel von ihm gewichen,“ klagte er.

„Aber du ſtandeſt ihm auch jetzt — ein treuer Warner — zur Seite.“

„Ach, meine beſte Rede wirkt nicht wie Ein Blick aus ihren ſanften Augen that. Konnt' ich es ver-hindern, daß er all' dieſe Zeit her, ſeit ſeinem Sieg, furchtbar ſtreng und blutig — Alle fünfzehn hat er hingerichtet! — bis an die äußerſte Gränze gerechter, aber ſchärfſter Strafe — und wohl auch darüber hin-aus! — die Herrſchaft geübt hat in Neuſter und Burgund?“

Bei dieſen Worten trat der Majordomus ein.

Er hatte ſich ſtark verändert in dieſen Monaten: ſeine Züge hatten eine Schärfe, ſein Blick ein finſter Drohendes angenommen, das früher fehlte: wieder noch

tiefer hatte ſich die Stirnfalte zwiſchen den Augen eingefurcht, herber waren die bärtigen Lippen geſchloſſen.

Nach kurzem Gruß ließ er ſich neben ſeinen Gäſten nieder, mehrere geſiegelte und offne Schreiben auf den Schänktiſch werfend.

„Ihr reitet morgen bei Tagesanbruch! Euer Werk eilt. Drum wollt' ich euch heut' abend noch Winke geben, die ich der Schrift nicht anvertrauen mag. — Ich habe in dieſen Monaten im Innern des Reiches viel Arbeit gethan, harte Arbeit."

„Ja, harte für dich . . . und für andre," ſprach Vanning, „blutige."

Ebroin furchte die Stirn: „Mit Honig, Freund, leimt man nicht den zerbrochenen Stat. — Nun aber fliegt mein Blick über unſre Gränzen hinaus: nun gilt es, zu erwahren, ob ich das Recht dazu hatte, die Macht in dieſem Halbreich an mich zu reißen — mit eiſerner Fauſt —: die Probe liegt darin, ob ich die zerſtückten Fetzen des einſtigen Geſammtreichs

wieder zu einem Ganzen machen kann. Das iſt's, was ich ſchon vor Jahren mit Pippin erörtert habe und mit jenem Schurken:" — hier funkelte ſein Auge — „die Unterwerfung Auſtraſiens unter den neuſtriſchen Königſtab."

„Die Auſtraſier freilich," wandte Vanning ein, „ſind recht andrer Meinung."

„Ja wohl," rief Ebroin lachend. „Ein Auerſtier wie dieſer Martinus, der will überhaupt von uns ‚Weichlingen' nichts wiſſen: — Weichling iſt ihm jeder, der leſen und ſchreiben und — denken kann und ſich nicht jede Nacht in Meth oder Bier — wie ſchauderhaft! — bezecht."

„Aber Pippin, der . . .," meinte Hermenfred.

„Der will freilich, was ich will," ſprach Ebroin ernſt, „aber umgekehrt: wohl Ein einzig Reich, aber Auſtraſien ſoll uns unterwerfen. Die Gedanken fliegen ihm hoch: — allzuhoch. Man muß dem Arnulfingen-Ar die Schwingen knicken. Es darf kein König herrſchen mehr in Metz neben dem in Paris."

„Das heißt: neben dem Majordomus in Paris,“ lächelte Vanning.

„Und dies große Werk vorzubereiten,“ fuhr Ebroin mit leuchtenden Augen fort, „dazu hab' ich euch erſehn: — deßhalb ſollt ihr morgen reiten. Die Arbeit iſt leichter als ſie ausſieht! Ich habe ſeit langer Zeit meine Späher, meine geheimen Anhänger da drüben: ſo bin ich über die Leute und die Dinge an Moſel und Rhein und Main und Lahn und Donau und Inn nicht gar viel ſchlechter unterrichtet als über die an Seine und Loire. Ich weiß gewiß, der ſtarke Einfluß Pippins iſt andern mächtigen Adelsgeſchlechtern der Uferfranken keineswegs wohlgefällig; ich weiß, der aus der Fremde plötzlich herbeigeholte junge König iſt gar vielen dieſer ſtolzen Häuſer, die ſelbſt nach dem Throne trachteten, höchſt unerwünſcht gekommen. So könnte's vielleicht nicht ſchwer ſein, den mönchiſchen Knaben da drüben ſo einzuſchüchtern, daß er freiwillig ſeinem neuſtriſchen Vetter zu Paris auch den Königſtuhl zu Metz räumt und froh iſt, in den Frieden

ſeiner heiligen Inſel zurück zu fliehen. Wollen ihn aber die Arnulfingen, die ihn erhoben, darauf erhalten, — wohlan, ſo laßt uns dieſes unbequem emporſtrebende Geſchlecht ſammt ſeinem Schützling hinweg fegen durch Gewalt der Waffen."

„Seit zwanzig Jahren kriegserfahren und ſieggekrönt darfſt du dir das ohne Überhebung zutrauen," ſprach Hermengar.

„Wohl," meinte Vanning, „aber dieſe Oſtleute zumal die Überrheiner, ſind bärenhaft tapfer und auch volkreich . . ."

„Gewiß," nickte Ebroin, „deßhalb muß die Statskunſt dem Angriff der Kriegskunſt vorarbeiten, wie unſre Ahnen ſich etwa in ihrem Wotan den liſtigen Planer und den ſtürmiſchen Helden vereint dachten: — der war gar nicht übel! Könnt' ich nur an ihn glauben, ich hätte mich längſt mit meinem Blut ihm zum Wahlſohn geweiht! Man muß die Macht der Auſtraſier im Innern ſchwächen, theilen, zerſplittern, bevor der hitzige, heißblütige Anfall der Unſern ſie

trifft. Hört mich zu Ende. Längſt haben ſich, in der Zeit der Schwäche und des innern Haders der Könige zu Paris und Metz, jene Stämme öſtlich des Rheins vom Reiche gelöſt, die früher den Merovingen gehorcht hatten: die Thüringe an der Unſtrut, die Alamannen am Neckar, die Bajuvaren an der Donau: ihre Herzoge grollen Pippin, weil der — wie freilich ſeine Pflicht! — ſie wieder heran zu zwingen trachtet. Leicht ſind ſie zu gewinnen, in derſelben Zeit von Norden, von Südweſten und von Südoſten her in Auſtraſien einzudringen, während wir von Weſten her auf den Rhein, den Main, die Lahn ſtoßen. Auch die Friſen und Sachſen, geärgert durch die Prieſter, die unabläſſig von Auſtraſien aus in ihre Gaue wandern und ihnen die alten Götter nehmen wollen, wie die auſtraſiſchen Grafen die alte Freiheit, kann man Pippin von Norden und Nordweſten her auf den Nacken hetzen, daß er zu thun bekommt an allen Ecken."

„Du biſt ein Feldherr, wahrlich!" rief der junge Hermenfred begeiſtert.

„Dann können," meinte Hermenoch, „die Auſtraſier, von allen Seiten angegriffen, uns nur dünne Reihen entgegen führen: bei meinem Schwert, die renn' ich über den Haufen!"

„Aber," wandte der fromme Hermengar ein, das Haupt ſchüttelnd, „Sachſen und Friſen: — das ſind arge Heiden! Mit dieſen willſt du gegen gute Chriſten dich verbünden?"

„Mit dem Dämon der Hölle, lieber Herzog, wenn's zum Siege führt," lachte Ebroin. „Leider iſt er ein Wahn, wie Wotan: ſonſt hätt' ich ihn ſchon in der Haft zu Luxeuil zu Hilfe beſchworen."

Hermengar ſchlug ein Kreuz über die Brünne und warf den Söhnen mißbilligende Blicke zu.

„Jedoch," wandte Vanning bedächtig ein, „erwäge, was du thuſt. Du willſt das ganze Frankenreich, wie es vor etwa ſechzig Jahren beſtand, in ſeiner Macht, in ſeinem Umfang wieder herſtellen . . ."

„Das werd' ich! Oder drüber fallen," rief Ebroin und ſtieß die Fingerknöchel der geballten Fauſt auf den Tiſch.

„Und fängſt damit an, jene Herzoge der Thüringe, Alamannen, Bajuvaren, die uns damals dienten, noch mächtiger werden zu laſſen?"

„Ja," rief Ebroin und überlegener Geiſt ſprühte aus den blitzenden Augen, „damit fang' ich an, aber damit end' ich nicht. Laß doch dieſe drei Barbarenſtämme, uns zu entlaſten, einen Plünderzug bis an den Main machen: was ſchadet's viel? Sobald ich zu Metz herrſche wie zu Paris und Orléans, falle ich mit dem Heerbann der drei Reiche über die überraſchten, niemals einigen, plumpen, ſchwerfälligen Waldleute her und unterwerfe die Gaue. — Und ihre drei Herzoge und Herzogsgeſchlechter? In drei Klöſter mit ihnen! Wozu ſind die vielen Klöſter da? Es ſoll kein Fürſt mehr in der Mitte ſtehen zwiſchen dem Frankenkönig und jenen Stämmen."

„Ebroin, du biſt . . ." rief Hermenvech.

„Eben Ebroin, unſer aller Muſter," ſprach Vanning und faßte ſeine Hand.

„Und doch ein ſo freudloſer Mann!" raunte der ihm leiſe zu. — — „Hier nun eure Vollmachten und Briefe. Du, Hermengar, gehſt mit zu dem Baier Theodo, dem Agilolfing, zu Regensburg, zu dem Stolzeſten der Vornehmſte. Du, Vanning zu dem Alamannen Gotfrid in Augsburg, ihr beiden Hermengaringe zu dem Thüring Radwin, Radulfs Sohn, in ſeiner Holzburg an der Unſtrut; zu den Sachſen und Friſen ſchick' ich ein par ihrer heidniſchen Seeräuberhäuptlinge, die ich vor Kurzem in ihren Raubſchiffen auf der Schelde gefangen: ich gebe ihnen die Freiheit, — wie gut nun, daß ich ſie nicht gleich henkte, wie ich vorhatte, an den Rahen ihrer Maſten! — reiche Geſchenke und die Aufforderung an ihre Stammesgenoſſen mit, auf meinen Wink zu Waſſer und zu Land bis Utrecht und Köln raubfrohe Heerfahrt zu thun: Pippin, den ſie fürchten, werde alsdann ganz wo anders zu ſchaffen haben!

Was meint ihr wohl, ob dieſe Wilden ſich's zweimal ſagen laſſen?"

„Schad' um die Kirchen dort zu Lande," ſeufzte Hermengar.

„Bah," lachte Ebroin, „die Mönche haben ihnen auch viele Tempel und Haine verbrannt. Das hebt ſich. Und übrigens von Metz aus werd' ich den Raubfahrern gar bald die Wege verbauen: — nicht mit Kirchen und Klöſtern! — mit feſten Mark-Wehren und Gränzburgen."

„Aber," mahnte Vanning, „die minder wichtigen Aufgaben haſt du vertheilt, wen aber ſendeſt du . . ?"

„Ja wohl," fragte der Herzog, „an König Dagobert?"

„Das," antwortete der Majordomus, indem er lächelnd ſeinen Bart ſtrich und ſich erhob, „das iſt mein Geheimniß. Hei, Keiner von euch würde mir dazu taugen."

Aber das Lächeln war nicht ſchön und unheimlich glänzten dabei die grauen Augen.

II.

Während die vier Gäſte ſich, des frühen Aufbruchs am folgenden Morgen gedenk, zur Ruhe begaben, ſchritt Ebroin noch lange ſinnend in ſeinem Schreibgemach auf und nieder.

Oberhalb des Tiſches, auf dem alte römiſche Straßencarten von Gallia, Belgica und Germania, Pergamente und Papyrosrollen gehäuft lagen, befand ſich an der Wand, an einer Schnur aufgehangen und jetzt von einer Schwebe-Ampel mit ſanftem Lichte beſtrahlt, ein längliches Moſaik: es ſtellte eine Heilige dar, Sancta Lintrudis, und der Künſtler, ungeſchickt und ungefüg im Übrigen, hatte Eine Wirkung voll erzielt: er hatte ſeiner Heiligen die Züge Balthildens geben wollen und das war ihm trefflich gelungen. Der

Majordomus hatte das Bild dem Kloſter der Heiligen zu Châlons-ſur-Marne theuer abgetauſcht: ſeine reiche Villa Latiniacum im Gau von Embrun — mit hundert Knechten und Mägden — hatte er dafür gegeben.

Vor dieſem Bilde machte er jetzt in ſeinem unſtäten Hin- und Her-Schreiten Halt: ſchmerzlich war der Ausdruck der ſonſt ſo adlerhaft blickenden Augen, wie er ſinnend hinaufſah und ſeufzend ſprach: „Schöne Heilige, lebloſe, fühlloſe, ſteinerne! So wenig wie dies Steinbild ahnſt du, Urbild im fernen Kloſter, wie ſo Viel von Allem, was ich litt und leide, was ich that und thue und plane, nur um dich, für dich, gelitten und gethan iſt. Iſt es doch dein Sohn, den ich zum mächtigſten Herrſcher des Abendlands machen will. Für dich — um dich hab' ich das erſte Verbrechen begangen, das erſte Blut frevelhaft vergoſſen. Dein Bild hat mir tröſtend vorgeſchwebt, ein heller Stern, als alle meine andern Sterne erloſchen ſchienen in finſtrer Nacht, bei dem herzverbrennenden, herzkränkenden, herzabſtoßenden Abfall meiner Bauern,

in der verzehrenden Pein der Klosterhaft. Dein Bild begeistert mich in heißer Schlacht und reißt mich durch Schwerter und Speere zum Sieg dahin: — zu deines Namens Ehre thu' ich des Guten viel: — und auch wohl Manches, was du nicht billigen würdest. — Sie und des Reiches Heil sind mir in Eins verschmolzen. Und dabei ist mir dies schöne Weib so fern gerückt, als lebte es auf dem Monde. Nicht durch Kloster, Schleier und Gelübde ist sie von mir getrennt: — hei, jauchzend durchbräche ich sie alle drei und zerdrückte das holde Geschöpf mit heiß lodernder Gluth in diesen Armen! Nein! Durch ihre liebeleere Kälte. Ah, nie hat sie geliebt! Auch nicht ihren elenden Gatten. Sie kann gar nicht lieben! Sie ist von Stein, wie dies Gebild. Ah, hätte sie je geliebt, liebte sie einen Sterblichen, ich riß' ihm vor Heißwuth das zuckende Herz aus der Brust. Aber das ist mein einziger, — mein armer! Trost: sie liebt keinen Mann auf Erden, nur ihren geträumten Gott im Himmel!"

Da ward er aus seinem Sinnen geweckt durch leises Pochen an einer geheimen Thür, die unmerkbar in das Marmorgetäfel der Wand eingefügt war: dreimal, in zwei gleichen Zwischenräumen, ward das Klopfen hörbar.

„Ja, ja," sprach der Einsame, „das ist die Welt, die mich ruft — aus dem Himmel. Die Welt? Die Erde? . . . Vielleicht noch Tieferes, Finstreres, Ärgeres. Verhülle dein Antlitz, Heilige."

Er trat dicht an die Thüre und drückte auf einen dunkeln Stein in dem Marmor: geräuschlos sprang die schmale Pforte nach Innen auf und herein schlich auf den Zehen eine dunkle, riesenhohe Gestalt: — dunkel waren die schlichte, bäuerische Kleidung, dunkel Har und Haut und Bart und die seltsam funkelnden Augen: er bückte den Kopf tiefer als bei Freien üblich, ja er wollte sich auf die Knie werfen.

Unwillig hemmte ihn Ebroin: „Du hast noch immer das Wesen eines Knechts an dir, Gallus! Warst doch frei geboren! Und bist wieder frei."

„Sie währte lange, Herr, die Unfreiheit, die Schuldknechtſchaft. Und der Vogt des Herrn Patricius peitſchte ſo arg, unterließ man die gewünſchte Demuth!“

„Unterlaſſe ſie aber fortab, dieſe Sclaven-Tugend — zumal auf der Sendung, die ich dir jetzt übertrage. Du kennſt unſern Vertrag: du warſt der allererſten Einer, welche die Kleinleute zu den Waffen riefen: — noch vor mir, ohne mich, alſo in offenem Aufruhr. Du haſt auf offner Heerſtraße des Reichs den Patricius Hektor erſchlagen . . .“

„Herr, er war dein Feind wie meiner. Auch du tödteſt — man weiß es! — deine Feinde, wo du ſie triffſt. Und jenen flüchtigen Biſchof half ich doch auch einfangen und . . .“

„Manche blut'ge That: Raub, Brand hat ſpäter dieſe Verdienſte ausgetilgt, wenn's ſolche waren. Nicht umſonſt heißeſt du im ganzen Land der Reißewolf! Du haſt, nachdem ich euren Bund geſchaffen, das

Leben zweimal verwirkt: ich hab' dir's zweimal geſchenkt, weil . . ."

„Weil du mich gut brauchen kannſt, Herr," grinſte der, die weißen Zähne zeigend. „Ich bin dein beſter Dolch."

„Frech biſt du, Gallus. Und ich ſchwöre bei . . . an welchen Heiligen glaubſt du am Frömmſten? Das heißt, welchen fürchteſt du am Ärgſten?"

„Sanct Martin zu Tours," ſtammelte der Schwarze und faltete erſchrocken die Hände.

„Alſo: ich ſchwöre bei Sanct Martin von Tours: bei dem geringſten Vergehen gegen meine Banne hängſt du am nächſten Baum. — Nun gieb Acht! Morgen reiſt als mein offenkundiger Geſandter an den Hof nach Metz der fromme Biſchof Landolen von Vienne."

Gallus machte ein verſchmitztes Geſicht und blies leiſe vor ſich hin.

„Was ſoll's, Burſche?"

„Je nun, Herr: iſt's ein ſchwierig Geſchäft?"

„Warum?“

„Man ſagt, der fromme Mann weiß beſſer im Himmel und in den Kirchen Beſcheid als auf Erden und in den Palatien.“

„Schweig! Der Biſchof iſt nur zum Prunke mein Geſandter: — er übergiebt ein Schreiben von mir an den Knaben Dagobert, das kann jeder! Mein wirklicher Geſandter nach Auſtraſien aber — biſt du.“

„Ich? O Herr. Ich Knecht?“

„Frei biſt du ja, Schuft, freigekauft von mir, ſo wenig du's verdienſt.“

„Was ſoll ich dem Herrn König dort ſagen? Er wird mich gar nicht anhören!“

„Sagen? Nichts dem König: — viel, ſehr viel, Alles dem Volke dort. Höre. Meine Forderung, den Thron von Metz zu räumen, wird ohne Zweifel abgewieſen: dann giebt es Krieg.“

„Huſſa! Hei! Das iſt gut. Es iſt ohnehin ſo langweilig jetzt hier zu Lande.“

„In dieſem Krieg muß das Volk — das heißt

müſſen die Kleinleute — abfallen von dem Mönch-König."

„Ah ſo! Ich fange an, zu verſtehen."

„In Auſtraſien ſind die Leiden, die Bedrängniſſe der Geringen zwar nicht gerade ganz ſo hart wie ſie hier im Lande waren . . ."

„Bis du ſie — alle! — getilgt," flötete der Schwarze ſüßlich; er wollte ihm die Hand küſſen.

„Laß! Laß das Lecken den Hunden! — Aber jedesfalles arg genug, ſo daß ſie ſich gern erheben werden."

„Zumal wenn ihnen einer zuredet!" lachte der Reißewolf: es war ein Lachen, bei dem Ebroin graute. „Und das will ich, das, bei Sanct Martin, kann ich."

„Ich weiß es: — wie kein Andrer, wie der Satan!"

„O nenne den nicht!" rief Gallus und ſchlug haſtig zwei Kreuze.

„Du könnteſt — ich hab's erfahren! — die Engel im Himmel zum Aufruhr wider den Herrgott treiben!

— Alſo ich zähle auf dich: ſobald ich unſern Heerbann aufrufe, rotten ſich dort — bei Metz', vor Allem — die Kleinleute zuſammen und ſchlagen los."

„Sie ſollen's! — Herr: dürfen ſie im Anfang — nur im Anfang! — auch ein wenig — nur ein klein bischen! — brennen und plündern und . . .?" — er machte die Bewegung des Erſtechens.

Ebroin zog die Brauen zuſammen, aber er ſchwieg.

„Nur im Anfang! — Es wäre doch gut. Sie folgen mir dann raſcher, lieber."

Der Majordomus ſtampfte mit dem Fuß: „Warum frägſt du mich? Ich will von nichts wiſſen! Thu', was du nicht laſſen kannſt . . ."

„Ei! Hab' verſtanden!" Und er machte einen Kratzfuß.

„Bin ich zufrieden, geb' ich dir zehntauſend Solidi und Martia, die dralle Magd, aus meiner Villa Calma, um die du mich neulich bateſt."

„Du wirſt zufrieden ſein, mehr als zufrieden!"

„Höre noch Eins: Die Hauptſache! Unſerm König

Theuderich ſteht nichts entgegen als jener Mönch Dagobert. Mit ihm fällt das Reich Auſtraſia. Sorge dafür, daß dieſer König ..."

„Nun?"

Wieder ſtampfte der Ungeduldige — heftiger diesmal! — mit dem Fuße.

„Tölpel! Hab' ich dich, um mich aus zu fragen oder um mich zu verſtehen? Jener Knabe darf nicht etwa durch die Flucht in's Innere ſeines Landes, über den Rhein, ſich meinen Waffen entziehen. Da dürft' ich ihm nachlaufen: — Jahre lang! Ich muß ihn haben — verſtehſt du? Lebend oder .... Nun, wenn ihn ſeine empörten Unterthanen todt ſchlügen, — es wäre auch kein Unglück!"

„Herr," fiel der Reißewolf, diesmal ohne Beſinnen ein, „er ſoll nicht in's Innre ſeines Landes entfliehn, verlaß dich auf mich!"

„Geh."

Er wies gebieteriſch auf die Geheimpforte.

Mit vielem Bücken glitt der Rieſe hinaus.

Da, als die Thüre einſchnappte, fiel das Moſaikbild von der Wand: es zerſprang auf dem Marmoreſtrich in viele, viele Stücke.

„Ein böſes Zeichen,“ ſprach Ebroin, finſter auf die Splitter hernieder ſchauend. „Die Heilige zürnt. Aber es muß ſein!“

III.

In dem Palatium zu Metz, dem alten Bau, der ſich an der Stelle der urſprünglich keltiſchen Veſte auf dem rechten Ufer der Moſel auf ſteiler Hochfläche erhob, lag vor den ſieben Marmorſtufen, die zu dem Eingang des Mittelſales führten, ein weiter Hof, auch hier, wie der zu Paris, den Waffenübungen der Hofknaben dienend, die — wie an der Seine — in beträchtlicher Zahl das Königshaus belebten.

Aber während zu Paris das Vulgärlatein und die dunkelharigen Römer oder ſtark romaniſirten Neuſtrier und Burgunden des Südens überwogen, hörte man die zahlreichen Blondköpfe hier an der Moſel faſt nur die markige Sprache der Uferfranken reden.

In dieſer Sprache ſtellte auch ſeine vielen, lebhaften Fragen ein auffallend ſchöner Knabe von etwa vierzehn Jahren, dem die goldgelben Haare in kurzkrauſen Locken das wohlgebildete Haupt dicht umſtanden.

Die blauen Augen blitzten, als er ſie wieder zu dem ſtattlichen Krieger aufſchlug, an deſſen Hand er dahin ſchritt, während wie die Knaben ſo die geiſtlichen und weltlichen Großen, die ſich allmälig von der tiefer liegenden Stadt her zahlreich hier zuſammenfanden, mit ehrdienigem Gruße den beiden Wandelnden auswichen.

Da ſchritt vom Hofthor her ein neuer Ankömmling, voll gewaffnet, auf ſie zu.

Der Knabe ſprang ihm entgegen: „Willkommen, Oheim Martinus. Du kommſt gerade recht, mir die Schwertleite zu geben: — in ein par Tagen ſoll's geſchehen.“

„Ei, Karlchen,“ ſprach der Oheim, ihm zunickend, „was biſt du groß und ſtark geworden in dieſen

Monaten! Gegrüßt, Vetter Pippin! Wie geht's Frau Albhaid, der viel Schönen?"

„Gut," erwiderte Pippin. „Und du ſprichſt wahr: ſie iſt immer noch das ſchönſte Weib Auſtraſiens."

„Ja, meine Mutter!" lachte der Knabe ſtolz. „Wie die iſt ſonſt gar kein Menſch auf Erden. Die ſollte unter Krone gehn ſtatt der . . ."

„Wirſt du ſchweigen?" ſchalt Pippin. — „Es iſt wohlgethan, iſt hohe Zeit, Vetter, daß du dich endlich wieder einmal zeigſt im Palatium. Dringend entbot ich dich zum heut'gen Tage."

„Ah," meinte der Hüne, über den breiten rothen Bart ſtreichend „ich tauge nicht für den Hof: ich gehöre in den Eichwald um unſern alten Stammhof an der Maas, in deren Sümpfen die Elche noch in Rudeln gehn und der Wiſent dem Jäger den Hag verbieten möchte. Geradeswegs komm ich von daher und der Jagd."

„Ohm, Ohm, du mußt mich mitnehmen! Der

Wiſent, ſagſt du . . . ? Mit welcher Waffe fällſt du ihn?“

„Ja, mein Hämmerlein . . . wahrhaftig, der Bub' trägt immer im Gurt die kleine Streitaxt, die ich ihm ſchenkte.“

„Und er hat gelernt, ſie gut zu werfen,“ ſprach der Vater, die Hand auf den Krauskopf legend. „Komm, Karl, zeig's dem Ohm. Sieh, dort, am andern Ende des Hofes, pickt ein Sperling an der Strohſchütte vor der Stallthür. Getrauſt du dich . . . ?“

Schon flog der zierliche Streithammer ſchwirrend durch die Luft, in hohen Sätzen ſprang der Werfer nach, ſchon brachte er den todten Vogel am Fittig in der linken Hand zurück, die Waffe in der Rechten wägend.

„Gut, Hämmerlein. Ja, nun ſollſt du bald das Schwert empfahn und mir den Wiſent fällen helfen. — Aber nun ſprich, Vetter! Weßhalb mußte ich durchaus zu dieſem Hoftag herbei?“

„Weil er Wichtiges zu entſcheiden haben wird.

Du weißt, der junge König hatte gar bald nach ſeiner Ankunft alle Herzen gewonnen . . ."

„Ja wohl. Und nicht zum Mindeſten durch ſeine Frau Königin, das kindjunge Weib. Einer Elbin acht' ich ſie ähnlich. Frau Berthgundis daheim in der Halle ward ganz zornig, ſo hoch pries ich die Holdſelige."

„Und er hat auch bisher gar gut und weiſe gewaltet . . ."

„Weil er immer that, was der Vater ſagte," meinte der Knabe lachend, wofür er von dieſem einen Schlag — aber nicht einen allzuharten, — auf den Mund erhielt.

„Seine echte Frömmigkeit gewinnt ihm die Biſchöfe, die Äbte. Er verſchenkt mit vollen Händen Königsland an ſie . . ."

„Vater," unterbrach der junge Karl, ſtehen bleibend, „darf ich was fragen?"

„Ja, wenn's nicht frech iſt, wie gewöhnlich."

„Nein, nein, im Ernſt. Iſt's nicht allzuviel, was

der Herr König ſo der eignen Macht entzieht? Rieſelt er noch lange fort, dieſer unaufhörliche Regen von Gaben an Land und Leuten, — ja, was bleibt dann noch dem Reich?“

„Das war nicht frech gefragt, mein Bub'. Und auch nicht dumm. Aber an die Herren Biſchöfe mußt du nicht ſolche Fragen thun.“

„Bah, ich fürchte ſie nicht, die Geſchornen.“

„Der Bub' gefällt mir,“ lachte der Ohm.

„Ja, du, noch ein halber Heide, in deinen Wiſent-Wäldern haſt du ſie nicht kennen gelernt. Ich aber kenne ſie und ſcheue ihre Macht: — wie auf Erden, ſo im Himmel“ — ſchloß er andächtig. —

„Alſo die Kirche,“ fuhr er fort, „hat der Herr König wohl für ſich: — aber gar manche der weltlichen Seniores grollen ihm, weil, . . . nun, weil nicht gerade ſie ihn aus dem Kloſter geholt haben . . .“

„Sondern der Vater. Und weil deßhalb der König ihm folgt, dem er den Königſtab dankt, nicht ihnen.“

„Er hat nicht Unrecht, der Bub. Nun kommt dazu, daß jener Ebroin . . .“

„Du, Ohm, das iſt ein großer Held, ſagt der Vater. Aber, nicht wahr, der Vater iſt ein noch viel größerer? Und du biſt viel, viel ſtärker, nicht?“

„Ich glaube,“ lachte der Rieſe und bog die gewaltige Arm-Muskel. „Ich faſſe den Stier am Horn und beug' ihm den Nacken.“

„Schwerlich aber,“ ſeufzte Pippin „jenem blutigen Eber der Neuſtrier. Der hat — durch Gold und allerlei Ränke — viele Seniores hier im Lande mir und dem König abſpänſtig gemacht und unſre Nachbarn in Aufgang, Mittag und Mitternacht ringsum aufgehetzt. Des Jünglings Thron ſteht nicht gar feſt. Und nun haben auch die geringen Leute, bedrückt von den Seniores, angeſteckt von der Wuth der wildempörten ‚Kleinleute‘ dort im Weſten angefangen, gegen den König und gegen die Seniores zu murren.“

„Ei, ſie haben Urſach, mein' ich, Vater, nicht? Du ſagſt ja ſelber, auch bei uns thun ſich in gar

vielen Gauen kleine Gewaltherrn auf — ‚Tyranni‘, ſagt mein Lehrer Hluthardt, der fromme Mönch, — die dem Herrn König über die Krone wachſen. Hei, wäre ich nur Herr an des ſanften Dagobert ſtatt — ich wollte ſie niederhämmern — ſo!“ Und er führte einen ſauſenden Streich durch die Luft auf den dicken Aſt einer der mächtigen Eichen, die in dem Hofe, ſchattenſpendend, ihre Zweige ſpreiteten: — glatt durchhauen ſtürzte das harte Holz.

„Der wird einmal nicht ganz übel,“ lachte der Ohm.

„So muß es unſer junger König nun entweder mit den Großen verderben oder mit den Kleinen: — beides iſt gefährlich. Und heute gilt es, dem Geſandten des Neuſtriers Beſcheid ertheilen auf das Schreiben, das er überbringt.“

„Was enthält's?“

Pippin zuckte die Achſeln: „Niemand weiß es. Aber es kommt von Ebroin . . .“

„So bringt es nichts Gutes,“ grollte Martinus.

„Lauf nun, Karlchen, zu den übrigen böſen Buben

des Hofes: da drüben, auf der unterſten Stufe ſtehen ſie, links und rechts. Und du, Vetter, komm mit mir hinauf: — neben den Thron: — dort iſt unſer, der Arnulfinge Platz. Hörſt du den Hornruf? Der Herr König naht."

IV.

Und alsbald nahm auf dem Thron vor der Palaſtthüre auf der oberſten Treppenſtufe die jugendliche Geſtalt Dagoberts Platz.

Er ſchien in der kurzen Zeit ſeiner Herrſchaft raſch gereift: ſein Flaumbart war dichter geworden: aber die Stirne war nicht mehr wolkenlos und ſtatt des Ausdrucks heitrer gottvertrauender Frömmigkeit hatten ſich die Schatten der Sorge dunkel über dieſe ſanften Züge gebreitet.

Auf ſeinen Wink ward der Geſandte und deſſen zahlreiches, aus Geiſtlichen und Laien beſtehendes Gefolge, die in dem gaſtlichen Hauſe des Biſchofs Chlodulf von Metz — der war Pippins Vaterbruder — Aufnahme gefunden, abgeholt und in den Hof geführt.

wo die geringeren Begleiter nahe dem Eingang ſtehen blieben.

„Du, Blutigel,“ flüſterte da einer aus dieſen, ein ſchwarzhariger Rieſe, der als Pfeilſchütz gekleidet war, ſeinem Waffengenoſſen zu, „der junge König iſt zu dünn für ſeinen breiten Thron.“

„Ja, Reißewolf; und auf ſeinem Geſicht liegt was . . ſo was zum Tode Trauriges.“

„Ja, ja! Ich ſeh's den Menſchen an, die bald ſterben. Der wird nicht alt, fürcht' ich.“

Einſtweilen hatte der Biſchof von Vienne, ein ehrwürdiger Greis mit ſanften Zügen, geleitet von ſeinem Metzer Amtsgenoſſen und Wirth, die oberſte Stufe erſtiegen.

Er verneigte ſich tief vor dem König, der huld-voll nickte, überreichte ſeine Vollmacht-Urkunde dem neben dem Throne ſtehenden Pfalzgrafen, holte ein andres Schreiben aus ſeinem Gürtel, zeigte dem Referendar links vom Throne das unverſehrte Sigel, erbrach es, entfaltete die Rolle und las:

„Dagobert, dem Sohne Sigiberts, dem Mönch aus Irland, Theuderich, Chlodovechs Sohn, König von Neuſter, Burgund und Auſter.“

Da ging ein zorniges Murren durch die Reihen: aber der König winkte mit der Hand, zu ſchweigen.

„Da dir zweifellos bekannt iſt, daß das Reich der Franken durch die Theilherrſchaft zweier Könige lange Zeit ſchwer gelitten hat und noch leidet, da nach zweifelloſem, göttlichem und menſchlichem Recht die Herrſchaft wie über Neuſter und Burgund ſo über Auſter mir gebührt, . . .“

„Maßlos frech iſt dieſer Ebroin!“ ſchrie da eine laute Stimme dazwiſchen und Pippin hatte ſchwere Mühe, den Vetter zu bändigen.

„Da du überdies — wie ſicher verlautet — in der Einſamkeit jenes fern im Weltmeer ſchwimmenden Eilandkloſters ein Mönchsgelübde abgelegt und aller weltlichen Macht und Herrlichkeit entſagt haſt für immerdar, . . .“

„Eine grobe Lüge,“ donnerte Martinus.

„So fordre ich dich im Namen Gottes und unter Zustimmung aller Bischöfe und Seniores unserer Reiche auf, den Thron zu räumen, der dir nicht gebührt, und uns den Königstab für Auster abzutreten.“

Hier tönte abermals Gemurmel durch die Bänke der Bischöfe und Äbte; aber auch manche der Weltgroßen grollten vernehmlich, während andre sich verlegen still verhielten.

„Das müssen wir dem Oberfreund berichten, jenes Brummen und dies Schweigen,“ flüsterte Gallus seinem Genossen zu.

„Dann magst du unversehrt und frei in dein Kloster zurückkehren, das der Mönch nie hätte verlassen sollen. Weigerst du dich aber, den angemaßten Platz zu räumen, so sollst du wissen, daß wir mit dem nie besiegten Heere von Neustrien und Burgund in dein Land brechen und uns aus dem Palast zu Metz Königstab und Königschatz von Austrasien holen werden. Den unwiderstehlichem Ansturm unserer

Tapfern, deine Feldherrn kennen ihn, — wenn auch du noch nie unſre oder andre Waffen geſchaut haſt.“ —

Sowie der Biſchof zu Ende geleſen, ſprang Martinus vor und ſchrie: „Herr König, laß mich an deiner Statt dieſen wälſchen Prahlhänſen antworten.“

Jedoch Dagobert winkte ihm, zu ſchweigen, erhob ſich würdevoll vom Thron und ſprach mit feſter Stimme: „Herr Biſchof, ich beklage euch, daß ihr der Träger ſo frevelhafter Botſchaft werden mußtet. Kehrt heim und meldet denen, die euch geſandt haben: ‚Dagobert, Sigiberts Sohn, vertrauend auf ſein gutes Recht und Gott, wird als König ſiegen oder ſterben.‘“

„Heil König Dagobert!“ Dieſer Ruf erſcholl nun doch faſt aus Aller Munde: auch derer, die vor Kurzem noch geſchwankt und geſchwiegen hatten; die männlich feſte Antwort hatte überraſcht und erfreut.

Gallus aber raunte ſeinem Geſellen zu: „Jetzt ſtirbt er noch viel früher als ich vorhin meinte! Fort! Auf's Land hinaus! Die Armen ſollen's jetzt

erſt lernen, wie ſchlecht es ihnen bisher in dieſem Reich ergangen iſt und geht.“

„Ja, wir wollen's ihnen ſchon ſagen! Und auch, wie wir es bei uns daheim abgeſtellt haben.“

„Ja, auch das ſollen ſie von uns lernen!“

V.

Mit der Raſchheit, die Ebroin eigen war, übrigens die raſchen Franken im Süden und Weſten Galliens, wo keltiſch-römiſches Blut ſich dem germaniſchen ſo ſtark gemiſcht hatte, überhaupt vor den ſchwerfälligeren Oſtleuten, zumal auf dem rechten Rheinufer, auszeichnete, hatte der Majordomus von Neuſter und Burgund den Heerbann beider Reiche aufgeboten und über den Sammelplatz Paris mit Windeseile dem Feind entgegengeworfen.

Das war ihm ſtark erleichtert, da er ja die Antwort des Auſtraſiers vorausgeſehen und deshalb gleich bei, ja ſchon vor Abſchickung ſeiner Geſandten ſämmtliche Vorbereitungen für den Feldzug getroffen hatte.

Alles war geglückt und glückte.

Friſen und Sachſen hatten bereits Raubzüge unternommen, die jene zu Waſſer bis Nimwegen, dieſe zu Land über Köln hinaus bis gen Aachen hin führten; die dortigen Gauleute der Auſtraſier wurden zur Vertheidigung des eigenen Herdes daheim feſtgehalten.

Die Thüringe bedrohten — für ſich allein handelnd — von Oſten, von der Werra her die Gegenden an der Lahn, ſo daß die heſſiſchen Aufgebote König Dagoberts zur Deckung ihrer Marken meiſt zu Hauſe blieben.

Hermengar und Vanning war es ſogar gelungen, ein Waffen-Bündniß zwiſchen dem Agilolfing zu Regensburg und dem Schwabenherzog — den beiden nur ſo ſelten gemeinſchaftlich handelnden Nachbarn — zu Stande zu bringen, in Folge deſſen bajuvariſche und alamanniſche Scharen ſich von Oſt und Süd her gegen die auſtraſiſche Gränze an Altmühl und Main in Bewegung ſetzten; auch dieſe Gebiete durfte man nicht unbeſchützt laſſen.

Endlich verlautete alsbald Allerlei von Unruhen unter der ärmeren Landbevölkerung in Dagoberts Reich, die, seit die Kriegserklärung bekannt geworden, sich immer drohender gestaltet und gerade in der nächsten Umgebung von Metz gefährlich gesteigert hatte; um deßwillen konnte man jene Gegenden nicht ganz von Kriegern entblößen.

So war es nur ein schwaches Heer, das Pippin und Martinus — ungeachtet eifrigster Mühung — aufzubringen und dem Feind entgegenzuführen vermochten.

Die politischen Verhältnisse wie strategische Erwägungen brachten es mit sich, daß der Zusammenstoß der beiden Heere nördlich von Paris erfolgen mußte: das Ziel der Neustrier war Metz, das Ziel der Austrasier Paris: jene wollten dort Dagobert, diese hier wenigstens Ebroin vernichten, wenn nicht auch seinen König Theuderich absetzen. Die Champagne, seit langer Zeit zwischen Auster und Neuster schwankend, — am Liebsten hätte sie sich ganz unab-

hängig gemacht! — war jedoch in der jüngsten Zeit für und von Ebroin gewonnen worden: so konnten die Austrasier nicht den nächsten Weg nach Paris — über Châlons-sur-Marne — einschlagen; da aber das feste Laon von seinem Grafen noch für Dagobert gehalten ward, wollten die Austrasier, so weit nördlich ausbiegend, von dieser Stadt aus über Soissons auf Paris vordringen, während Ebroin ebenso nothwendig ihnen Laon, diesen wichtigen Stützpunkt, zu entreißen trachten mußte, um nach dem Sieg für den Zug auf Metz sich den Rücken frei und sicher zu wissen.

So mußten die einander suchenden Heere zwischen Laon und Soissons zusammentreffen: und also geschah's auch bei Laffaux, nachdem die Austrasier die starken Wälle von Laon verlassen und die alte Römerstraße nach dem Süden eingeschlagen hatten.

Martinus hatte, seinem Ungestüm entsprechend, vom König den Befehl über die Vorhut erbeten und erhalten. Er brannte vor Begier, die „wälschen

Prahler", die Maulhelden, die eiteln, überklugen Weichlinge ſammt ihrem blutbefleckten Führer durch einen wiſent-haften Anſturm über den Haufen zu ſtürzen. Und ganz heimlich im Herzen hatte er ſich vorgenommen, dieſe, wie er wähnte, leichte Aufgabe, allein zu vollenden, bevor noch Pippin die Hauptmacht herangeführt haben würde, geſchweige der junge König von Metz her, wie geplant war, die Nachhut, die erſt jetzt aus verſpäteten Nachzüglern oder fernher aus den von Oſten herankommenden Heerhaufen gebildet werden ſollte.

Ohne Raſt trieb der Hüne, auf ſeinem mächtigen Brandfuchs an der Spitze der vorderſten Reiter einher jagend, ſeine dünnen Haufen mit ſich vorwärts gen Süden: es waren die Neuſtrien und Burgund zunächſt ſiedelnden Wehrmänner: die Alamannen des Elſaß und die Uferfranken um die Moſel, während Pippin, etwa einen halben Tagemarſch weiter zurück, die Uferfranken von der Ems, vom Niederrhein, und die — etwa verfügbaren — Heſſen heranführte.

Da nun auch Ebroin seine starken Massen eilig entgegenbrachte, drängte Alles zu rascher Entscheidung.

Der Ort des Zusammenstoßes war Lusao, heute Laffaux, auf der Straße südlich von Laon über Soissons nach Paris, genauer etwas südlich unterhalb Laffaux, zwischen Margival und Nanteuil-la-Fosse. Martinus hatte am Tage vorher von Laon aus Ureel erreicht und dort für die Nacht gelagert, Ebroin am gleichen Morgen vorher den Seinen nur den Weg von Soissons bis Margival und Laffaux zugemuthet und sie am Ziel den ganzen Tag und die Nacht über rasten lassen.

Dem Reisenden, der heute mit einem Blick für solche Dinge die Gegend durchwandert, drängt sich die Beobachtung auf, wie günstig die Vertheidigungsstellung im Südwesten auf den Höhen von Margival ist, während ein von Nordosten kommender Angreifer die Hügel von Nanteuil verlassen, das Thal durchqueren und nun jene steilen Erhebungen erklimmen muß.

Ebroin ſelbſt hatte die Spähereiter geführt, die, im Dunkel der Nacht, durch Waldpfade, von Landesſöhnen geleitet, weit über das bei Margival und Laffaux bezogene Lager hinaus auf mehreren Straßen, gegen Urcel und gegen Rethel, vorgetrabt waren.

Um Mitternacht kehrte er freudig zu den Seinen zurück mit zwei Gefangenen — tolldreiſten Alamannen, die ſich unvorſichtig zu weit vorgewagt hatten — und mit wichtigſter Erkundung.

„Ich meine,“ rief er ſchon vom Gaule herab, bevor er abſprang, ſeinen Führern zu, „ich meine, wir haben ſie, die tapfern Barbaren des Oſtens! Wenn nicht Sanct Martin von Tours ein Wunder thut, ſie zu retten, was wenig wahrſcheinlich: der Heilige iſt gut neuſtriſch geſinnt und der rothe, der lange Martin hat weniger mit ſeinem Namenspatron als mit Donar gemein. Kommt in's Zelt, dort vernehmt meinen Schlacht-Plan und den ſichern Sieg.“

In freudigſter kriegeriſcher Erregung eilte er voran.

„So mag ich ihn leiden,“ ſchmunzelte Vanning.

„Viel beſſer, als wenn er grübelt und vor ſich hin brütet.“

„Ja,“ ſchloß Herzog Hermengar, „und dann plötzlich auffährt, ausbricht, unberechenbar, in voller Wuth. Das Werk ſeines Lebens war doch wohl allzuſchwer, die Laſt zu drückend, des Blutes zu viel: — ich hätte nimmermehr ſolches auf mich genommen! — ich meine, es hat auch ihn geſchädigt.“

„Aber nicht am Heldenthum, nicht an der Feldherrnſchaft — das wirſt du ſehn!“

VI.

Und der Erfolg des nächsten Tages gab dem Treuen Recht.

Ebroin hatte seine Mitte, erlesene Scharen — Salfranken von der Schelde, alte Bátäver — auf dem steilen unbewaldeten Höhenzug aufgestellt, der sich, von der steil gen Süden ansteigenden Römerstraße durchbrochen, quer von Ost nach Westen zog.

Hier, in der ersten Reihe, hielt Ebroin, selbst weithin sichtbar auf seinem hohen Rapphengst, dicht vor dem neustrischen Königsbanner, das immer noch, wie vor Chlodovechs Taufe, den heidnischen Meerdrachen, aus Gold gewirkt, im wasserblauen Felde führte: Hermenfrid war es anvertraut. „Hier," sprach Ebroin, „geschieht der erste, hitzigste Stoß der Ostleute: gerade

hieher führt die Römerstraße, auf welcher der rothe Stier heranschnaubt. Salische Männer ihr bleibt mir wie angewurzelt stehen, laßt euch nicht verlocken, auf sie zu Thal zu stoßen. Laßt sie nur Kraft und Athem verbrauchen, bis sie halbwegs nach oben gekeucht sind: dann aber, sobald sie die tiefen Kies- und Sand-Brüche hinter sich haben, die sich überall vor unserer Reihe den Hügel entlang hinziehen, dann drauf los und werft die Ungestümen in jene Tiefen, folgt ihnen aber nicht: es wird dort schon für sie gesorgt! Denn du, Herzog Hermengar, stehst mit der ganzen aquitanischen Reiterei auf unserem linken westlichen Flügel bei Laffaux, dort, wo das ebene Wiesengelände zum Ansprengen geradezu einladet; sobald du unsre Mitte verfolgend vorbrechen siehst, reitest du gegen der Feinde rechte Flanke an: sie ist die schwächste — ich hab's erkundet: — ich vertraue, du wirfst die rasch zersprengten seitwärts, auf ihre weichende Mitte, und . . ."

„Und der Tag ist unser!" frohlockte Vanning.

„Noch nicht, Freund: denn noch fehlt dein Stück Arbeit dabei, auf unſerer rechten Flanke im Oſten bei Margival und Vauveny: — ein gar wichtiges. Denn wir müſſen auch für den klugen Meiſter Pippinus ein kräftig Tränklein brauen.“

„Pippin? Du erfuhrſt ja, er ſei noch weit zurück?“ meinte der junge Hermenvech.

„Er war's noch geſtern Abend. Aber ich trau' ihm nicht. Er kennt ſeinen wilden Stier. Er wird — ſo gut wie ich! — errathen, daß der ſofort losſtürmt, ſowie er ein rothes Tuch — das iſt meines Vaters Sohn! — erblickt. Ich fürchte, in ſolcher Sorge hat Pippin ſeinen Chatten, Hama-Leuten und Emsmännern keine Ruhe gegönnt: er iſt die Nacht über vorwärts geeilt, in die Schlacht einzugreifen, bevor der Tollkopf ſie vollends verloren hat. Nun, Freund Vanning, giebt es aber noch eine andre Straße von Norden hieher. Da, ſchau, auf dieſer alten Karte der Römer für die galliſchen Straßen — iſt doch hübſch von ihnen, daß ſie uns die hinterlaſſen haben:

im Cäſarenpalaſt zu Paris fand ich gar viele; die da trägt die Inſchrift: »Julianus Imperator« — wer das wohl war? — Da ſteht der Weg verzeichnet: — öſtlich von dem Anmarſch des Martinus: — auf dieſem wird Pippin — ja er muß, es iſt ſein nächſter Weg! — von Rethel her, im Oſten von Laon — über Trucy, Jouy und Sancy — heran eilen, zu retten, was zu retten iſt, die Schlacht zu ſtellen, vielleicht zu wenden: denn er iſt ein guter Kriegsmann und ſeine Schar iſt die Hauptmacht. Nun, Vanning, du ſorgſt dafür, daß er gar nicht oder mit arg gelichteten Reihen auf der Walſtatt erſcheint."

„Gut, ich eile ihm alſo entgegen."

„Das läßt du hübſch bleiben! Sieh, hier führt ſein Weg und zwar auf der rechten — alſo ſeiner Leute ſchildloſen Seite — an jenem dichten Wald — voll Unterholzes — hin; Pippins böſer Dämon hat dieſe Büſche hier wachſen laſſen: da hinein, Vanning, mit allen unſeren Pfeilſchützen aus Armorica, aus Vasconien, aus dem Poitou und der Touraine:

das iſt ein Hinterhalt ohne Gleichen! Ihr bleibt ganz ruhig, bis ſie auf halbe Pfeilſchußweite an euch vorüber ziehen; dann haltet auf den Leib unterhalb der Brünne oder auf den ſchutzloſen Schwertarm: wenn ihr nicht zielt wie die Blinden, müſſen ſie fallen wie unter dem Hagel der Hafer. Dann — aber erſt, wenn ihr dreimal geſchoſſen! — werft die Bogen weg, zieht die Schwerter und ſtreckt mir Alles nieder, was noch ſteht.“

„Heil Ebroin, Heil dir und Sieg!“ riefen die beiden Jünglinge.

Und auch die reifen Männer faßten bewegt ſeine Hände.

VII.

Und wie geplant, so geschah's.

Am späten Vormittag des folgenden Tages erblickte Martinus, mit seinen Reitern den Kamm der Hügel im Norden erreichend, über das Thal hin, auf dem Höhenzug gegenüber, die Schlachtreihe der Feinde.

Aber er täuschte sich über deren Ausdehnung nach Osten: der dichte Wald verdeckte ihm Ebroins rechten Flügel: so hielt er den östlichen Theil von Ebroins Mitte bereits für dessen äußerste Stellung im Osten, ein volles Drittel der Gegner blieb ihm unermittelt: jenen Wald durch vorstoßende Späher erforschen zu lassen, kam ihm nicht in den ungestümen, vertrauenseligen Sinn.

Er hielt, die blendende Mittagsonne auszuschließen, die Hand vor die Augen unter das Dach des Helmes, den zwei mächtige Wisent-Hörner schmückten, und nach kurzer Ausschau gegen den Saum jenes Gehölzes hin, rief er, frohgemuth sich auf den Bügeln hebend: „Hei, meine Buben, es sind ihrer ja viel weniger, als der Vetter meinte. Rasch drauf und kurze Arbeit mit den Südlingen, daß die Andern gar nichts mehr zu thun finden. Mit denen werden wir leicht allein fertig! Drauf!“

Und er jagte mit seinen Reitern weit voran, das Fußvolk konnte so rasch nicht folgen.

Unbeweglich hielten die wohlgeschulten Krieger Ebroins oben auf der kahlen Höhe in der Mitte seiner Stellung, sie ließen die Reiter — deren Gäule ermatteten bei dem steilen Aufwärtsklimmen — und die erste und zweite Schar des Fußvolks bis über jene Kiesgruben hinan dringen.

„Jetzt!“ befahl Ebroin.

Und blitzend und klirrend ergoſſen ſich, plötzlich lebendig geworden, die bisher ſtarren Erzreihen auf die erſchöpften, ſchwitzenden, keuchenden Stürmer.

Da erſah Martinus den verhaßten Feind.

„Ah, dort — dort — auf dem Rappen! — iſt er. Platz! Laßt mich durch! Den Tag entſcheidet Ein Hammerſtreich. Laß ſehn, ob ſein ſchlauer Kopf den aushält.“

Und mit dem vollen Anſprengen des gewaltigen Roth-Hengſtes allein durchbrach er, ohne Schlag zu ſchlagen, die nächſten feindlichen Fußkämpfer und erreichte Ebroin.

Zu furchtbarem, allzerſchmetterndem Streich hoch aushebend ſchwang er den Steinhammer, den, von frühen Ahnen ererbt, der Hüne nicht gegen eine neuere, beſſere Waffe vertauſchen wollte.

„Stirb, Natter!“ ſchrie er.

„Sieh' dich vor! Sie beißt!“ rief Ebroin entgegen und, das Roß an des Feindes rechter Seite vorbei ſpornend, ſtieß er ihm die ſchmale gotiſche

Klinge in die klaffende, ungeſchützte Achſelhöhle des hoch erhobenen Armes.

Wohl ſauſte da der wuchtige Hammer, aber neben das Ziel: und er entfiel dann der ſich löſenden Fauſt: der Reiter ſtürzte ſterbend nach links aus dem Sattel.

Des Führers Fall entſetzte die Alamannen: ſie wandten die Gäule zur Flucht, ritten dabei ihr eignes Fußvolk über den Haufen und ſtürzten, in dichte Knäuel geballt, mit dieſen Speerleuten zuſammen in die tiefen Kiesgruben, an denen vorbei ſie hinaufgekommen.

Die Fußkämpfer der Sieger begnügten ſich, dieſe Wehrloſen von oben herab mit Wurfſperen zu erlegen, während Ebroin mit ſeinen Reitern die noch vom Thal aufſteigenden Moſel-Leute zerſprengte: dieſe waren ſchon dadurch widerſtandsunfähig geworden, daß gleichzeitig ihr rechter Flügel, durch Hermengars Reiterangriff entſchart, in Auflöſung in ihre Reihen geworfen ward.

Allein Flucht und Verfolgung fanden bald ein Ende: links von dem weichenden Heer, auf der breiten Straße, die von Nordosten, von Rethel, herführte, zeigten sich die Reiter, dicht hinter diesen aufschließend auch die ersten Haufen des Fußvolks Pippins in raschester Annäherung.

„Jetzt, Vanning, thue deine Schuldigkeit, sonst giebt's eine zweite Schlacht," sprach Ebroin, sich hoch im Sattel hebend und auf jene vorwärts drängenden Reihen im Osten blickend, die nun gerade den Waldsaum erreicht hatten, an dem sie vorüber mußten. „O könnt' ich jeden Pfeil dort zielen mit dieser Hand! Die Schwalbe im Fluge entgeht mir nicht! Auf, Hermenfred, eile zu deinem Vater da drüben: — er soll mit all' den Seinen nach rechts schwenken und mir folgen, dem neuen Feind entgegen."

Jedoch es kam nicht zu weiterem, ernstem Kampf.

Sobald der ganze Zug Pippins sich mit der Strecke des Waldsaums deckte, flog plötzlich auf seine rechte Seite ein solches Gewölk von Pfeilen,

daß man das Schwirren der Sehnen weit, weithin vernahm.

In dichten Haufen, Mann auf Mann und Gaul auf Gaul, wie sie geschritten, wie sie geritten, fielen sie, so daß nach der Schlacht die Sieger Mühe hatten, die Gefallenen von einander zu lösen: durch sie hindurch zu schreiten, war, ohne solche Lösung, unmöglich. Am Meisten litten die Reiter: sie boten das breiteste Ziel.

An ihrer Spitze sank auch Pippin von seinem weißen Roß: er hatte einen Pfeilschuß in den Schwertarm und einen schlimmeren unter dem Wehrgurt erhalten: mit Mühe zogen ihn die Seinen unter dem todten Gaul hervor und flüchteten den Schwerwunden in Sicherheit.

Das ging nicht leicht: und nicht ohne Aufopferung manches treuen Gefolgen.

Denn Ebroin hatte mit lautem Freudeschrei ihn fallen, dann mit knirschendem Zorn davon tragen sehn: „Nach!“ rief er. „Nach! Nach!“ Und grimmig

ſpornte er den Rappen. „Alle hieher! Alle auf Pippin. Sein Tod erſpart uns Alles Weitere: — mit ihm fällt Auſtraſien heute noch in unſre Hand.“

Allein aller blutiger Eifer der Verfolger blieb vergeblich: Pippin ward weder gefangen noch getödtet: der Sieger mußte ſich damit begnügen durch den Angriff ſeiner drei nun vereinten Scharen auch dies zweite Heer mit ſtarken Verluſten vollends zu werfen und zum Rückzug nach Auſtraſien zu zwingen.

VIII.

An dem Tage, da die Schlacht bei Laffaux verloren und gewonnen ward, hatte König Dagobert seine Vorbereitungen vollendet.

So viele Mannschaften, als überhaupt noch — nach Deckung der rings bedrohten Gränzen — zur Abwehr der Neustro-Burgunden verwendet werden konnten und nun dem Heere Pippins nachgeführt werden sollten, waren jetzt allmälig an dem ihnen bezeichneten Sammelplatz — Metz — eingetroffen und lagerten, soweit sie in der alten Veste der Mediomatriker nicht Unterkunft fanden, vor den Thoren auf dem linken Ufer der Mosel, des Aufbruchs gen Nordwesten gewärtig.

Das junge Ehepar saß in dem hochgelegnen

Caſtrum, im Schlafgemach, deſſen Rundbogenfenſter den herrlichen Ausblick über das Thal der vielfach geſchlungenen Moſel gewährte, die im Strahl der ſinkenden Herbſtſonne wie ein Silbergürtel glänzte.

Die Gatten lehnten ſich über die breite, mit weichen Teppichen behängte Mauerbrüſtung und ſahen hinaus gen Weſten, wo ein düſtrer Tannenwald den Ausblick abſchloß; die zarte Frau hatte den Arm um ſeinen Nacken geſchlungen.

Zu Füßen des breiten Ehebetts, im Hintergrunde des Gemaches, lag der treue Ryan, das mächtige Haupt auf die beiden vorgeſtreckten Pfoten geſtreckt, aber die klugen Augen ſtets merkſam auf die Herrin gerichtet.

Der junge Herrſcher war ſoeben von einer letzten Muſterung aus dem Lager vor den Weſtthoren in das Palatium zurück; wenig freudig ſah ſein ſchönes Antlitz; umſonſt bemühte er ſich, das vor ſeiner Königin zu verbergen.

„Wir hatten noch nie ein Geheimes vor einander,“

ſprach ſie und zog ihm ſanft die Hand hinweg, mit der er Stirn und Augen bedeckte. „Laß uns nicht damit beginnen bei unſerer erſten Trennung. Es gelänge dir ja doch nicht! Tief ſeh' ich dir durch die Augen in die Seele. Du ſorgſt um den Sieg, um das Heer. Es ſind wohl zu wenig Helme?“

„Es iſt nicht das,“ ſeufzte Dagobert. „Aber es fehlt am Beſten: an der rechten Freudigkeit, an dem guten Willen, der allein den Sieg verbürgt. Wohl ſind ſie gekommen die Männer von Köln, von Trier, von Mainz und Worms, von Main und Sale: aber widerwillig, nicht gern. Noch war die alte Pflicht, dem Merovinq Heerfolge zu leiſten, ſtark genug: aber ſollte ich . . .“

„Sterben? Warum? An Siechthum? In der Blüthe der Jugend? Und in der Schlacht wird dein Schutzengel dich ſchirmen. Und mein Gebet!“ Und ſie umſchlang ſeine Rechte mit ihren beiden weißen kindlichen Händen.

„Dann, mein' ich, liefen Alle auseinander, jeder

den eignen Herd zu ſchützen, und, ſo vereinzelt, Alle unterzugehn. Ja, auch mir ſelbſt in's Angeſicht wagt ſich aus vielen Reihen ein böswilliger, drohender Geiſt hervor."

„Wie? Dieſem Antlitz gegenüber?" Und ſie ſtrich ihm zärtlich die Locken aus den edeln Schläfen zurück.

„Ja," lächelte er, „die derben Kölner ſind mir nicht ſo hold geſinnt wie Karin. Du haſt davon gehört: ſchon lange gährt es draußen in den Gauen, in den armen Hütten der geringen Hufner. Sendlinge — fremde — ſchleichen von Gehöft zu Gehöft: ſie halten den Darbenden vor, wie Biſchof, Abt und Senior — und der König zu Metz vor allem! — im Überfluß ſchwelgen und praſſen, während ihnen der Fronbote des Grafen das letzte Rind am Pfluge und den Pflug ſelbſt, den alten, vielgeflickten, pfändet für Dingwette oder Heerbannbuße. Das bringt nun Alles aus den Gauen in das Heer mit den Wehrleuten, die aus jenen niedrigen Schilfhütten und

morſchen Lehmwänden hieher zuſammen ſtrömen. Und hier klagt dann Einer dem Andern ſeine Noth, und Einer ſchürt ſo und hetzt den Andern. So riefen ſie mir denn heut' auch zu, — eben jetzt! — da ich ihre Waffen prüfte und ob die Köcher der Pfeile voll? — die Leute von dem Rhöngebirge — dem ‚Hungerbühl' — waren's und von der rauhen Eifel: — ‚ja, Herr König, die Köcher ſind voll, aber die Magen ſind leer.'

‚Und leer das Säcklein für Brod und Speck.'

‚Wir ziehen aus, für dich zu ſterben: derweilen greifen deine Büttel auf unſere ſchmale Scholle daheim.'

‚Und kommen wir lebend nach Hauſe, ſitzt ein Andrer unter unſrem Dach.'

‚Und Weib und Kind ſind verdorben.'

‚An die daheim denken wir, nicht an deinen Sieg und Thron und Ruhm.'

‚Ich denk' an meinen alten Vater, der hungert jetzt am kalten Herde.'

„So riefen ſie mir — um die Wette — zu!“

„O laß ab,“ ſeufzte die bleiche Frau; große Thränen glitten langſam über die ſchmalen Wangen. „Und du kannſt nicht helfen?“

„Könnt' ich's, hätt' ich's nicht längſt gethan? Wie ſoll ich, der Eine, in Einem Jahre, beſſern, was ungezählte Könige vor mir verſchuldet oder doch nicht verhütet haben ſeit Chlodovech, unſrem Ahn? Und wenn ich thäte, wie die Armen, Bethörten, verlangen, wenn ich den Kirchen und den Seniores ihren Beſitz entriſſe — wie jener blutige Eber da drüben täglich thut — und ihn den Armen zutheilte, wär' es minder Unrecht? Wem nehmen? Welcher Beſitz ſtammt von Raub oder Liſt? Wer ſoll das heute noch unterſuchen — nach zweihundert Jahren? Und wem geben? Wer iſt bedürftig — bedürftig durch fremde, nicht durch eigne Schuld? O wehe mir: ich ſehe die Noth des armen Volkes: — ſie iſt da, wirklich da, in ſchrecklicher, ſtummer Aufdringlichkeit: — denn die Beſten klagen nicht! — Ich ſchaue das

zehrende Verderben im Lande, und ich ſehe kein Mittel der Rettung. Und wenn ich nun wirklich ſieghaft hieher zurückkehre, — ſoll ich mich freuen, daſſelbe unheilbare Elend wieder zu finden? O wehe, o Fluch dem Tage, da ſie mich mit jenem gleißenden, goldnen Königsſtab aus dem ſtillen Frieden unſeres Kloſters lockten und ich dich aus der grünen Einſamkeit deiner Schäfertrift mit mir davon riß. O hätt' ich nie der Merovingen Königsthron beſtiegen! Mir iſt, es laſtet ein alter Fluch darauf ſeit jener blut'gen Fredigundis Tagen, meiner ſchrecklichen Ahnfrau. Und dich, du Reine, frei von der Erbſchuld meines Hauſes, hab' ich mit herein in dieſen Fluch gezogen. Vergieb! Aus großer Lieb' iſt das geſchehn."

Und er umſchlang das braune Köpflein und küßte ſie auf die Stirn.

Sie aber küßte ihn herzhaft auf den Mund und ſprach: „Und wär' es ſo, — ſo wär's ein ſelig Los, mit dir Fluch und Untergang zu theilen! Und wäre dieſer Tag, unſer letzter — wahrlich, mich reute meiner

Liebe nicht! Und um nichts und mit keinem andern Weibe tauſche ich —. Gedenkſt du nicht mehr all' der ſel'gen Stunden, ſeit — noch im Kloſter — Abt Wilfrid uns verband? Ja: lieben, Freund, ‚lieben iſt Ewigkeit!‘ So ſang uns einſt ein weißbärtiger Harfenſchläger am Sunwendfeuer. Er hatte Recht. — Und die ſüße Hoffnung," flüſterte ſie, ſchämig das Haupt an ſeiner Bruſt bergend, „die mir unter dem Herzen keimt, — dein Kind! — iſt das nicht Glück, unſagbar Glück? Laß uns den Abend — den letzten! — noch ſo verbringen, wie deine Königspflicht erheiſcht: — ich meine nicht die Waffenpflicht: — genug haſt du der obgelegen all' dieſe Wochen! — ich meine die ſchönere Pflicht, zu ſchützen und zu ſchirmen die Schutzbedürftigen und Armen. Da drüben, jenſeit des großen Königsforſtes, gegen Norden nach der Villa Thiodo's hin, weiß ich gar arme und gar wackre Leute wohnen. — Ich ſprach jüngſt in der Hütte, der zerfallnen, ein, durſtig von dem Staub der Straße: ich fand die junge Hausfrau — die junge

Mutter! — in Thränen: ich hatte um einen Trunk Milch gebeten: — ſie wies auf das ſchreiende Kind, das ſie in den magren Armen hielt: ‚Milch?‘ rief ſie klagend. ‚Ach! Unſre letzte Ziege nahm der Frohnknecht: — und mir verſagt die elende Bruſt den Trunk für dieſen Säugling, der nichts zu ſaugen findet. O, läg' er todt und ich dabei! Mein Mann? In Metz! In der Schuldzelle hält ihn der Vicegraf.‘ Ich gab der Armen die Silberſpange von der Schulter weg, ich löſte hier den Schuldknecht aus. Komm, laß uns zu den guten Leuten! Wir wollen ſehen, wie's ihnen nun ergeht. Und weiter helfen, thut es noth. Komm, Lieber!“ Und ſie erhob ſich.

Tief ergriffen ſprang er raſch auf und umſchloß die zarte Geſtalt mit beiden Armen.

„Ja, du haſt Recht, du Holde, Süße, Gute! Ich folge dir. Laß uns den Dürftigen helfen. Mich däucht, Gott wohlgefälliger beſchließ' ich ſo den letzten Tag, als betete ich viele Stunden in der Baſilika auf den Knieen. Ich laſſe deinen Zelter ſatteln: —

ſein ſanfter, gleicher Schritt kann dir nicht ſchaden: auch führ' ich ihn am Zaum. Und welche deiner Hofmaide . . .?"

„O keine! Laß uns dieſe letzten Stunden allein verbringen."

„Wohl! Auch brauch' ich keinen Reitknecht für das Eine Thier. Ryan, komm mit: — es geht in's Freie. Komm!"

Freudig bellend und mit dem mächtigen Schweife wedelnd ſprang das ſchöne Thier an dem Herren hinauf.

IX.

Blutroth war die Sonne hinter den düstern Tannenwipfeln des Westens gesunken: glanzlos schwamm die matte Scheibe in dem grauen Meere dichten Nebels, der, von der Mosel und ihren Sümpfen aufgestiegen, nun das ganze Thal erfüllte und mit kalter Nässe sich an Pflanzen, Thiere und Menschen heftete. Schon dunkelte der Herbstabend stark.

Zumal in dem dichten Urwald, durch den nur ein schmaler Reitpfad geschnitten war, schlossen die dicken Tannen- und Eschen-Stämme fast jeden Strahl des sinkenden Tages aus.

Da tauchten an der Beuge des Pfades von Norden nach Osten — nach der Stadt zu — in der Ferne schattenhafte Umrisse auf: ein kleines Pferd, dar-

auf eine Frauengeſtalt, daneben ſchreitend ein Mann, vorauf ſpringend ein großer Hund.

Wo der Weg thalabwärts gen Metz zu ſich in einen Engpaß ſenkte, von beiden Seiten überhöht durch dicht bebuſchte Hügel, ward nun etwas lebendig in dem Geſträuch. Eine Amſel, die in dem nächſten Rainweidenbuſch geſeſſen, flog, aufgeſcheucht von der plötzlichen Bewegung in den Zweigen, erſchrocken ihren lauten Warnruf ſchmetternd, über den Weg hin auf die andere Seite des Waldes.

Ein Mann — rieſenlang — ſtreckte, vorſichtig ſpähend, den unbedeckten ſchwarzſtruppigen Kopf aus den hohen Hagebuchen und lugte aus.

„Sie ſind's!“ flüſterte er dann nach rückwärts. „Sie kommen zurück.“

„Bebilo, der Thorwart, ein treu eifriger Genoſſe des Bundes, hat's uns alſo richtig gemeldet,“ antwortete ein tiefer im Buſch Verſteckter.

„Und wirklich: kein Gefolge! Sie ſind allein.“

„Hier iſt's günſtig: ſie können nicht ausbiegen . . .“

Ein leiſer Pfiff: — da raſchelte es auch auf der linken Seite in dem Buſchicht der Haſelſtauden.

Einſtweilen kam der Zelter näher: ſein helles Weiß war das einzig Lichte in dem düſtern Nebeldunkel.

„Raſcher, Lichtelb,“ mahnte Dagobert, dem Thier auf den Hinterbug klopfend. „Wenn dir der ſchnellre Schritt genehm? Die kalten Nebel fallen ſo naß auf dich hernieder. Dein Mantel trieft.“

„Ja! Und es dunkelt raſch,“ ſprach Karin. „Aber welche Freude ſahen wir doch in der armen Hütte! Dies Bild durchleuchtet mir den finſtern Wald. Die junge Mutter! Wie freudig ſie ihr gedeihend Kind an die volle Bruſt legte! Welch heil'ger Anblick! Mir kamen Thränen der Rührung.“

„Und der Mann! Frei von Schulden und von Sorgen! Wie er dir dankte!“

„Nein, dir! Denn du ſchenkteſt ihm ja alles Gold aus deiner Gürteltaſche. Und dazu ein Roß und ſechs Rinder aus der Villa Thiodo's, deines Freigelaſſnen.

Dieſe Erinnerung wird mich ſtets erfüllen, denk' ich an dich in der Ferne. Und zum Dank für ſolches Wohlthun wird dich ein Engel Gottes ſchützen vor jeder Gefahr, jedem drohenden Eiſen!"

„Nun Ryan, was haſt du?" fragte Dagobert. „Sieh nur den Hund! Er ſteht, den Kopf hoch aufgerichtet, auf der Straße und bellt wie wüthend in die Büſche. Ryan, komm! Hieher."

Aber das ſo gehorſame Thier gehorchte nicht: es bellte drohend, bald nach Rechts, bald nach Links.

Nun war das Par heran: da ſprangen von links und rechts je zwei Männer von den Strauchhöhen auf den Weg herab.

„Halt," rief der Vorderſte. „Wir haben mit dir zu reden."

„Wer ſeid ihr?"

„Das iſt gleich. Geringe Leute! Wir wiſſen aber, wer du biſt, Herr König Dagobert."

„Halte die Beſtie von Hund feſt," forderte der

Zweite, „daß deine Unterthanen zu dir ſprechen können, ohne zerriſſen zu werden.“

Dagobert zog das Thier am Halshar zurück mit der Linken, mit der Rechten faßte er den Griff des Schwerts: „Was wollt ihr?“ fragte er.

„Das wirſt du gleich hören.“

„Allerlei.“

„Höre du,“ flüſterte der Dritte dem Vierten zu, „ich mag nicht. Ich thu's nicht. Was kann er am Ende dafür?“

„Ja,“ erwiderte der Vierte. „Und vollends vor der jungen Frau! Sie iſt noch ein Kind. Ich ſah ſie heute Mittag ganz nah, in der Kirche. Sie iſt ſchön wie . . .“

„Schweigt dahinten,“ befahl der Zweite ſich drohend wendend, „oder! . . .“ Und er zog nun aus dem Mantel eine Axt.

„Wer nicht mitthut,“ rief der Vorderſte zurück, „den trifft kein Lohntheil. Sondern das!“ Und damit riß er eine krumme Sichel aus dem Gürtel.

„Was wollt ihr?“ wiederholte der König und zog nun das Schwert.

„Dagobert, lieber! Nicht du führe den erſten Streich! Steig' auf's Roß und flieh'. Nur du biſt ja bedroht.“

„Glaubſt du, Kleine?“ ſchrie der Erſte, Gallus wars, der Reißewolf.

„Thu ihr nichts! — Wie iſt ſie ſo treu!“ mahnte der Vierte.

„Was wir wollen?“ begann der Zweite wieder. „Leben wollen wir, nicht Hungers ſterben. Kurz: ich bin das Bundes-Haupt der Kleinleute deines Reiches, wo die Armen ebenſo verrecken vor Noth wie . . .“

„Bisher in meiner Heimath Neuſtrien,“ unterbrach Gallus. „Aber dort habe ich es gebeſſert, ich und mein Freund Ebroin, der dich grüßen läßt und dir das ſchickt . . .“ Und er hob die Axt zum Streich.

„Und das dir, Püppchen!“ ſchrie der Zweite. Und hob die ſcharfe Sichel gegen die Königin.

Aber mit wüthendem Bellen fuhr ihm Ryan

an die Gurgel: er zerbiß ſie: röchelnd fiel der Mörder.

„Beſtie!“ ſchrie Gallus und ſpaltete mit der Axt dem treuen Thier den Schädel.

Da traf ihn des Königs Schwert in den Arm: er ließ die Waffe fallen. „Drauf, drauf!“ kreiſchte er, außer ſich vor Schmerz und Wuth. „Drauf, ſag' ich. Wollt ihr ihn ſiegen laſſen: — entfliehen? König, die beiden ſind Maurus und Hatto und wohnen in Remilly. So! Jetzt laßt ihn entkommen, daß er euch rädern läßt?“

Das wirkte.

Beide Männer ſprangen zugleich vor und ſchwangen zwei Kurzſchwerter gegen Dagobert: den zur Rechten traf er zum Tode, aber der Zweite ſtieß ihm gleichzeitig die Klinge in's Herz.

„Schont der Frau!“ ſtöhnte er noch. „Sie trägt ein Kind.“

„Dagobert! Ich will nicht leben!“

„Sollſt auch nicht, armes Täubchen!“ höhnte

Gallus und hob mit der Linken die Axt vom Boden auf.

„Laß ſie!“ mahnte der noch Übrige. „Du hörſt ja: ſie geht mit Kinde.“

„Eben deßhalb. Soll ſein Sohn ihn rächen? Wer den Wolf ſchlug, ſchlag' auch den Welp.“

Und ein ſauſender Streich der Axt: — die weiße Stirn ward blutig roth: lautlos ſank ſie aus dem Sattel, einer geknickten Blume vergleichbar.

„Scheußlich!“ ſchrie der Andre. „Ich kann's nicht ſehen! Sie war ſo ſchön! Ich will nichts von dem Blutgeld!“

Und ſchaudernd floh er in eiligen Sprüngen querwaldein. Hinter ihm ſchlugen die naſſen Büſche zuſammen.

„Deſto beſſer!“ ſprach Gallus. „Behalt' ich Alles allein. Denn die beiden Kerle“ — er ſtieß mit dem Fuß an die Körper — „ſind todt. Mauſetodt! Und — laß doch ſehn! — was trägt ſo ein Königspar bei ſich? Schmuck der Frau? — Der würde

mich verrathen. Aber Geld?“ Er griff in das Ledertäſchlein, das Dagobert von dem Wehrgurt nieder hing. „Puh, leer! Ganz leer! Ein ſchäbiger König Habenichts! Jetzt raſch heim, zum Majordomus. Er wird zufrieden ſein! Das war ganze Arbeit. Er, ſie und der Königserbe.“

X.

Noch auf dem Schlachtfelde von Laffaux hatte Ebroin mit der an ihm gefürchteten, raſtlos vorwärts an's Ziel treibenden Thatkraft beſchloſſen, die Verfolgung ſofort bis zur vollen Vernichtung des feindlichen Widerſtandes fortzuſetzen.

Aber der Sieger ſollte verhindert werden, dieſen ſeinen richtigen Gedanken auszuführen.

Gerade wie er mit der Vorbereitung fertig war, ſeine geſammte Heeresmacht angreifend über die Gränze von Auſtraſien zu führen — Laon ergab ſich am nächſten Tag, Metz ſogar hoffte er in raſchem Anlauf nehmen zu können —, trafen ſchlimme Nachrichten aus dem Weſten und Süden, von Neuſter und Burgund, im Lager ein.

Die Ausschreitungen des Bundes der Kleinleute waren doch keineswegs durch des Majordomus Maßregeln gedämpft. Nach Niederwerfung seiner inneren Feinde durch diese Bundesgenossen, hatte er freilich gar schnell der entfesselten, wilden Kraft, die er zu Hilfe gerufen, wieder Zügel und Zaum anlegen wollen: er hatte die Aufständischen aufgefordert, die Waffen niederzulegen, nicht mehr Bischöfe, Äbte und Seniores mit Feuer und Schwert zu bekämpfen, sondern die Forderungen der Abhilfe, der Erleichterung ihrer Lasten, des Schutzes gegen Willkür, im Einzelnen aufgezeichnet, vorzubringen auf jenem großen allgemeinen Reichstag, den er demnächst zusammenberufen wollte und der alle gerechten Verlangen durch umfassende Gesetze gewähren sollte.

Manche der wilden Haufen verliefen sich auf diese Zusagen hin, die ihnen seine Sendboten zutrugen.

Andre aber — und gerade die zuchtlosesten! — dachten nicht daran, sich damit zu begnügen: ihnen gefiel das Monate lang getriebne Räuberleben viel

zu ſehr, um es freiwillig auf zu geben: in Rache, in Haß und auch in einfacher Luſt an Raub, Todtſchlag, Brand, Gewalt jeder Art wüthetеn ſie fort und verjagten oder erſchlugen gleich gar die abmahnenden Boten des Majordomus.

So mußte dieſer ſich entſchließen, die Eroberung Auſtraſiens, die in dieſen Tagen, zumal ſeit der Nachricht von dem Tode des jungen Königs und dem darauf erfolgten Auseinanderlaufen ſeines bei Metz verſammelten Heeres, leicht durch zu führen ſchien, auf zu ſchieben und vor Allem Ordnung und Ruhe im eignen Lande her zu ſtellen.

Schwer fiel es ihm auf die Seele, daß er nun neben dem königlichen Heerbann gegen ſeine bisherigen — arg verwilderten — Bundesgeſellen auch deren eigne Standesgenoſſen, deren Haufen er bei ſich unter ſeinen Fahnen hielt, zum Kampf führen mußte: oft ſtiegen ihm Zweifel auf, ob ſie ihm dazu Folge leiſten würden?

Denn Ungehorſam, Zuchtloſigkeit, Unbotmäßigkeit,

die Neigung zu jeder Gewaltthat gegen die Reichen auch im eigenen Lande hatten ſich ſogar unter dieſen Scharen vor ſeinen Augen gar ſchlimm ſpürbar gemacht. Unabläſſig drohten ſie, ſeiner ehernen Fauſt zu entſchlüpfen und unter der Leitung ihrer eignen ſelbſtgewählten und ihnen ſo viel näher ſtehenden Führer — zumal des Blutigels, des Brandhahns und des Reißewolfs — ihren wilden Leidenſchaften wie früher zu fröhnen.

Nur die Furcht vor Ebroins Strenge, vor ſeinen ihm treu ergebnen Lanzenträgern zumal, hielt ſie in knirſchendem Gehorſam.

Da wurde gemeldet, daß ſogar in der Umgegend von Paris wüſte Banden aufgetreten, daß die reichen und wehrloſen Klöſter dort — wie Saint-Denis und Chelles — bedroht ſeien. Ebroin ſchickte ſofort Herzog Hermengar mit einer Reiterſchar vorauf, dieſe Haufen, die ſich zumal bei Meaux angeſammelt hatten, zu zerſtreuen; er folgte mit der Hauptmacht ſchleunig nach.

Mit Befriedigung fand er wie Saint-Denis so Chelles unversehrt: er schlug Lager in dem Walde zwischen diesem Kloster und der Stadt Paris; in diese wagte er nur die verlässigen Heermänner zu verlegen, die Kleinleute — er fürchtete ihre Plünderungsgelüste — behielt er nebst einem schwachen Häuflein seiner Lanzenträger bei sich vor den Mauern der Hauptstadt; er selbst fand Unterkunft in einer königlichen Villa nahe bei Chelles, da, wo später das „kleine Kloster" Montreuil („Monasteriolum") entstand. Am nächsten Tag schon wollte er das Heer weit gen Nord-Westen führen, wo die Unruhen sich die Seine entlang ausdehnten.

Vorher begab er sich, solch schwerer Sorgen voll, in das Kloster, sich von Balthildis zu verabschieden: geraume Zeit, wie er fürchtete.

Sie empfing ihn im Beisein ihrer Schwester: wie innig und wie traurig deren Blicke an ihm hingen, entging ihm diesmal wie bei jeder früheren Begegnung.

„Es ist hart," seufzte die Königin, „die Waffen gegen die eignen Freunde zu wenden, gegen diese Bethörten, die böse Dämonen entkettet und aufgehetzt haben."

„Königin," sprach der Majordomus, „du weißt nicht, wie scharf dies Wort mich trifft." Und er gedachte jenes seines ersten Aufrufs in lodernden Zornesworten — zu Freiheit, zu Rache!

„Muß es denn sein?" fragte Gunthildis schüchtern.

„Es muß! Höret nur, was mir gestern Alles gemeldet wurde: die wilden Banden der Touraine haben das Kloster der heiligen Maria bei Beauvais in Brand gesteckt und geplündert, den Bischof von Rouen haben sie — mit vielen seiner Geistlichen — am Altare gemordet, den Grafen von Bayeux in offner Schlacht geschlagen, sie leisten meinen Heerbannleuten blut'gen Widerstand, ja, ganz in der Nähe hier bei Meaux sollen sie vor kurzem einen Herzog . . ."

Da eilte Vanning in das Gemach und rief: „Ja, ja, es ist richtig! Es war Herzog Hermengar!"

Da erbleichte die Königin: sie wankte, sie griff nach der Lehne des hinter ihr stehenden Stuhles: „Es war . . .?“ stammelte sie. „Er war? — So ist Herzog Hermengar . . . todt?“

„So ist's,“ sprach Vanning traurig. „Er fiel mit vielen Wunden.“

„O Gott! Weh mir!“ schrie Balthildis und stürzte ohnmächtig in den Stuhl.

Die Schwester kniete neben ihr nieder: „O was hast du gethan!“ rief sie Vanning zu.

Sprachlos vor Staunen, wie geblendet und zugleich gelähmt von plötzlichem, grell erhellendem Blitzstrahl hatte Ebroin das mit angesehen — mit weit aufgerissenen Augen: jetzt erst fand er das Wort zu einer stammelnden Frage: „Was, . . . was ist das? Was bedeutet dieses wilde Weh? Was . . .?“

„Was?“ rief die Schwester, ausbrechend in einen Strom von Thränen. „O du blinder, blinder Mann, der nichts sieht als Macht und Ruhm. Was das bedeutet? Das bedeutet, daß sie diesen Hermengar

geliebt hat mit der ganzen Macht ihrer Seele, all' dieſe Jahre lang."

Ebroin ſtöhnte: er taumelte gegen die Thüre.

Da ward dieſe aufgeriſſen, ein Lanzenträger eilte herein und meldete: „Nein, Graf Vanning. Es war ein falſch Gerücht: ein andrer Feldherr fiel. Herzog Hermengar lebt: — eben ſteigt er die Treppe herauf."

„Er lebt?" ſchrie Ebroin. „Ah, beim Satan! Er ſoll nicht leben! Sterben ſoll er — ihr Geliebter!"

Und er riß das Schwert heraus, ſtürmte aus dem Sal und ſtieß es dem ahnungslos nun auf der oberſten Stufe Auftauchenden mit ſolcher Wucht in den Hals, daß der lautlos die ganze Treppe rücklings hinunter ſtürzte: raſſelnd klirrten ſeine Waffen auf den Marmorſtufen. Todt hoben ihn unten die entſetzten Wachen auf. Ebroin ſtarrte ihm nach: dann eilte er, das blutriefende Schwert in der Hand, in das Gemach der Königin zurück: an der Schwelle blieb er ſtehn.

Balthildis hatte sich so eben wieder aufgerichtet; mit großen angsterfüllten Augen sah sie umher.

„Es war ein Irrthum," tröstete die Schwester, ihr die Schläfen streichend, „Er ist nicht gefallen in der Schlacht."

„O Barmherzigkeit Gottes, Dank!" betete sie, gen Himmel blickend.

„Nein," sprach da eine Stimme, die sie nicht erkannte, so grabeshohl klang sie, bis Ebroin wiederholte: „nein, danke nicht! Er lebte eben noch, aber er sollte mir nicht leben. Erstochen hab' ich ihn, mit dieser Hand, ihn, der all' diese Jahre her der geheime Buhle deiner Seele war!"

„Ermordet?" schrie die Königin sich hoch aufrichtend, „von dir? So sei verflucht vom Wirbel bis zur Sohle."

Und sie ballte die Faust und trat drohend einen Schritt gegen ihn vor.

Entsetzt brach er auf die Knie nieder, der Helm fiel ihm vom Haupt . . .

Sie hob die Hand wie zum Schlage gegen ſein Antlitz: — aber plötzlich ſank ſie, abermals ohnmächtig, in die Arme der Schweſter.

XI.

Ein par Tage darauf trafen ſich gegen Abend in dem Wald, der düſter — es war nun ſpäter Herbſt und die entblätterten Bäume ſtarrten traurig in die grauen Wolken — ſich um das Lager und die Villa hinzog, vier Männer.

Von zwei Seiten her ſchlichen ſie — je zwei — durch das dichte Gebüſch, den offnen Weg meidend, auf den die ſinkende Sonne, durch die dunkeln Tannenzweige hin ein unheimliches Roth ergoß: Sonne, Himmel, Erde, — Alles ſchien wie in Blut zu ſchwimmen.

Behutſam reckten die zwei, die etwas früher angelangt waren, ihre Waffen winkend aus dem Gebüſch, ſie gleich wieder zurückziehend: die beiden jetzt

Herankommenden hatten das Zeichen verſtanden; mit ein par Sprüngen kreuzten ſie den offnen Waldpfad und ſtanden nun bei den Harrenden in dem dichten Strauchwerk.

„Leiſe, vorſichtig, Graf Hermenfred,“ flüſterte Einer der Ankömmlinge. „Ich meine, man iſt uns auf der Spur. Dieſer Vanning, wachbar für ſeinen Herrn wie ein Schäferhund, läßt uns kaum aus den Augen.“

„Ein Glück, Herr Oberfalkenwart, Hermenbech,“ fügte der Andre ebenſo leiſe bei, „daß der Eber ganz verſtört iſt ſeit ſeiner letzten Blutthat.“

„Seiner ſcheußlichſten,“ knirſchte der Eine der beiden Jünglinge.

Sie ſoll nicht zwei Nächte noch ungerächt bleiben, oder ich ſterbe!“ drohte der Zweite. „Wir ſind ja eben erſt eingetroffen: ſag' an, was treibt er, Gallus?“

„Irres Zeug, Herr Graf! Er wird vielmehr umgetrieben! Seine Schärfe, ſeine Klugheit, ſeine raſche

Thatenfreude ſind von ihm gewichen. Er wankt ziellos bald durch die Gaſſen des Lagers, bald durch den Wald, ſtehen bleibend, mit ſich ſelber redend ....“

„Ja, ich ſah ihn einmal — das hat man noch nie bei dem ſchäumenden Eber bemerkt! — in die neue Baſilika bei dem Kloſter treten, aus deren geöffneter Thür frommer, ſüßer Geſang pſallirender Nonnen erklang.“

„Aber freilich, gleich ſtürzte er wieder — ganz haſtig — hinaus und lief wie fliehend in andrer Richtung fort. Bald traten aus der Kirche die Frau Königin und ihre Schweſter.“

„Man ſagt, die Königin habe, als ſie den Mord erfahren, laut geſchrien und getobt und habe Ebroin, dem Blut-Menſchen, geflucht.“

„Der aber habe laut flehend die ganze Nacht auf der Schwelle vor ihrer verſchloſſenen Thüre gelegen.“

„Da habe ihm endlich am Morgen die Schweſter die Hand herausgereicht und verkündet: die Heilige nehme in chriſtlicher Vergebung ihren Fluch zurück.“

„Aber ſie werde nie des Mörders Antlitz wieder ſchauen, überhaupt keines Mannes Antlitz mehr.“

„Sie hab's geſchworen.“

„Und das gleiche ihre junge Schweſter.“

„Und beide würden das Kloſter niemals mehr verlaſſen.“

„Jener Fluch aber, obwohl zurückgenommen, ſoll ihm den Geiſt ganz verſtört haben. Ich hörte ihn in ſeinem Schlaf-Gemach — ich hatte vor dem Vorhang zu warten — Zwieſprach halten: — ich dachte, mit Vanning: aber als ich eingelaſſen ward, da war er ganz allein: — ‚Verflucht, verflucht von ihr!‘ hat er ſtets wiederholt.“

„Ja, er iſt ganz verwandelt, wie irrſinnig iſt er.“

„Mag ſein, daß endlich das Gewiſſen in dem Bluthund ſich regt. Wie viele Morde belaſten ſeine Seele!“ ſprach Hermenfred.

„Wohl mahnte mich mein Beichtiger, die Rache Gott zu überlaſſen und den Gewiſſensqualen: — aber

nein! Mit eigner Hand muß ich die Blutrache vollenden," knirſchte mit verhaltener Wuth ſein Bruder.

„Deßhalb, Gallus, haben wir's auch nicht euch überlaſſen. — Nicht der hohe Lohn, den ihr verlangtet, hat uns abgeſchreckt . . ."

„Wir zahlen euch, dir und dem Brandhahn hier, das Gleiche, führt ihr uns nur ſo zu ihm, daß wir's mit eignen Händen vollführen mögen."

„Aber ſagt: — dürfen wir euch auch vertrauen? So gut ihr jetzt euren Feldherrn verrathet, ſo gut könnt ihr uns in ſeine Gewalt liefern wollen."

„Ja, er hat doch wahrlich, ſo grauſam er Adel und Biſchöfe verfolgte, an euch Kleinen des Guten Viel gethan."

„Das dank' ihm der Teufel," ſchrie Gallus, der Reißewolf.

„Er hat's ja nicht um unſer willen gethan," meinte der Rothharige.

„Er brauchte eben unſre Knittel, unſre Senſen gegen ſeine Feinde."

„Hätt' er's ehrlich mit uns gemeint, hätt' er viel weiter gehen müſſen gegen die Großen."

„Aber all' unſere Verlangen danach — wir wollten den Klöſtern und den Seniores Alles nehmen! — hat er trotzig abgeſchlagen."

„Und unſern beſten Genoſſen, den Blutigel . . ."

„Hat er ſchmählich hängen laſſen."

„Hängen zwiſchen zwei todte Hunde."

„Und warum? Wegen einer Beute! Er hat ein par Kloſterkelche genommen."

„Und meinen Vetter hat er geviertheilt. Warum? Nur weil er eine Nonne auf dem Altar zu Beauvais — . . . nun, ſagen wir: etwas ſtark geküßt hatte."

„Kleinigkeiten! Unſer ganzer Haufe bat für die beiden, wir zwei voran. Ich erinnerte ihn, wie ich weiland ſeinem Hauptfeind Hektor das Gehirn verſpritzt hatte."

„Und ich mahnte, wie der Blutigel in der Erſtürmung der Höhen an der Oiſe einen tödtlichen Streich von des Blutigen eigenem Haupt gewehrt."

„Half Alles nichts! ‚Der Dieb, der Altarſchänder hängen!‘ hieß es.“

„Und ſie hingen.“

„Und die gute Nachtfahre, die liebherzige, hat er erdroſſeln laſſen, weil ſie einer gefangenen ſchönen Herzogstochter die Naſe abſchnitt. Warum? Nur aus gerechter Eiferſucht! Der Raubrabe, ihr Schatz, hatte ſich in das glatte Lärvchen ganz vergafft!“

„Hat der Grauſame uns doch ſchon gezwungen, mit ſeinen Lanzenträgern zuſammen gegen unſre eignen Brüder zu fechten, die ein par Villen bei Meaux ausgebrannt hatten. Damals haben wir ihm Rache geſchworen. Da thun wir nicht mehr mit.“

„So war's nicht gemeint, daß wir ihm helfen ſollten, die Reichen beſchützen.“

„Ganz anders lautete ſein flammender Ruf zur Rache.“

„Er iſt ein Verräther!“

„Drum fort mit ihm!“

„Iſt er gefallen, — dann iſt der letzte Schild

zerſchlagen, der die Kirchen und Klöſter und die Schatzkammern der Seniores ſchützt!“

„Dann,“ lachte der Brandhahn, „dann wird erſt recht flott geplündert.“

Bedeutungsvolle, beſorgte Blicke tauſchten die beiden vornehmen Seniores.

„Gleichviel,“ flüſterte Hermenfred dem Bruder in's Ohr, „wir haben keine andere Wahl: auch er nahm ſeine Helfer wo er ſie fand.“

„Alſo, es gilt! Ihr erhaltet die verlangte Summe. ſobald ihr uns dazu verholfen.“

„Und wann könnt ihr das?“

„Heute Nacht noch.“

„Um Mitternacht werden die beiden Wachen vor ſeiner Villa — bis dahin haben ſie ſeine Lanzenträger — abgelöſt von zwei aus unſern Bundes-Leuten.“

„Dieſe Zwei werden wir ſein.“

„Auch wir werden — ſtatt unſrer Sicheln und Äxte — Lanzen tragen.“

„Das täuſcht in der Nacht weithin.“

„Das Andre iſt leicht.“

„Er ſchläft allein?“

„Immer.“

„Aber jetzt: — auseinander!“

„Alſo vorſichtig!“

„Erſt ihr nach rechts . . .“

„Dann wir nach links.“

„So. Still! Raſch!“

XII.

Spät am Abend dieſes Tages ſaßen Ebroin und Vanning in dem Speiſeſal im Erdgeſchoſſe der Königsvilla bei ihrem freudloſen Nachtmahl.

Die Fenſter waren geöffnet: ſo ſah man von Innen die Schatten der beiden Wachen, die draußen im Licht des Vollmonds, die langen Lanzen auf den Schultern, auf und nieder gingen. Man erblickte ihre langgeſtreckten Schatten an den Wänden der gegenüber liegenden Häuſer, durch die herbſtlichen Nebel vergrößert und man hörte den gleichmäßigen, eintönigen Schall ihrer Schritte.

Die beiden Freunde waren allein: Ebroin hatte die Diener zum Schlafen in das Hintergebäude ent-

laſſen, nachdem ſie die Tafel abgeräumt; nur der hohe broncene Weinkrug und die beiden altrömiſchen Silberbecher ſtanden noch auf dem Tiſch, auf welchem eine Hänge-Ampel von mattem Opal, von der ſteingetäfelten Decke herab ſchwebend, weniger Licht verbreitete, als der voll durch das Fenſter hereinfluthende Mond.

Geraume Zeit hatte Schweigen geherrſcht in dem weiten, aber niedrigen Raum.

Ebroin hatte den gefüllten Becher, den ihm der Freund wiederholt hingeſchoben, zur Seite gerückt, den Ellenbogen auf den Tiſch geſtützt und in die offene Hand das mächtige Haupt, das in der letzten Zeit merklich ergraut war.

„Trink, Freund!“ mahnte Vanning. „Oder ſprich doch! Nicht dies Schweigen und in dich hinein Grübeln! Was denkſt du nur jetzt wieder?“

„Immer daſſelbe. Immer das Alte. Es iſt zum wahnſinnig werden! Stets das Eine muß ich denken: — oder vielmehr die Eine Kette von Gedanken —

Glied in Glied gefügt — unlösbar — und ſtets das Gleiche!“

„Und das iſt?“

„Sie! — Wie ſie, dieſe Heilige, ein Segen für alle andern Menſchen, nur für mich zum Fluche lebt, zur Urſache all' meiner Verſchuldung geworden iſt! Wie ſchuldlos, freudig floß mein Leben hin, großer, edler Pläne voll für meines Volkes Heil und die eigne Ehre, — bis ich auf jenem Strohlager vor der Kirche zu Saint-Denis die rührende Geſtalt erblickte. Fluch, fluch dem Tag und der Stunde . . . ! Und doch: — nein! Dank und Segen über ihr geliebtes Haupt! Aber um ſie hab' ich das erſte Blut in Raub und Todtſchlag vergoſſen, um ſie zuerſt mich mit Schuld befleckt. Und einmal vom Blut berauſcht . . . ſchritt ich weiter darin, immer weiter! Valerius! Und Leodegar und Gairin und Andre!“

„Haben's die Hunde nicht verdient?“ rief Vanning und that einen kräftigen Trunk.

„Gewiß! — Aber ich hatte Wolluſt in der Rache,

in der grauſamen Tödtung. Und wie viele Häupter ihrer Freunde rollten, den ihrigen nach, in den Sand! Waren Alle ſchuldig? Und dann: — ich habe den Brand, den die Klein-Leute entzündet, nicht gedämpft, wie ich gleich zu Anfang gekonnt, geſollt; ich habe dieſe Flammen geſchürt und auf meine Feinde geſchleudert, bis die Gluthen ſtark genug wurden, weit über dieſe hinaus — gegen meinen Willen! — zu wüthen; nun ſchlagen ſie mir drohend über dem Haupt zuſammen. Ach, ſeit meine eignen Schützlinge mich damals verrathen, mich, der ſie befreien wollte, in Ketten geworfen, hat ein böſes Gift mein einſt ſo geſundes, ſo unſchuldig Blut verderbt. Menſchenhaß, Rache, Zorn, Wuth: — es ſind üble Geſellen und Gehilfen! Wie der Reißewolf und der Blutigel und die Nachtfahre! — Und ſie weichen nicht mehr aus meinen Gedanken am Tag und von meinem Traum und Pfühl des Nachts! Wohl kamen nochmal ſchöne Tage: die Ufer der Oiſe bei Compiegne und der Tannenbühl bei Laffaux! Aber

jener unſchuldige Königsknabe und ſein Weib, — fällt nicht auch ihr Tod ſchwer in die Wagſchale meiner Schuld? Das hatt' ich freilich nicht gewollt — oder doch nicht ſo gewollt: aber Ähnliches doch wohl! Und nun das Letzte, Ärgſte! Der Dämon des Jähzorns, den ich gebändigt gewähnt hatte durch Jahre lange Zucht, — er reißt ſich plötzlich los: — und wieder iſt ſie es, die Geliebte, die Heilige meiner Seele, um welche ich die letzte ach! wie die erſte Blutſchuld auf mich lade: ein wackrer Mann, oft mein Kampfgenoſſe in Krieg und Rath, er fällt, ein Opfer meiner unſinnigen Wuth. O wie viel würdiger war er ihrer Liebe!"

„Ja, es iſt ein ſchweres Unheil," ſeufzte Vanning. „Aber du mußt es tragen, darfſt nicht zuſammenbrechen wie ein ſchuldbewußter Knabe. Auf dir ruht dieſes Reich der Franken. Du mußt den Brand des Bürgerkriegs erſticken, du mußt jenen Pippin vollends unſchädlich machen . . ."

„Pippin! Der Beneidenswerthe! Der Mann ohne

Falsch und Fehle, ohne Schuld und Makel! Und ich? Mir fluchen die Weiber, die Kinder im eignen Land! Gestern hat mich auf's Tiefste erschüttert — niedergestürzt! — ein Kind! Du weißt, ich habe sie stets so gern gehabt. In Vasconien — in meiner guten Zeit! — liefen mir die Schwarzköpflein auf der Straße entgegen, so freundlich lachte ich sie an. Gestern geh' ich über den Platz an der Basilika: ein Rudel Kinder spielt auf den Stufen: ich gehe auf sie zu, ich reiche dem kleinsten Mädchen die Hand, das will einschlagen: — da reißt es die ältere Schwester heftig hinweg und ruft: ‚Nicht! nicht! Lauft davon! Das ist ja der Bluteber: — Ebroin!'

‚Ebroin, der Mörder!' schreit eine Zweite.

‚Ebroin! Der Gottverfluchte!' kreischen die Andern und stieben auseinander wie die Tauben vor dem Habicht. O das hat weh gethan!"

Und er legte beide Arme vor sich auf den Tisch und das schwere Haupt darüber.

„Bah, die Priester haben dir das Volk verhetzt."

„Wehe, daß ſie Urſache haben! Ich forſchte nach: — ich ließ die Mutter des einen Kindes ermitteln. Ach, die Kleinleute haben ihr Haus verbrannt, ihren Gatten gemordet. Und der Vater des zweiten? Ein Freund Gairins: — hingerichtet — nur, weil er ein Freund Gairins! Ah, all' das drückt mir Hirn und Herz zuſammen, wie mit ehrnen Gewichten."

Seufzend ſtand Vanning auf: „Du biſt krank, Freund."

„Ja, an der Seele. Unheilbar!" erwiderte Ebroin, ſich ebenfalls erhebend.

„Das darf nicht ſein! Du mußt geſund ſein und ſchaffen für das Reich. — Höre, die Söhne des . . . nun, des Verſtorbenen — eben Hermengars — ſind eingetroffen in Paris, ja in dem Lager."

„Sie wurden ja lang erwartet."

„Wohl, aber . . . jetzt? Hüte dich! Du weißt das Blut des Vaters zu rächen . . ."

„Iſt des Sohnes Pflicht. Wem ſagſt du das?"

„Drum eben! Sieh' dich vor! Mir iſt, ich ſah ſie heute gegen Abend in einer dunkeln Gaſſe des Lagers beiſammen ſtehn mit den Führern der Kleinleute, die . . .“

„Sind mir freilich nicht mehr gewogen.“

„Deßhalb Vorſicht!“

„Ei, ſoll ich, auf meine alten Tage, anfangen, mich zu fürchten?“

„Biete den Hermengaringen Sühne: . . . das Wergeld . . .“

„Sie nehmen's nicht. Haben Recht. Ich nähm's auch nicht. Aber ich will ihnen Kampf antragen, allen beiden zugleich: das können ſie füglich annehmen und dann . . . Gute Nacht! Ich bin müde, denkensmüde, lebensmüde. Ich will verſuchen, zu ſchlafen.“

„Wo? In dem Gemach, — da hinter dieſem offnen Sal?“

„Aber Vanning! Da draußen — ſiehſt du die zwei Speere aus dem Nebel ragen? — wachen zwei

meiner Lanzenträger. Und der beſte Riegel iſt mein Schwert: — es lehnt an meinem Bettpfoſten. Gute Nacht.“

Und er zog die Hängeampel an ihrer Doppelſchnur herab und blies das Licht aus.

„Und überdies — die Königin ließ mir durch ihre Schweſter ſagen: ſie bete jede Nacht für mich. Iſt das nicht, wie wenn ein Engel Gottes Wache hielte an meinem Lager? Ach, aber freilich! Sie betet nur für meine arme Seele im Jenſeits, nach dem Tode. Und es giebt weder einen Engel noch einen Gott im Himmel. Sonſt wäre mein Haupt nicht ſo ſchwer belaſtet. Schlaf wohl!“

Und ſchweren, langſamen Schrittes ging er in das Schlafgemach und ließ die Vorhänge in der Thüre hinter ſich zuſammen rauſchen.

Vanning ſah ihm traurig nach: „Er iſt geknickt! Iſt er gebrochen? Ah, ich hoffe, nicht. Allein man muß für ihn wachen. Er iſt allzu ſorglos!“ Er bog ſich zum Fenſter durch den vom Mond durch-

lichteten Nebel hinaus auf die Straße. „Zwar die Lanzenträger . . . ich kenne sie beide — Benniko und Beling — . . . sind treue Männer. Aber es kann doch nicht schaden.“

Geräuschlos warf er seinen langen dunkeln Mantel dicht vor die Schwelle des Schlafgemachs, gürtete den Wehrgurt ab, zog die Klinge, legte sie neben sich auf die Schwelle, das Haupt auf den Mantel und schlief bald ein.

Auch daß da jenseit der Vorhänge Ebroin im Fiebertraum abgerissene Worte sprach, störte ihn nicht.

Bald nach Mitternacht huschten von der Straße her die Eingangstufen hinauf zwei Männer; die beiden Wachen auf der obersten Stufe, links und rechts von der Thüre, rührten sich nicht, als jene die angelehnte Pforte erreicht hatten.

„Nur keine Furcht,“ flüsterte der Eine Lanzenträger.

„Sein Schwertgriff ist mit der Scheide an den Bettpfahl festgeschnürt," fügte der Zweite bei

Zwei leise Schritte: die Ankömmlinge standen in dem Sal, den das Mondlicht ganz erfüllte.

„Halt! Es liegt ein Mann auf der Schwelle."

„Er schläft."

Und beide zückten die Waffen, der eine ein gotisch Schwert, der andre eine bretonische Streitaxt.

„Nein, er schläft nicht!" schrie Vanning aufspringend. „Flieh, Ebroin! Mörder! Rette dich! Zu Hilfe, Wachen!"

Er stieß den Einen der Angreifer — den mit der Streitaxt — nieder: aber im selben Augenblick durchbohrte ihm der Andre das Herz und sprang durch die Vorhänge in das Schlafgemach.

Wohl mühte sich Ebroin, durch den Schrei Vannings jäh geweckt, mit aller Kraft, aber doch vergeblich, das siebenfach mit dem Griff an den Bettpfahl gebundne Schwert los zu machen oder die

Klinge zu ziehn: und während dieſer verzweifelten Anſtrengung traf ihn ein Stoß in den rechten Arm: aber er ließ nun das Schwert, ergriff mit der Linken den vor dem Bette ſtehenden ſchweren Fußſchemel von Eichenholz, wehrte mit dieſem die Stiche des Angreifers ab und ſchmetterte zuweilen wuchtige Hiebe auf deſſen Haupt und Arm.

„Horch, du! Der wehrt ſich,“ flüſterte der Brandhahn draußen.

„Das dauert zu lang,“ grollte der Reißewolf.

„Kommt er durch, ſind wir Wächter verloren.“

„Raſch! Hinein.“

Beide ſtürmten in das Haus mit geſchwungnen Speeren — über Vannings Leiche — in das Schlafgemach. Ein Lanzenſtich lähmte Ebroins linken Arm, er ließ den Schemel fallen.

Nun ſtieß Hermenfred zu: „Das ſchickt dir mein Vater,“ rief er.

„Und das das Volk der Franken!“ ſprach der Brandhahn.

„Und das der Stand der Kleinleute!“ flüſterte der Reißewolf.

Das traf in's Herz.

„O Balthildis!“ ſtöhnte er noch und ſtürzte rücklings todt auf das Lager.

XIII.

Sorgenvoll ſaß auf der oberſten Stufe der Freitreppe ſeines Landhauſes Victoriaca an der Moſel bei Trier Graf Pippin und ſah dem Gleiten des Fluſſes im Abendſcheine zu.

Noch immer trug er den Schwertarm in der Binde; die Wunde ſchien noch zu ſchmerzen: denn zuweilen langte er mit der Linken darauf.

Neben ihm ſtand ſein Oheim, der Biſchof Chlodulf von Metz, der ihm die Hand auf die Schulter legte und wohl eben ermuthigend zugeſprochen hatte.

„Gewiß," erwiderte Pippin, „du haſt Recht. Und weit weiſe ich von mir alle Verzagtheit. Mein erſter Anlauf iſt mißglückt, meine erſte Schlacht ward eine Niederlage: aber das entmuthigt mich nicht.

Wir Arnulfingen ſind ein zäh' Geſchlecht: auch unſern Ahnen mißlangen die erſten Schritte, allein Ausdauer führte ſie zum Sieg."

„Und Gottvertrauen," mahnte der Biſchof.

„Ja, volles Gottvertrauen! Nicht eine Stunde könnte ich leben ohne das. Gott iſt allwiſſend: ſo weiß er auch, daß ich nichts für mich begehre, nur das Wohl dieſes armen, kampfzerriſſnen Frankenreichs ſuche."

„Und auch deſſen Heil nur mit reinen Mitteln, auf gerechten Wegen . . ."

„Die Gott wohl gefällig ſind wie der Zweck. Das iſt es, ſiehſt du, was mich oft ſtaunen macht bei den Geſchicken meines Nebenbuhlers, — meines Überwinders! — dieſes gewaltigen Ebroin: wohl glaub' ich — weiß ich! — von ihm, daß auch er des Reiches Heil anſtrebt: — wie er es eben ſich vorſtellt! — Aber er ſchreitet zu ſeinen Zielen auf blutigen Wegen, mit frevelnden Mitteln: und ſiehe da, der Himmel, der mich hemmt auf meinen gerechten Pfaden, —

ihm wirft er Kranz auf Kranz auf den Helm. Ach, wie lange noch? Ich gestehe, nur ungern, zögernd, greife ich gegen ihn nochmals zu den Waffen, das Werk meines Lebens durch zu kämpfen: die Vereinung des ganzen Frankenreiches unter austrasischer Herrschaft: so lang jener böse, aber eherne Held das Schwert schwingt, das uns so schwer getroffen hat dort bei Laffaux, ist's ein harter Entschluß! Und wir sind in den gleichen Jahren: — leicht mag geschehn, daß er mich überlebt. Und wer ist dann der Erbe meiner Macht, meiner Gedanken? Ein Knabe!"

„Ergieb dich in Geduld in die Fügungen des Herrn. Wie leicht mag er jenen blutigen Eber fällen in der Vollblüthe seiner Kraft und seiner Sünden! Und dein Knabe, Karl, — mir ist, in ihm hat Gott unser Haus und unser ganzes Volk gesegnet: so kühn, so rasch und bei so jungen Jahren — kaum sechzehn — schon so klug. Sieh, da kommt er — von der Metzer Straße her — in den Hof gesprengt auf seinem weißen Rößlein! Wie ihm das goldne Har

das junge Haupt umfliegt! Ei, wie eilig hat er's gehabt! Wie ſeine rothen Wangen glühn! Schon eilt er die Stufen herauf."

„Vater," rief der ſchöne Knabe athemlos, ſchon auf der unterſten Stufe. „Vater, ich heiſche Botenlohn. Ich bringe frohe, große Kunde." Hier mußte er inne halten, der Athem verſagte ihm.

„Was iſt geſchehn?"

„Was bringſt du?"

So fragten Vater und Großohm zugleich.

„Todt liegt Ebroin, der grimme Eber! Zuverläſſige Boten meldeten's nach Metz."

„Todt?"

„Geſtorben?"

„Erſchlagen: von Bluträchern, von den Söhnen Hermengars, und verrathen von ſeinen eignen Kleinleuten. Sie ſind ohne Führer da drüben, völlig uneins. Zwei, drei Hausmeier bekämpfen ſich um das Erbe der Macht!"

„Ebroin todt?" rief Pippin, aufſpringend von

dem Stuhl. „Das ist der Ruf des Herrn! Auf, Oheim, rasch, Karl, versammelt alle Reiter dieses Hofes: sie sollen als meine Boten davon jagen. Aufbieten sollen sie den Heerbann von ganz Austrasien! Die Stunde kam! Wir ziehn zu Feld! Nun gilt's, das Frankenreich empor zu ziehn durch diese Hand."

„Vater, Vater, aber ich darf diesmal mit!"

„Ja," lächelte der, „du und dein Hämmerlein, — ihr dürft fortan immer mit!"

„Hei, dann geht's besser, du sollst sehn, als bei Laffaux."

„Du aber, Bischof," fuhr Pippin feierlich fort, „ich bitte dich: du segne dies, mein Schwert."

Und er kniete nieder, zog das Schwert und hielt die nackte Klinge vor sich hin.

„Ich segne und ich weihe diese Waffe! Ich segne sie mit Sieg: höre mich, Gott: so wahr Pippin, der Selbstsucht bar, nur das Heil des Frankenreiches sucht, so sicher sende ihm den Sieg."

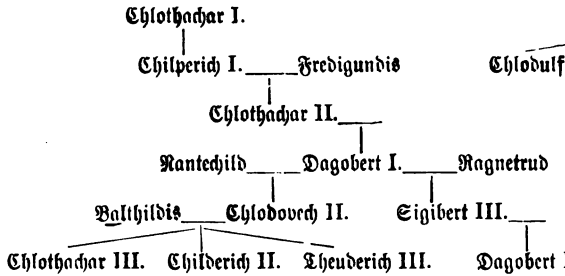
„Amen!" sprach Pippin aufspringend und das

Schwert in die Scheide ſtoßend. „Ich falle oder ich vereine wieder die hadernden Reiche.“

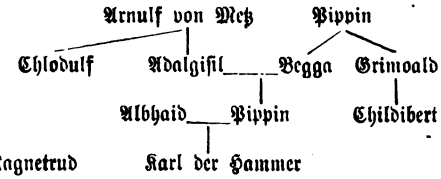
„Und wohin, Vater?“ fragte der junge Karl, „wohin ſollen die Heerbanne ziehen, die Aufgebote eilen? Wohin zielt dein Stoß?“

Pippin ſann eine Weile. „Nach Tertri. Denn ich vernahm zuletzt, König Theuderich und ſein Hof lagert bei Tertri. Den Königsknaben muß ich haben, in ſeinem Namen zu herrſchen: aus ſeinem geſchlagnen Heere greif' ich ihn heraus. Auf, Karl, mein Sohn! Laß die Hörner ſchmettern. Auf! Nach Tertri geht der Zug! Und der Herr Chriſtus zieht mit uns!“

Merovingiſche Stammtafel.



Arnulfingiſche Stammtafel.



THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY

ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

THE NEW YORK
PUBLIC LIBRARY
ASTOR, LENOX AND
TILDEN FOUNDATIONS.

Kleine Romane
aus der Völkerwanderung
Band X.

Ebrovin

Historischer Roman aus der Völkerwanderung

von

Felix Dahn.

Mit einer Karte.

Vierte Auflage.

Leipzig
Druck und Verlag von Breitkopf und Härtel
1897.

Felix Dahn's Romane und Erzählungen.

Bis zum Tode getreu. Erzählung aus der Zeit Karl's d. Großen. 11. Auflage. 1896. Geh. 7 ℳ 50 ₰. Fein geb. 8 ℳ 50 ₰.

Erinnerungen 1. Buch, bis zur Universität (1834—50). 1.—3. Aufl. 1890. Geh. 5 ℳ, fein geb. 6 ℳ.

—— 2. Buch, die Universitätszeit. Geh. 10 ℳ, Fein geb. 11 ℳ.

—— 3. Buch. Geh. 10 ℳ, fein geb. 11 ℳ.

—— 4. Buch, 1. Abth., Würzburg, Sedan. Geh. 10 ℳ, geb. 11 ℳ.

—— —— 2. Abth., Königsberg. Geh. 12 ℳ, geb. 13 ℳ.

Die Finnin. Erzählung. 1.—2. Aufl. 1892. Fein geb. 4 ℳ.

Irigga's Ja. Erzählung. 2. Aufl. 1896. In Originalband 4 ℳ.

Julian der Abtrünnige. Historischer Roman in 3 Bänden. 1.—5. Aufl. 1893. Geh. 21 ℳ, fein geb. 24 ℳ.

Ein Kampf um Rom. Historischer Roman in 4 Bänden. (Mit 3 Karten.) 24. Auflage. 1897. Geh. 24 ℳ. Fein geb. 28 ℳ.

Kämpfende Herzen. Drei Erzählungen. 5. Auflage. 1894. Geh. 5 ℳ. Fein geb. 6 ℳ.

Die Kreuzfahrer. Erzählung aus dem 13. Jahrhundert. 6. Aufl. Zwei Bände. 1892. Geh. 12 ℳ. Fein geb. in 1 Bde. 13 ℳ.

Odhin's Rache. Erzählung. 1891. Fein geb. 4 ℳ.

Odhin's Trost. Ein nordischer Roman aus dem 11. Jahrhundert. 9. Auflage. 1897. Geh. 8 ℳ. Fein geb. 9 ℳ.

Kleine Romane aus der Völkerwanderung:

I. **Felicitas.** (a. 476 n. Chr.) 14. Aufl. 1896. Geh. 5 ℳ. Fein geb. 6 ℳ.

II. **Bissula.** (a. 378 n. Chr.) 9. Aufl. 1897. Geh. 8 ℳ. Fein geb. 9 ℳ.

III. **Gelimer.** (a. 534 n. Chr.) 7. Aufl. 1893. Geh. 9 ℳ. Fein geb. 10 ℳ.

IV. **Die schlimmen Nonnen von Poitiers.** (a. 589 n. Chr. 7. Auflage. 1895. Geh. 5 ℳ. Fein geb. 6 ℳ.

V. **Fredigundis.** (Ende des 6. Jahrhunderts.) 6. Auflage. 1886. Geh. 10 ℳ. Fein geb. 11 ℳ.

VI. **Attila.** (a. 453 n. Chr.) 7. Aufl. 1889. Geh. 7 ℳ. Fein geb. 8 ℳ.

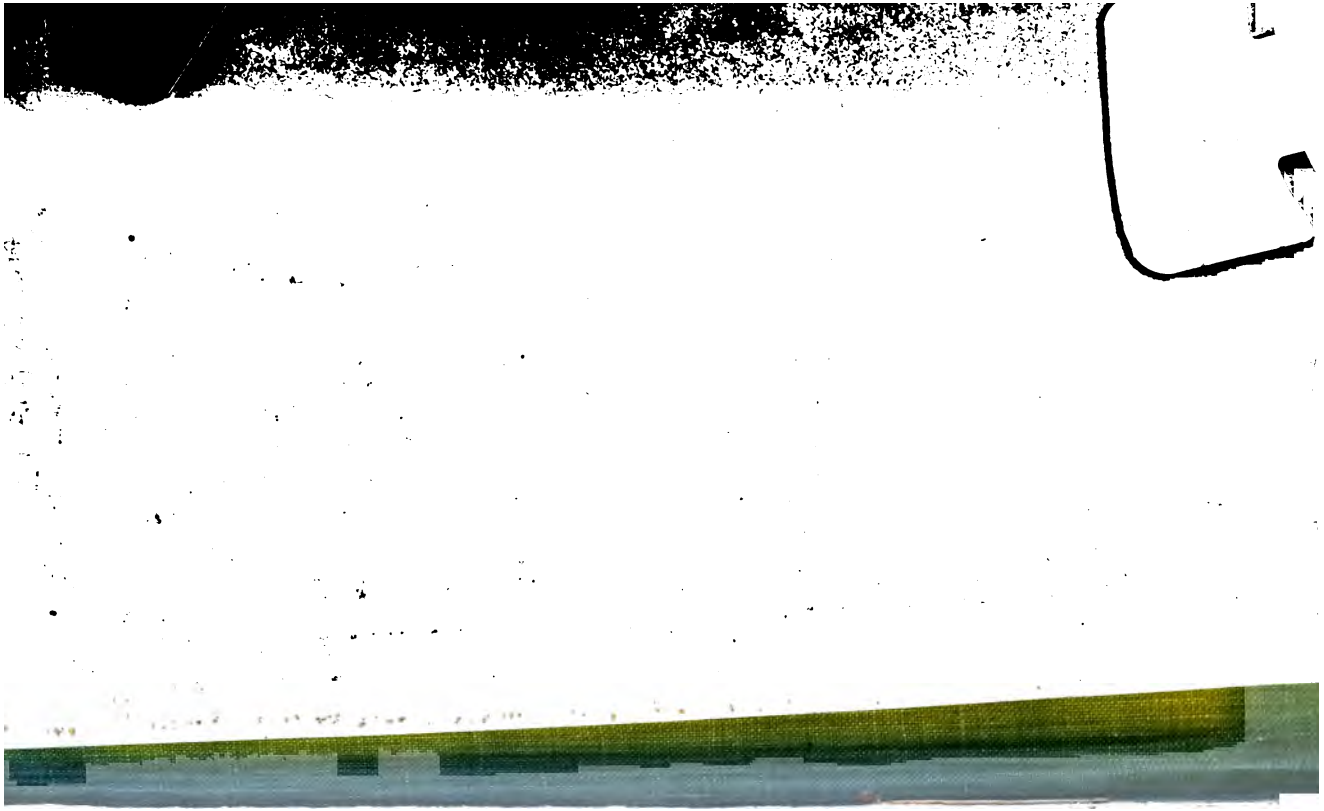
VII. **Die Bataver.** (a 69 n. Chr.) 6. Aufl. 1891. Geh. 9 ℳ. Fein geb. 10 ℳ.

VIII. **Chlodovech.** (a. 481—511 n. Chr.) 6. Aufl. 1895. Geh. 6 ℳ. Fein geb. 7 ℳ.

IX. **Vom Chiemgau.** (a. 596 n. Chr.) 6. Aufl. 1897. Geh. 6 ℳ. Fein geb. 7 ℳ.

Sind Götter? Die Halfred Sigskaldsaga. Eine nordische Erzählung aus dem 10. Jahrhundert. 6. Aufl. 1893. Geh. 4 ℳ 50 ₰. Fein geb. 5 ℳ 50 Pf.

Skirnir. Erzählung. 1889. In Originalband 5 ℳ.

Was ist die Liebe? Erzählung. 5. Auflage. 1897. 12. In Originalband. 3 ℳ.

Welt-Untergang. Erzählung aus dem Jahre 1000 nach Christus. 7. Auflage. 1889. Geh. 7 ℳ 50 ₰. Fein geb. 8 ℳ 50 ₰.